Ägypten

von Alexander dem Großen bis auf Mohammed

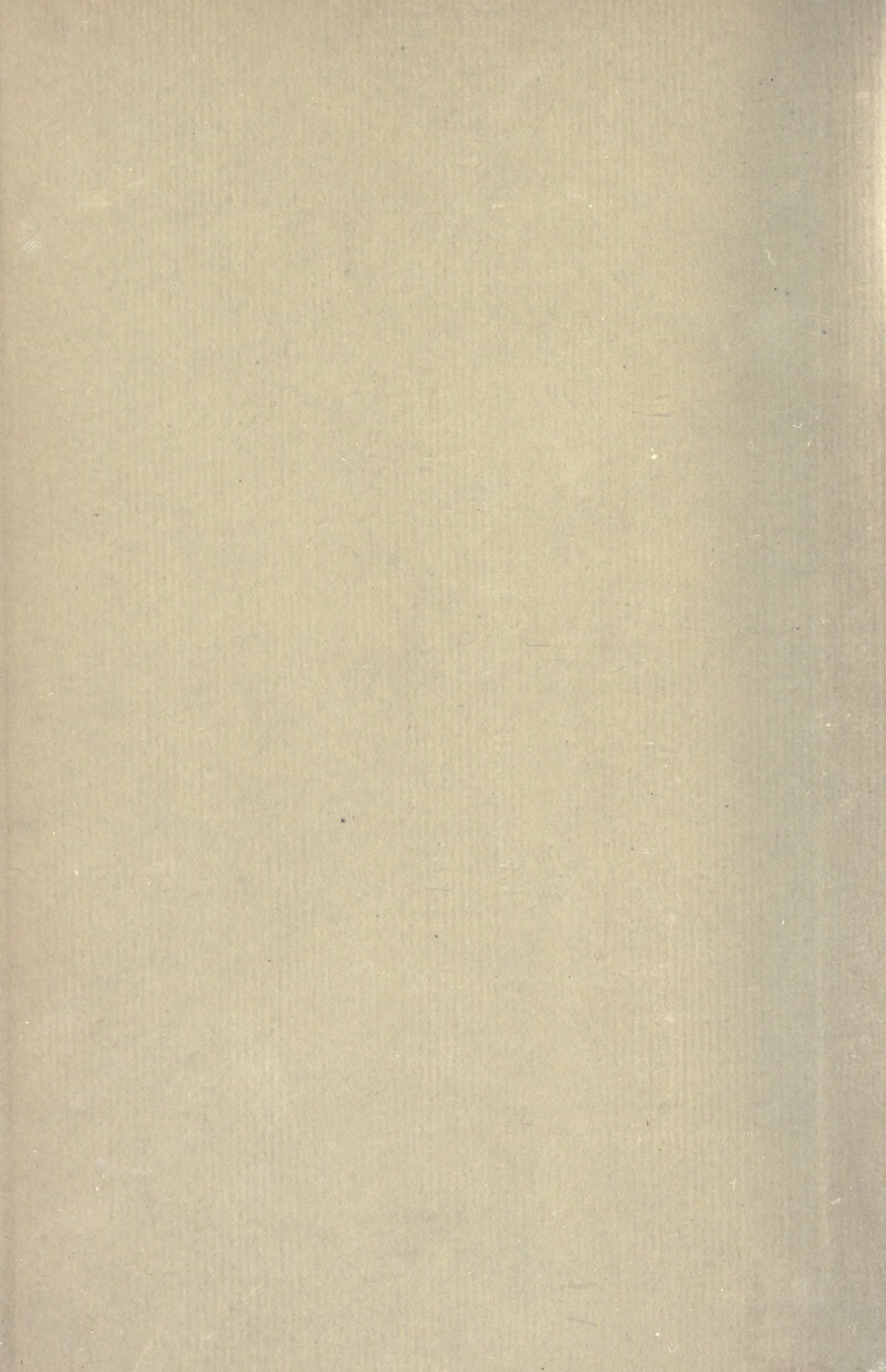
von

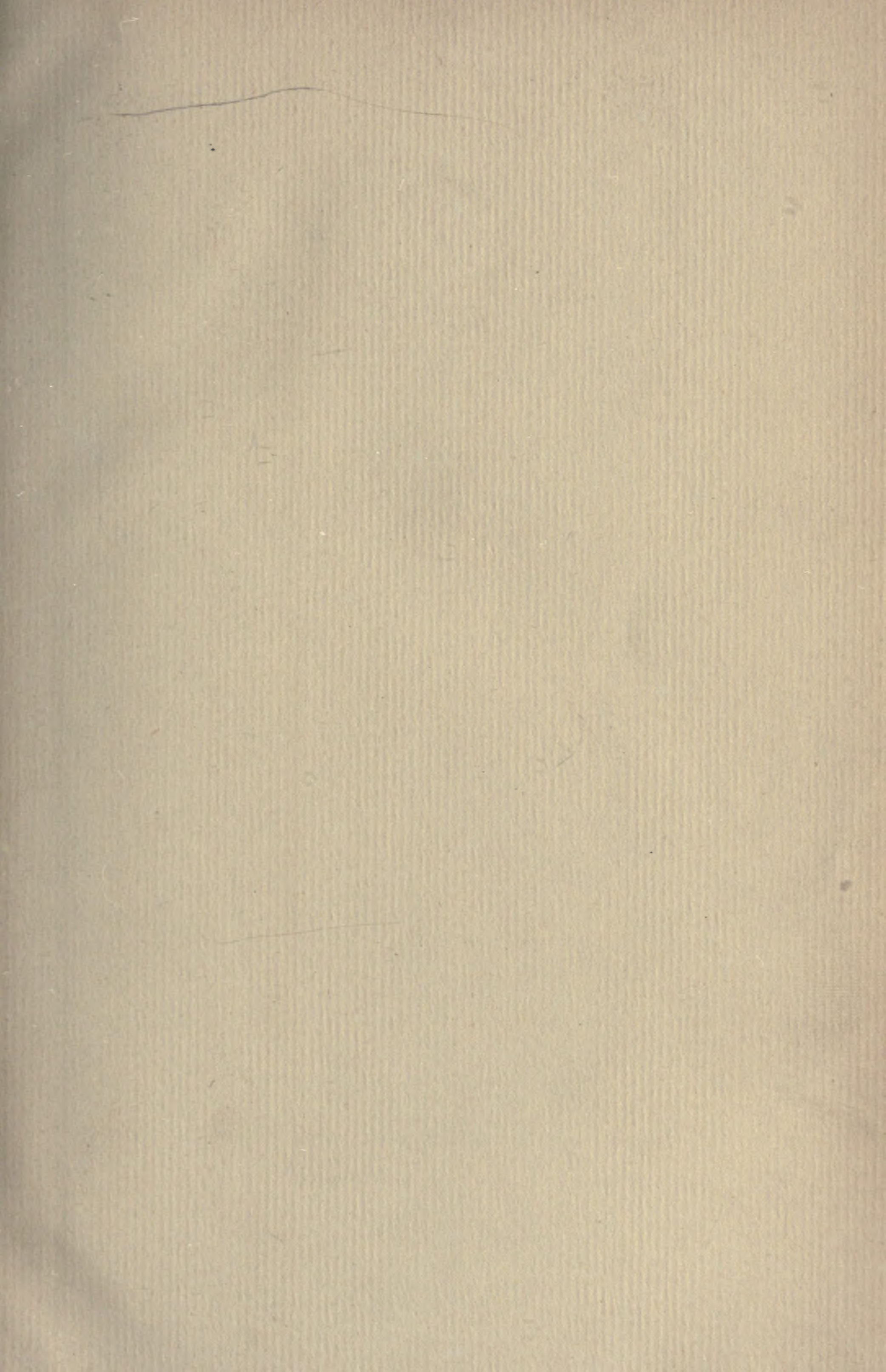
Wilhelm Schubart



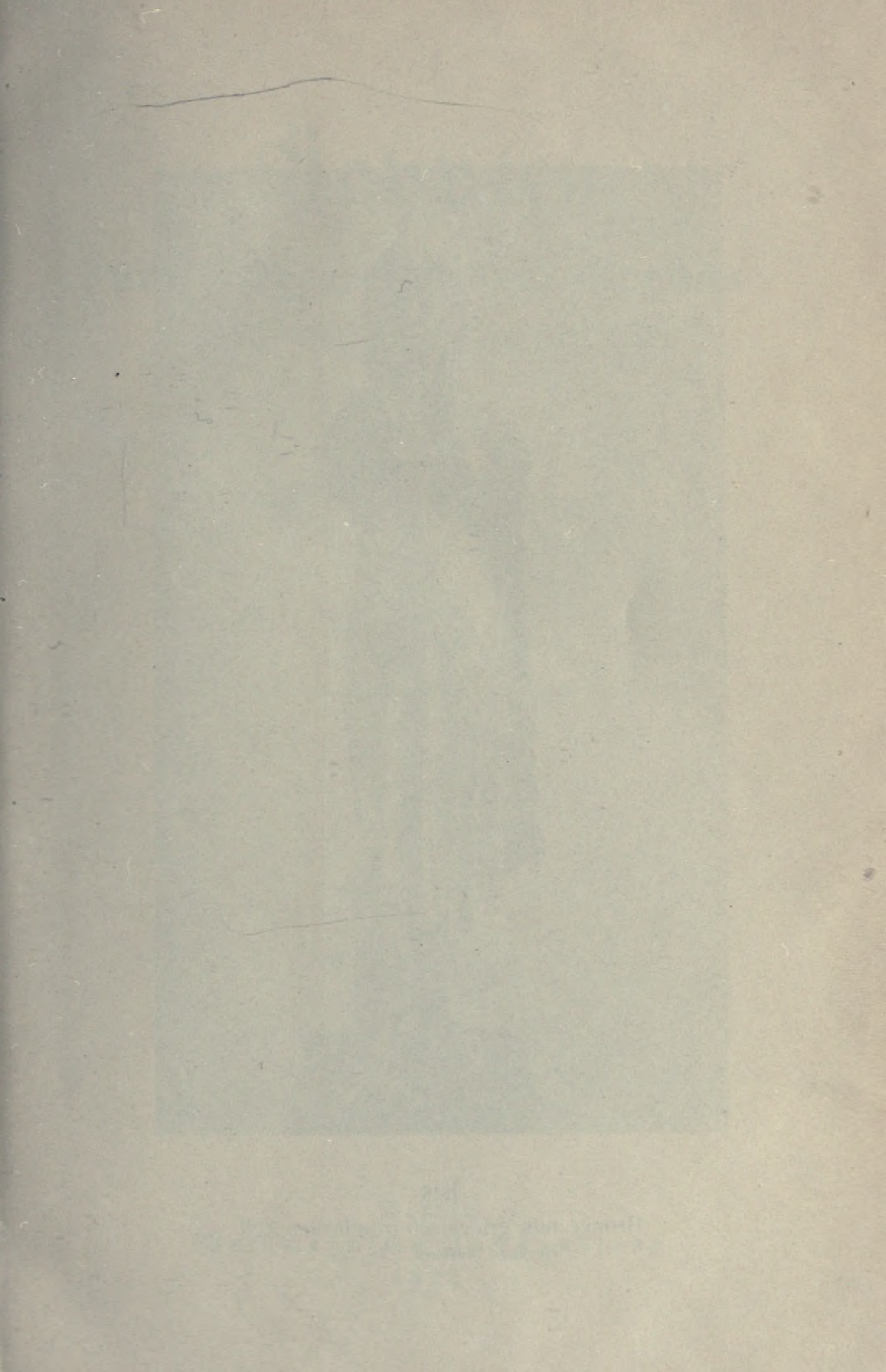
Berlin

Weidmannsche Buchhandlung











Isis

Bronce aus griechisch-römischer Zeit

Berliner Museum. Äg. Abt.

Ägypten

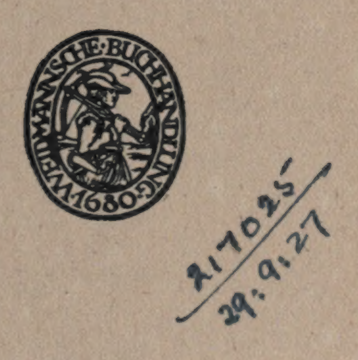
von Alexander dem Großen bis auf Mohammed

von

Wilhelm Schubart

*

Mit einer Tafel in Lichtdruck und einer Kartenskizze



Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1922



Vorwort

Ägyptens Altertum, das Reich der Pyramiden und der Pharaonen, das in ferne Jahrtausende hinaufreicht, wird von Ägyptens Neuzeit, der seit dem siebenten Jahrhundert die Araber ihre Sprache, Sitte und Glauben aufgeprägt haben, durch ein Jahrtausend getrennt, dessen Bild erst im Laufe der letzten Jahrzehnte aus dem Nebel unbestimmter Ahnung ins Licht der Erkenntnis getreten ist, seitdem eine Fülle neuer Entdeckungen, namentlich vieler Tausende von beschriebenen Papyrusblättern, der geschichtlichen Forschung unerwartete Erfolge beschieden hat. Griechische Waffen, griechischer Handel, griechische Sprache, griechische Bildung haben damals den Osten der Mittelmeerländer erobert und durchdrungen; nirgends aber wird dies Ringen zweier Welten, deren jede ihre eigne Größe besitzt, nirgends auch ihre Verschmelzung so sichtbar wie in Ägypten. Mag es vielleicht noch zu früh sein, um diese Zeit, vom Eroberungszuge Alexanders des Großen bis zum Siegeslaufe des Islam, als Ganzes zu schildern, so fördert doch jeder Versuch, die Ergebnisse mühsamer Kleinarbeit zusammen zu fassen, wenn er die tausend Einzelheiten ordnet und überschaut. Wie damals das Leben der Menschen in Staat und Gesellschaft, in Handel und Wandel, in Glauben und Denken sich völlig umgestaltet und doch uralte Grundzüge wahrt, wird am deutlichsten, wenn man es in Land und Landschaft, in die bewegte Großstadt, das reiche Mittelland, den heißen Süden hinein stellt und hinein schaut. Der Reichtum der Erscheinungen fügt sich in drei solche Bilder, die sich aus dem, was überliefert wird, und aus der Anschauung Ägyptens von selbst ergeben. Ohne die Last der Hinweise und Beweise möchte ich diese noch nicht lange bekannte, reizvolle, weithin wirkende Welt jedem erschließen, der für geschichtliche Vorgänge und Zustände ein offenes Auge hat.

Berlin-Steglitz, den 10. Oktober 1922.

Wilhelm Schubart.

Inhalt.

1. Alexandreia.

Die Anlage der Stadt.

Wer zur See nach Ägypten fährt, sieht schon lange vor der Ankunft eine flache Küste gelb aus dem Meere auftauchen, einer niedrigen Düne gleich, kahl und öde; hier und da steht vereinzelt eine dürftige Palme. Aus dem tiefblauen Wasser des Mittelmeers kommt das Schiff in ein helles, aber undurchsichtiges Grün, und nun leuchtet von vorn ein weiter Bogen weißer besonnter Häuser entgegen, der Hafen von Alexandreia. Vor zweitausend Jahren wird der Reisende den gleichen Anblick gehabt haben, obwohl Hafen und Häuser sich seitdem mehr als einmal völlig geändert haben; das Land und das Meer und die Sonne sind geblieben wie sie waren.

Als Ägypten noch seinem Volke gehörte und von seinen Pharaonen beherrscht wurde, stand es zwar in lebhaftem Seeverkehr übers Mittelmeer mit den Inseln von Kypros bis nach Kreta und vielleicht noch viel weiter nach Westen, aber wir ahnen nicht, von welchem Hafen aus seine Schiffe die Reise unternahmen, die Jahrhunderte später dem Dichter der Odyssee weit und gefährlich erschien. Schwerlich war es die offene Reede des unbedeutenden Dorfes Rakotis am westlichen Ende des Nildeltas; an diesem steinigen Strande und auf der vorgelagerten Insel mögen wohl nur Fischer gehaust haben. Um so wunderbarer ist der Entschluß Alexanders des Großen, hier Hafen und Stadt anzulegen, die seinen Namen tragen sollten. Daß diese Alexanderstadt alle übrigen überflügeln, überdauern, Jahrtausende hindurch fortbestehen würde, konnte er nicht ahnen; aber er selbst oder seine landeskundigen Berater müssen einen Grund für ihre Wahl gehabt haben, den wir nicht kennen. Die Küste des Deltas ist ungastlich; immerhin gab es doch ältere Hafenstädte, im Osten Pelusion, im Westen, nicht weit von der neuen Alexanderstadt, an der Mündung eines der großen Stromarme Kanobos. Man wählte sie nicht, sondern legte

die neue Stadt dort an, wo die kleine Insel Pharos dem Festlande vielleicht als ein Wellenbrecher dienen mochte. Es ist müßig, den Grund dieser Wahl zu suchen, solange wir nicht einmal ahnen, ob das alte Ägypterdorf Rakotis etwa schon vorher einen Seeverkehr an sich gezogen hatte.

Der große Alexander, der in den Jahren 332—331 v. Chr. die bis dahin persische Provinz Ägypten eroberte und besuchte, mag zwar selbst die Stätte besichtigt haben, die nach ihm heißen sollte; aber alles Übrige überließ er gewiß den Männern, denen er die Verwaltung des Landes anvertraute. Sie fanden so gut wie alles zu tun. Aus der offenen Reede mußte zunächst ein Hafen geschaffen werden; an griechischen Hafenerbauern, die solcher Aufgabe gewachsen waren, fehlte es gewiß nicht, lagen doch die größten Griechenstädte des Stammlandes und Kleinasiens am Meere. Sicherlich hat es Jahrzehnte gedauert, bis auch nur die Hauptbauten vollendet waren. Man verband die Insel Pharos durch einen langen Damm, das Heptastadion, mit dem Festlande und trennte dadurch einen östlichen und einen westlichen Hafen. Den östlichen, größeren, umfaßte von Osten her ein Landvorsprung, der sich in Klippen bis gegen die Insel fortsetzte, so daß nur eine mäßige Durchfahrt blieb; es kam nur darauf an, die Landzunge zu befestigen. Innerhalb dieses großen Osthafens tiefte man noch einen kleineren Hafen aus, der dem Könige vorbehalten war. Im Westen dagegen mußte fast alles neu geschaffen werden; dieser Eunostos-Hafen wurde durch Molen gebildet, von Norden her durch die Insel Pharos gedeckt; auch in seinem Innern schloß man einen kleineren Kriegshafen ab, den man den „Kasten“ nannte. Im Altertume drängte sich der Hauptverkehr im Osthafen zusammen, der heute vernachlässigt dem Ansturm der Wellen offen liegt, während der Westhafen jetzt Alexandreias Eingangspforte geworden ist.

Wie Hafen und Stadt einst aussahen, wird uns Heutigen nicht ohne weiteres anschaulich. Freilich liegt die heutige Stadt noch ungefähr an derselben Stelle, und das Gelände hat seine Grundlinien gewahrt, wenn auch nicht überall, denn das Heptastadion, einst ein schmaler Damm, ist später absichtlich zu einer bewohnbaren Landverbindung verbreitert worden und trägt jetzt einen beträchtlichen Teil der Stadt. Und gerade weil die Lage der Stadt sich in mehr als 2000 Jahren nur wenig verschoben hat, sind die Spuren des Alten in beständiger Erneuerung verwischt worden oder ganz untergegangen, so daß die sonst so erfolgreichen Ausgrabungen hier schwer ausführbar sind und nicht überall zum Ziele führen. Wieviel

sie trotzdem zu Tage gefördert haben, werden wir bald sehen. So hilft es uns sehr, daß wir wenigstens Strabons ziemlich ausführliche Beschreibung Alexandreias aus der Zeit des Augustus besitzen, leider aber keinen Plan; mancherlei wird auch sonst nebenbei berichtet. Der Grundriß, sagt Strabon, habe bei einer Länge von 30 Stadien und einer Breite von 7—8 Stadien die Gestalt einer Chlamys, des Mantels, den der makedonische Mann trug; es war also ein langes, schmales Rechteck von ungefähr 6 km Länge und etwa 1½ km Breite. Die Natur schrieb die Grundform vor, denn gegenüber der Insel Pharos wird die Küste von Süden durch den Mareotischen See eingeengt und bildet einen jener Streifen, die bei den Alten „Bänder" hießen, häufig an der Küste des Deltas und auch sonst überall da, wo Lagunen entstanden sind. Es ist ein flacher Kalksteinriegel, der Meer und See von einander scheidet; ein paar Erhöhungen steigen um wenige Meter über die allgemeine Fläche an. Nach dem See hin breitet sich sumpfiges Gelände.

War die schmale Streckung der Stadt Natur, so prägte sie doch erst menschlicher Wille zum Rechteck. Mehr als hundert Jahre früher entwarf Hippodamos von Milet bereits solche Stadtpläne, wo es sich um neue Gründungen oder um den Umbau der alten, winkligen, krummstraßigen Hellenenstädte handelte. Gerade Straßen, die sich rechtwinklig kreuzen, das war damals das Neueste, und der große Perikles zog den milesischen Städtebauer heran, als er Athens Hafen Peiraieus umgestaltete; Aristophanes ließ sich die Gelegenheit zum Spotte über den rechtwinkligen Mann nicht entgehen. Thurioi und Rhodos wurden nach der Art des Hippodamos angelegt, und später noch viele hellenische Städte; das kleinasiatische Priene, das deutsche Ausgrabungen erschlossen haben, ist ein Beispiel dafür, wie gewaltsam bisweilen der Erbauer über alle Höhen und Täler hinweg ging, um den hippodamischen Plan durchzuführen. Bis nach Italien hat er gewirkt; zum Teile ist auch Pompei so gebaut und kann uns deshalb im Kleinen so mancherlei über das große Alexandreia lehren.

Deinokrates zog von Westen, wo das alte Rakotis angrenzte, eine lange Straße bis zum Ostende und diesem näher im rechten Winkel dazu eine nordsüdliche kürzere Straße. Diese beiden Hauptzüge waren mehr als 1 Plethron, das heißt etwa 30 m breit; aber auch alle übrigen, die rechts und links von ihnen gerade laufend sich kreuzten, konnten befahren werden. Strabon betont das besonders, weil gewiß die älteren Griechenstädte und auch das Rom des Augustus noch weit von solcher Regelmäßigkeit und Verkehrs-

bequemlichkeit entfernt waren. Die westöstliche Straße, den eigentlichen Hauptweg, nannten die Alexandriner Plateia, die Breite, oder Dromos, die Laufbahn; an ihren Enden standen Tore, die man später als Sonnen- und Mondtor bezeichnete. Ob der große Viertorbau, das Tetrapylon, schon im Anfange über der Kreuzung der beiden breiten Straßen sich erhob, ist mindestens die Frage. Die Breite der Straßen Alexandreias behauptete nicht allzu lange den ersten Platz, denn jüngere Anlagen, sogar Provinzialstädte in Ägypten selbst, überflügelten sie in der römischen Kaiserzeit.

Wie der Grundriß rein griechisch ist, so auch die Bauordnung, von der uns ein frühes Papyrusblatt wenigstens einen Fetzen geschenkt hat: innerhalb der Stadt sollen die Häuser einen Fuß Abstand wahren, außerhalb der Stadt das Doppelte. Das ist seltsam, obwohl es sich an Athens solonische Ordnung anlehnt. Vielleicht ergab sich doch bald genug die geschlossene Bauweise von selbst, die auch diesen Abstand beseitigte; alles was man sonst weiß, führt auf die Vermutung, daß die Alexandriner ihren Baugrund stark ausnutzten. Außerhalb der Stadtmauer aber befremdet der geringe Abstand erst recht; er wird begreiflich, wenn wir nicht an Villenvororte oder halbländliche Siedlungen denken, sondern an eine Fortsetzung der Großstadt, die schon sehr früh über die ursprünglichen Mauern hinausgewachsen sein muß. Diese regelmäßige hellenische Stadt bildete ohne Zweifel einen starken Gegensatz zu ihrem westlichen Nachbarn, dem ägyptischen Rakotis. So liegen auch heute in Ägyptens Großstädten Alexandrien und Kairo die europäische und die arabische Stadt neben einander und gehen in einander über, die übersichtlich langweilige Mittelmeerwelt und der wirrvoll reizende Orient. Mehr als alle Herstellungen des alexandrinischen Stadtplans, woran sich viele versucht haben, lehrt eine aufmerksame Betrachtung der Pläne im Bädeker, wenn man aus dem Heutigen das Vergangene herauszulesen versteht.

Alexandreia hatte fünf Stadtteile, die nach den ersten Buchstaben des Alphabets Alpha, Beta, Gamma, Delta und Epsilon benannt wurden; in andern hellenischen Städten teilte man in Häuserblöcke ein, die Nummern oder Namen trugen, während wir die den Block umgrenzenden Straßen zu benennen pflegen. In Alexandreia trugen auch die Straßen eigne Namen; aber unser Wissen von dieser ersten Weltstadt des Altertums ist so dürftig, daß wir nur ganz wenige anführen können. Innerhalb des Stadtteils bezeichnete man das einzelne Haus nach dem Besitzer, nach den Nachbarn, nach bekannten Gebäuden in der Nähe, wie es gelegent-

lich die Anschrift eines Briefes verrät; wenn aber in Thmuis, einer mäßigen Landstadt des Nildeltas, jedes Haus innerhalb des Blocks seine Nummer führt: „im 20. Block Haus 178", so liegt es sehr nahe, für das große Alexandreia das Gleiche zu vermuten. Im übrigen bedeutet auch heute in der Großstadt Kairo Stadtviertel und Nachbarschaft für die Einheimischen weit mehr als Straßennamen.

Am Osthafen, weit ins Land hinein und auf den Landvorsprung Lochias hinausgreifend, lag die Königsburg, in Wirklichkeit ein ganzes Viertel, denn jeder der Könige aus dem Ptolemäerhause baute sich einen Wohnpalast. Die Burg umfaßte Tempel und Gärten, das Quartier der makedonischen Leibgarde, das Museion wie die große Bibliothek, deren Bedeutung wir noch kennen lernen werden, und vor allem das Alexandergrab. Aus Babylon hatte Ptolemaios I. die Leiche des Welteroberers in seine Provinz Ägypten geholt und in der alten Landeshauptstadt Memphis beigesetzt; sein Sohn bereitete ihr eine prunkvolle Stätte in der Stadt, die seinen Namen trug und noch trägt, war doch Alexander Reichsgott und Stadtgott und auch im Tode der kostbarste Besitz für einen König, der sich im Grunde nur als irdischen Vertreter des fortlebenden und fortherrschenden Alexander betrachtete. Ihm nahe ruhten die Ptolemäerkönige. Auch das Dionysos-Theater gehörte zur Burg. Befestigungen werden ihr nicht gefehlt haben, ebensowenig wie dem großen Hafen, der ihr zu Füßen sich ausbreitete. Dem Schiffsverkehre aus aller Herren Ländern dienten die Warenspeicher des Emporion, des Handelshafens, und daran reihten sich die Docks bis zum Heptastadion. In älterer Zeit führte nur eine Straße und eine Wasserleitung hinüber zur Insel Pharos, die erst später in die Stadt einbezogen wurde. Über ihre Schutzmauern ragte hoch empor das berühmteste Bauwerk Alexandreias, fast darf man sagen jener Zeit überhaupt, der Leuchtturm, der den Namen Pharos unsterblich gemacht hat. Wahrscheinlich auf der Ostspitze der Insel gelegen, Lochias gegenüber, baute er sich in drei Stockwerken, nach oben enger werdend, mehr als 100 m hoch auf. Man hat vielfach versucht, aus Beschreibungen und Erwähnungen, aus Bildern auf Münzen und allerlei mangelhaften Nachbildungen eine Vorstellung von diesem Weltwunder zu gewinnen, dessen Gestalt nach Osten wie nach Westen, auf Türme der Kathedralen und auf Minarette der Moscheen, anregend gewirkt hat; aber eine unanfechtbare Herstellung wird schwerlich gelingen. Der Pharos, in den die hoch entwickelte alexandrinische Mechanik auch einen großen Hohlspiegel

einbaute, war der erste große Leuchtturm der Welt, das Werk des Baumeisters Sostratos von der Insel Knidos, der es den Seefahrenden widmete. Die Widmungsinschrift, die am Turme außen sichtbar stand, erwähnt mit keinem Worte den König; hat Sostratos, im Bunde der Inselgriechen ein hoch angesehener Mann, den Bau auf eigne Hand ausgeführt? Das Werk ist erst im Anfange des 3. Jahrhunderts v. Chr. unternommen worden; seinen Ruhm haben Seefahrer und Dichter durch die Welt getragen.

Keine Hellenenstadt ohne Gymnasion; das alexandrinische an der west-östlichen Hauptstraße besaß Hallen, die mehr als ein Stadion sich erstreckten, und umschloß Gärten, wie denn überhaupt Alexandreias Garten- und Parkanlagen ein besonderes Merkmal waren. Die alte Liebe der Ägypter zu den Blumen übertrug sich hier auf die hellenischen Siedler: Alexandreia wurde die Stadt der Blumen, und die Blumenverkäuferinnen und Kranzbinderinnen gehörten ebenso zu ihrem Bilde, wie das Blumenornament zu jedem Bau, fast zu jedem Gerät. Wandelhallen und Verkaufshallen, vielleicht den Bazaren orientalischer Großstädte nicht unähnlich, begleiteten die Plateia, die wir uns als eine Prachtstraße ausmalen dürfen. Dagegen lagen die Rennbahn, das Stadion, und die Bahn fürs Pferderennen, der Hippodromos, später zum Zirkus gewandelt, vor dem östlichen Tore. Von alexandrinischen Bädern wissen wir wenig, fast nur, daß es ihrer gab; sie werden an Reichtum und Schönheit die Anlagen in der Provinz, von denen wir öfters lesen, mindestens erreicht haben, wenn auch nicht die Riesenmaße der kaiserlichen Thermen in Rom. Alle diese Bauten trugen sicherlich ein rein hellenisches Gepräge; der Hof, die Bürgerschaft, die ganze Stadt waren hellenisch, wenn nicht durchweg nach der Abstammung, so doch in Sitte, Bildung und Sprache.

Weit mehr ägyptisch sah dagegen ohne Zweifel das Heiligtum des Sarapis im Westen der Stadt aus; es stand da, wo sich heute noch die sogenannte Pompeiussäule, einst zu Ehren des Kaisers Diokletian errichtet, aus Schutt und Trümmern erhebt. Den Gott selbst werden wir kennen lernen in seinem ägyptischen, aber hellenisch umkleideten Wesen und seiner überragenden Bedeutung für Alexandreia und die Welt; sein Tempel war eines der Wahrzeichen der Stadt. Nicht weit von ihm begann Rakotis, wo die Ägypter wohnten. Vielleicht ist es nur ein Zufall, daß auch heute der Osten Alexandriens mehr europäisch, der Westen mehr orientalisch erscheint, in der Art der Straßen, im Bau der Häuser und in den Bewohnern. „Um es mit

einem Worte zu sagen, faßt Strabon zusammen, die Stadt ist voller Weihgeschenke und Heiligtümer." Tempel der eigentlich alexandrinischen Götter, des Agathos Daimon und der Tyche, der großen hellenischen wie ägyptischen Götter, vor allem der Isis, die von hier aus zur Weltkönigin emporwuchs, lagen durch das ganze Stadtgebiet bis zur Insel Pharos; dazu die zahlreichen Amtsgebäude der ptolemäischen Reichsbehörden, die später in römische Hand übergingen, und die Sitze der Stadtverwaltung, vom Hauptgericht, dem Dikasterion, das sich in den Gärten des Gymnasion befand, bis zu den zahlreichen städtischen und königlichen Gerichten, die wir aus den Urkunden kennen, die staatlichen Urkundenarchive der Kaiserzeit im Nana-Heiligtume und im Hadriansbau, Schreibstuben aller Behörden und Rechnungshöfe, der Zoll- und Postverwaltung; wer einen Blick in die Urkunden geworfen hat, ermißt leicht, wie vieler Räume die Steuerverwaltung zu allen Zeiten bedurft hat. Ein großer Teil dieser Verwaltungsbauten wird allerdings innerhalb der Königsburg gelegen haben. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich das Stadtbild geändert; namentlich die Römer haben seit den Tagen des Antonius mancherlei hinzugebaut. Jedoch am stärksten mag das Christentum gewirkt haben, das schon früh hier Wurzeln schlug, aber erst spät, gegen Ende des 3. Jahrhunderts, Kirchen zu bauen begann, die der Stadt um so mehr das Gepräge gaben, je mehr der alten Tempel verfielen oder zerstört wurden.

Alexandreia war von einer Wasserleitung durchzogen, die eine Anzahl von Zisternen speiste. Diese Zisternen muß man sich als große Wasserbecken, von Säulenhallen überdacht, denken, ähnlich wie sie in Konstantinopel noch erhalten sind, oder auch angelehnt an stattliche Schmuckbauten, deren Art durch die Ausgrabungen in Milet bekannt geworden ist. Genauer als hier wissen wir aus den Urkunden über die Wasseranlagen ägyptischer Provinzialstädte Bescheid; es ist kaum ein Zweifel, daß Alexandreia ihr Vorbild war. Demnach holten die Bewohner ihr Wasser aus den Zisternen, die man „Quellen" nannte und zahlten dafür Wasserzins, der jedenfalls an der Zisterne erhoben wurde, denn diese entrichtete ihn wiederum im Ganzen. In Alexandreia, so scheint es eine Urkunde zu ergeben, waren auch Häuser durch ein kleines Hebewerk unmittelbar an die Wasserleitung angeschlossen, wie denn später die Wasserzufuhr ins Haus den Großstädten des Altertums durchaus gewöhnlich war.

Man wohnte sehr eng; was uns aus Provinzialstädten berichtet wird, dürfen wir für Alexandreia in erhöhtem Maße voraussetzen.

Gewiß hat schon sehr früh die dichte Bebauung den ursprünglichen Umfang, die alte Stadtmauer, überschritten; auf dem kleinen Raume von etwa 9 Quadratkilometern, den noch dazu Königsburg, öffentliche Bauten und Parkanlagen stark verringerten, kann die Menge der Einwohner nicht Platz gefunden haben. Etwa zur Zeit des Augustus wird von 300 000 Freien gesprochen; aber wir kennen weder die Zahl der Sklaven noch wissen wir, ob nur Männer, nur Hellenen, nur eigentliche Bürger gemeint sind. Gab es damals im ganzen Ägypten rund eine Million Juden, so hat ihrer ein großer, wahrscheinlich der größte Teil in Alexandreia gewohnt, wo man zwei der fünf Stadtteile geradezu als Judenviertel bezeichnete. Dann muß aber die Gesamtstadt beträchtlich mehr Einwohner als jene 300 000 besessen haben. Die Angaben wollen nicht recht übereinstimmen; jedoch das Bild einer richtigen Großstadt geht aus allem hervor, und ich möchte glauben, daß Alexandreias Einwohnerschaft zur Zeit seiner höchsten Blüte von einer Million nicht weit entfernt gewesen sei. Damit ergeben sich aber die Wohnverhältnisse von selbst: der Baugrund war teuer und mußte aufs äußerste genützt werden. Leider versagen gerade hier die Urkunden, die uns über manche ägyptische Provinzialstadt so ergiebig unterrichten, weil das feuchte Seeklima die Papyrusblätter vernichtet hat, während sie im trockenen Oberlande leichter erhalten blieben; überdies stirbt die Vergangenheit nirgends schneller als da, wo das Leben immer frisch sich fortpflanzt in Handel und Wandel, in Bildung und Gesittung. Alexandreia ist niemals verödet, niemals vernichtet worden, sondern immer bewohnt gewesen; in solchen Städten gehen die Schriftstücke des täglichen Lebens rasch unter, weil man sie beseitigt, wenn sie keinen Wert mehr haben. Wo dagegen das Leben durch einen gewaltsamen Eingriff, sei es ein Eroberer oder ein Vesuv, ertötet wird, da bleibt unter Schutt und Trümmern und Sand die Vergangenheit erhalten. Nur besondere Zufälle haben Briefe und Urkunden aus Alexandreia gerettet, weit weniger als aus anderen Orten. Immerhin lehren sie eins: das Mietshaus war wohlbekannt, der Besitzer ließ es etwa durch einen Sklaven verwalten.

Allerlei Bilder müssen helfen: an den Wänden pompeianischer Häuser und auf den Mosaiken von Palestrina sieht man Nillandschaften gemalt und darin öfters hohe, mehrstöckige Gebäude, manchmal mit flachem Dache, manchmal mit hochgebogenen Giebeln; Tongefäße in Hausgestalt, die merkwürdigen Turmstelen von Axum weit oben im Sudan, sie alle scheinen

auf alexandrinische Vorbilder zurückzugehen. Und wenn wir nun in den Schriftstücken aus Provinzialstädten von „Türmen" lesen, die zum Wohnhause gehören, wenn der fromme Ptolemaios in Memphis von einem alexandrinischen Turme träumt, so dürfen wir ohne zu zweifeln vielstöckige Häuser in der Weltstadt voraussetzen, zumal da der mehrstöckige Bau auch sonst überall etwas ganz Gewöhnliches ist. Nicht so leicht gewinnt man eine Vorstellung von der Anlage der Häuser; die Beschreibung ägyptisch-hellenischer Häuser in Kauf- und Pachtverträgen ermangelt doch stets der Anschaulichkeit, und von der heutigen Bauweise auf die alte zurückzuschließen, ist nur mit großer Vorsicht erlaubt. Selbst die Ausgrabungen lehren nur Bedingtes. Vor allem wissen wir niemals, wie weit wir auf Alexandreia übertragen dürfen, was wir in Ägypten lesen oder vom Sande freilegen, denn alles kann hellenischer, europäischer ausgesehen haben als südlich des Nildeltas. Immerhin: der fast niemals vergessene Hof wird auch hier Regel gewesen sein, Wohnhaus und Wirtschaftsräume waren um ihn geordnet.

Die Anlage der alexandrinischen Gräber hat im besonderen auf zwei Hauptgestalten des Hauses geführt, die man heute durch die gesamte europäisch-mittelländische Welt zu verfolgen pflegt: das nordische Haus, das man mit dem griechischen Namen Megaron bezeichnet, ein großer Hauptraum mit Nebenzimmern, davor die offene Eingangshalle, die auf Säulen ruht; und ihm gegenüber das südliche Peristylionhaus, dessen Kern ein Innenhof bildet, den die Wohnzimmer umgeben; Säulen an allen vier Seiten schaffen einen offenen Umgang. Beide Gestalten konnten sich vermischen und haben es getan; aber wie sie in Alexandreia ausgeprägt waren, wie weit etwa das eigentlich ägyptische Haus sich eindrängte oder auch umgestaltend wirkte, das vermag ein vorsichtiges Urteil nicht zu sagen. So sehr wir für den Gesamteindruck von Pompei lernen dürfen, so bedächtig müssen wir ans Einzelne gehen, denn aus einer gleichen Urgestalt hat das italische Haus sich doch wesentlich anders entwickelt als das griechische. Alles in allem dürfen wir in Alexandreia, der Weltstadt, Turmhaus und Megaron, ägyptisches Haus und Peristylion voraussetzen, mit der Durchdringung und Entfaltung sehr ungleicher Bauweisen rechnen und nie vergessen, daß alle diese ärmlichen Grundformen und Grundrisse hinter der Mannigfaltigkeit und dem Prunke der Wirklichkeit weit zurückbleiben.

Alexandreia war ummauert und innerhalb der Mauer von vornherein als Großstadt angelegt, durchaus ein künstliches Gebilde aus

dem Willen des Gründers. Aber es sprengte die Mauern; Anzeichen dafür bemerkten wir schon. Wie die echte Weltstadt, obwohl künstlich geschaffen, doch sehr bald voll starken, eigenen Lebens, greift es mit Vorstädten und Vororten weit hinaus ins Land. Im Osten entstand vor dem Tore Eleusis, und später gründete Kaiser Augustus zum Gedenken seines Sieges Nikopolis, die Siegstadt. Draußen, schon in beträchtlicher Entfernung, zog das alte Kanobos die Alexandriner an, und auf der Landenge, die sich dorthin zwischen Meer und Kanal erstreckte, legten die Reichen ihre Gartengräber an, Gärten voller Palmen, Obstbäumen, Weinpflanzungen und Gemüsebeeten, die sie verpachteten; von hier mag der alexandrinische Markt seine Waren bezogen haben. Inmitten solcher Gärten erhob sich wohl der Grabbau, der oft genug ein prächtiges Mausoleum gewesen sein wird. Als Kaiser Trajan gegen die reichen Betrüger einschritt, die ihr Vermögen in Grabanlagen steckten oder ihre Schätze darin verbargen, um sich unter dem Schutze der geheiligten Stätte ihren Gläubigern und dem Staate zu entziehen, scheint er nicht allein an Roms Hochadel sondern auch an die Millionäre Alexandreias gedacht zu haben. Ganz anders wirkt eine Grabstätte begüterter Alexandriner im Südwesten der Stadt, heute Kôm eš šugâfa: tiefe Katakomben, Gänge, Wölbungen, Kammern in Kalkstein gehauen und mit Darstellungen der hellenisch-ägyptischen Mischkunst reich geschmückt. Totenstädte schlossen von beiden Seiten die Stadt der Lebenden ein; sie sind uns wiederum Zeugen des Lebens geworden, da sie am meisten von alexandrinischem Wesen bis auf die Gegenwart bewahrt haben.

Der Binnenhafen am mareotischen See nahm die Flotten auf, die Ägyptens Waren nach Alexandreia und von hier in die Welt führten; sein Verkehr übertraf noch die Seehäfen. Weiter landeinwärts, am westlichen Nilarme, lag bei Schedia das Reiseschiff des kaiserlichen Statthalters vor Anker, der hierin sicherlich dem Vorbilde der Ptolemäer folgte; von hier aus fuhren die vornehmen Herren nilaufwärts ins Land Ägypten hinein. Schedia scheint aber auch als Zollstation und Handelsplatz etwas bedeutet und im weiteren Sinne zu den Vororten Alexandreias gehört zu haben. Wir dürfen uns dies ganze Land reich bebaut, mit den Landhäusern reicher Alexandriner übersät vorstellen, Palmenpflanzungen und Nutzgärten, Rosenhaine und Bohnengebüsche, die dicht und hoch genug wuchsen, um Schatten und Erholung von der Sonnenglut zu gewähren. Und an der Mareotis gedieh der berühmte mareotische Wein.

Alexandreia, an der Küste im äußersten Westen, ist dem Delta des Nils vorgelagert. Dies Hinterland galt und gilt als Ägyptens ergiebigster Teil; nur hier breitet sich eine weite Ebene aus, bewässert von den großen Nilarmen mit ihren tausend Verzweigungen und Kanälen. In der Nähe des Meeres nehmen große Lagunen dem Fruchtlande viel, zumal im Osten, wo noch heute See und Sumpf am Sueskanal fast bis hindurch zum Roten Meere reichen. Im Westen begrenzt die libysche Wüste das Ackerland, und am Rande zieht sich das Tal der Natronseen entlang; am Meere weit gegen Westen vorgeschoben war die Kriegersiedlung Paraitonion Ägyptens äußerster Vorposten. Näher bei Alexandreia, aber schon in der Wüste, gründeten Christen später die Menas-Stadt, das Ziel der Pilger. Bevor Alexander den Hellenen Ägypten erschloß, hatten unternehmende Kaufleute Jahrhunderte früher im westlichen Delta Naukratis gegründet als ersten und einzigen Handelsplatz im seltsamen Wunderlande. Alexandreia nahm der alten Vorkämpferin des Hellenentums die Lebensluft; aber als stille Provinzstadt hat es noch lange fortbestanden. Von Osten her, wo Pelusion Hafen und Grenzstadt gegen Syrien bildete, tritt die Wüste flach an das Delta heran, trennt es mit ihrem breiten Gürtel von Palästina und gewährt einen Schutz, der viele Male Ägyptens Rettung geworden ist, aber doch nicht jeden Gegner abzuwehren vermochte. Das Delta verdankt seine große Fruchtbarkeit der reichlichen Wasserzufuhr und der sehr spürbaren Wirkung des Seeklimas, das bis hinauf zur Spaltung des Nils, in die Gegend von Kairo ausstrahlt. Der heutige Reisende, der die Wunder des Orients und die Riesenwerke der alten Ägypter sucht, pflegt es mit der Bahn zu durchfliegen und kaum zu beachten, weil es nichts Staunenswertes enthält, denn Feuchtigkeit und nie gestörte Bebauung haben die Zeugen des Altertums gründlich vernichtet. Um so höher schätzt es der Landwirt und Geschäftsmann, im Einklange mit dem Urteile Herodots und Strabons, die von großen Städten und hohen Tempeln zu erzählen wissen und besonders ausführlich dabei verweilen.

Die Landesregierung.

Dreihundert Jahre lang saß in der Burg von Alexandreia das königliche Haus der Ptolemäer. Als Stammvater war Lagos, der Vater des ersten Königs, mehr verehrt als gekannt. Um so stärker hat Ptolemaios, einer der Heerführer des großen Alexander, noch

ein Waffengenosse König Philipps, seinem ganzen Geschlechte eine Prägung gegeben, nicht nur den Namen, der ihm eigen war und von nun an Thronname des regierenden Herrn wurde. Nachdem er fast zwanzig Jahre lang als Satrap die Provinz Ägypten für das Reich verwaltet hatte, das doch nach Alexanders Tode nur noch zum Schein bestand, schlang er wie andre es auch taten im Jahre 305 v. Chr. das goldene Band um seinen Makedonenhut und nannte sich König. Unterscheidende Beinamen für ihn und seine Nachfolger ergaben sich bald aus der göttlichen Verehrung, die orientalische Untertanen aus alter Gewohnheit, die Hellenen erst damals und vielfach noch zögernd dem Alleinherrscher erwiesen; es sind griechische Götterbeinamen, wenn der erste Ptolemaios Soter, der Heiland, der zweite Philadelphos, der Schwesterliebende heißt; dieser entlehnte obendrein den Namen seiner Schwester und Gattin Arsinoë, die er selbst nach ihrem Tode zur Philadelphos, der Bruderliebenden, erhob. Mehrmals wählten spätere Könige den Namen des Wohltäters, Euergetes, weil die Güte als Herrschertugend galt; die Liebe zu Vater oder Mutter drücken Philopator und Philometor aus, der fünfte Ptolemaios ist Epiphanes, der sichtbar gewordene Gott, und im letzten Jahrhundert des Herrscherhauses beginnt man diese Götternamen zu häufen. Wie die Prinzen vor der Thronbesteigung hießen, wissen wir nicht. Dagegen kennen wir die Namen vieler Frauen des Herrscherhauses; aber drei, Arsinoë, Berenike, Kleopatra werden bald zur Regel. Auf Münzen sehen wir Bilder dieser Männer und Frauen, von der Seite und deshalb nicht immer lebendig genug: die Männer bartlos nach der Sitte der Zeit, meistens mit starkem Vorsprunge des Kinns, großer, dicker Nase und fleischigen Wangen; man erkennt leicht den gemeinsamen Familienzug. Freilich zeigen die Münzen nur wenig, da man bis zuletzt weit überwiegend mit dem Bilde des ersten Ptolemaios geprägt hat. Die Frauen reicher an Ausdruck und von klarerem Schnitt, zumal die früheren, besonders die zweite Berenike von stolzer Schönheit. Gewiß waren sie so verschieden wie lebendige Menschen es sind, aber das Gemeinsame schaut doch aus den Zügen wie aus Sinnesart und Taten heraus.

Soter war der kriegserfahrene Feldherr, der jede Lage zu nutzen wußte, ein kluger Staatsmann, weder grausam noch milde, persönlich vielleicht nicht so groß wie mancher andre Heerführer, der sich zum Könige erhob zu einer Zeit, die in Überfülle mächtige und gewaltige Menschen, Männer wie Frauen, hervorbrachte, aber ohne Frage einer der erfolgreichsten.

Und gute Rechner blieben seine Söhne und Enkel. Philadelphos hob das Reich zur Höhe, das nun außer Ägypten auch Palästina und Syrien, die Süd- und Westküste Kleinasiens, Kypros, viele der griechischen Inseln und manche Griechenstadt noch weiter nach Norden bis nach Thrakien umfaßte; zwar nicht an Ausdehnung, aber an Festigkeit und Reichtum übertraf es nicht nur Makedonien sondern auch das endlos weite Land der Seleukiden. Der König wußte klug und fest zu wahren, was er hatte, wenn er auch in seinen letzten Jahren manche Besitzungen verlor; ihm selbst jedoch machte es mehr Freude, Macht und Geld königlich zu genießen und sich im Glanze des Ruhmes zu sonnen, aber auch im Glanze der Musen; ihm zur Seite seine Schwester und Gattin, die große Arsinoë, vielleicht stärkeren Willens und stärkeren Geistes als der Bruder. Vom dritten Ptolemaios Euergetes I. wissen wir nicht viel mehr als seine Kriegstaten: die Zerrissenheit des Seleukidenhauses befeuerte seinen Drang, Welteroberer, ein neuer Alexander zu werden, und wenigstens ein paar Jahre lang hat er wirklich bis über den Tigris hinaus geherrscht. Von seinem Tode an sank das Reich, nicht mit einem Schlage, nicht ohne zu Zeiten zu erstarken, aber doch unaufhaltsam, bis es ein Knecht Roms wurde. Der Hang zum Wohlleben, von den ersten Königen durch Klugheit und Tatkraft gebändigt, brach in Philopator die Schranken. Auch in ihm und seinen Nachfolgern blieb die Liebe zu Wissenschaft und Kunst, aber sie erstickte oft unter niedrigen Leidenschaften, und die königliche Haltung ging fast allen verloren. Beständiger Hader der Geschwister und der Ehegatten schändete das Königshaus, wenn auch in dem viel geschmähten zweiten Euergetes noch einmal eine Spur der alten Tatkraft aufgelebt zu sein scheint. Daß die Geschwisterehe, im ägyptischen Volke, vor allem aber bei den immer vorbildlichen persischen Großkönigen üblich, verderblich gewesen sei, ist nicht nachweisbar. Einer der spätesten suchte Ruhm als Flötenspieler und verschlief darüber sein Reich; aber die letzte Kleopatra, deren Bild römischer Haß verzerrt hat, war zwar gewiß eine leidenschaftliche, zügellose, grausame Orientalin, aber eine Frau von ungewöhnlicher Begabung, vermochte sie doch alle ihre Untertanen in ihren verschiedenen Sprachen anzureden, und eine große Königin, die königlich zu sterben wußte. Mit ihr ging das Ptolemäerhaus unter; der Knabe, den sie dem Julius Caesar gebar, trug als letzter den Namen Ptolemaios.

Makedonen waren sie, Waffenbrüder und Stammesgenossen des großen Alexander, aus dem Adel dieses halb hellenischen Volkes,

das damals sich im wesentlichen der hellenischen Weltbildung einfügte. So zähe hielten sie am Stolze der makedonischen Herkunft fest, am Hochgefühl des welterobernden Volkes, daß sie bis in späte Zeit die heimische Mundart wahrten. Auch die Tracht der Makedonen: der König erschien als solcher nicht in Waffen, sondern bürgerlich, oder richtiger makedonisch adlig, mit hohen Stiefeln, in der Chlamys, dem makedonischen Überrocke, den Kopf bedeckt vom weichen Filzhute, der Kausia, die mit dem königlichen Abzeichen, dem goldnen Diadem, geschmückt wurde. Die königlichen Frauen tragen auf den Münzbildern gern ein Schleierkopftuch, das vom Diadem gehalten wird. Anders traten sie auf, wie sich von selbst versteht, wenn sie sich ihren ägyptischen Untertanen als Pharaonen zeigten. Epiphanes zuerst ließ sich in Memphis krönen und hat ohne Zweifel hierbei die ägyptische Königstracht mit der Doppelkrone anlegen müssen. Seinen Vorgängern, mehr als ein Jahrhundert lang, fiel es nicht ein, von ihrem makedonischen Adelsstolze zum Pharao herabzusteigen; sie fühlten sich als Herren der Ägypter, nicht als ihre königlichen Landsleute. Daß die Ägypter sie an ihren Tempelwänden in altägyptischer Tracht und Haltung wie einen Ramses verewigten, war ihre Sache. Aber auch später, als die Ptolemäer notgedrungen ägyptischem Wesen entgegen kamen und Ägypter in hohe Ämter aufnahmen, blieben sie doch Makedonen und nach Sitte wie Bildung Hellenen. Der hellenischen Welt fühlten sie sich zugehörig und benutzten jede Gelegenheit, sich an hellenischen Wagenrennen zu beteiligen oder die führenden Athleten und die führenden Geister von Hellas nach Alexandreia einzuladen. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn der Orient sie nicht beeinflußt hätte; aber im Grunde blieben sie doch im Leben und auch in ihrer Art zu herrschen Bürger der hellenischen Weltbildung. Philopator war ein leidenschaftlicher Gottesverehrer, aber nicht der ägyptischen Götter, sondern des Dionysos. Wie mögen diese ungläubigen Hellenen innerlich gelächelt haben, wenn sie sich selbst an den Wänden ägyptischer Tempel vor tierköpfigen Dämonen opfern sahen oder huldvollst die Bestattungskosten für den hochselig verstorbenen Apisstier übernahmen.

Die Hofhaltung der Ptolemäer galt als besonders glänzend, waren sie doch die reichsten Fürsten ihrer Zeit. Noch die letzte Kleopatra verstand es, königlich zu verschwenden. Die kleine Schrift des Aristeas, der über die Aufnahme der jüdischen Schriftgelehrten am alexandrinischen Hofe zu Ehren jüdischer Weisheit allerlei Lügenhaftes erzählt, berichtet doch sehr glaubwürdig von den Formen

der Empfänge und der Hoftafel, wie der Obertruchseß dafür zu sorgen habe, daß jeder geladene Fremde mit Platz und Speisen nach seiner heimischen Art bedient werde, wie die Plätze dem Könige zunächst nach Rang und Gunst verteilt werden, wie zu Beginn des Mahles besondere Opferer den Göttern spenden und „Heilige Herolde" das Tischgebet sprechen. Dann aber ging es hoch her und der Wein floß in Strömen. Eine Schar von Kammerherren umgab das Herrscherpaar; neben den Leibärzten die „Vorsteher des Schlafgemachs", die Erzieher der Prinzen und gewiß noch viel andre Titel; „königliche Knaben," also Pagen, und „Einkäufer", wobei wir etwa an einen Oberhausmeister, einen maior domus, denken mögen. Bei den großen Empfängen in der „Audienzhalle" war es Aufgabe der „Einführer", die Fremden vorzustellen. Gesandte verbündeter, befreundeter, untertäniger Städte, Vertreter fremder Herrscher werden unaufhörlich in Alexandreia geweilt haben, und selbst unsre dürftigen Urkunden erzählen uns von mehreren. Traf aber in späterer Zeit etwa gar ein römischer Senator ein, so wurde ohne Zweifel alles nur Denkbare aufgeboten, um den Vertreter der unwiderstehlichen Roma zu ehren, und in solchen Fällen mußte der König selbst seine Würde ablegen. Ein Heer von königlichen Sklaven, Eunuchen, Wächtern, Stallmeistern und Leibjägern umgab den Hof. Nur die hohen Hofbeamten wurden ursprünglich mit den sorgfältig abgestuften Rangtiteln der „Verwandten" des Königs, der „ersten Freunde", der „Oberleibwächter" und „der Freunde" ausgezeichnet; erst um 200 v. Chr. beginnt man auch die Beamten der Staatsverwaltung in diese Rangstufen einzureihen, vielleicht um sie dem Hofe näher zu verbinden. Titel und Ämter der Hofstellungen gehen wohl im wesentlichen auf den persischen Großkönig zurück, dem Alexander nachstrebte, wie ja auch die Hellenen, mochten sie den „Meder" noch so ehrlich hassen, dem Zauber des Hofes von Susa oft und willig sich hingaben.

Zum königlichen Hofe gehörte auch der Priester des Gottes Alexander, dem alle Erben seiner Macht die höchste Ehre zollten, am meisten aber der Ptolemäer, der den Leib des vergöttlichten Königs im Bereiche seiner Burg hielt. Dieser Priester stand so hoch, daß sein Name in allen Urkunden auf den des Königs folgte und mit dazu diente, das Jahr zu bezeichnen, als Vertreter Alexanders gleichsam ein Teilhaber der Macht; die vornehmsten Makedonen, zuerst Menelaos, der Bruder des ersten Königs, rechneten sich dieses Amt zur Ehre, und später haben es die Könige selbst bekleidet. Der Alexanderpriester und die Priesterinnen, die

den Dienst mehrerer vergöttlichten Königinnen und Königstöchter versahen, begleiteten den König sogar ins Heerlager. Was sonst alles sich an den Hof drängte und an den Hof gezogen wurde, kann man aus vielen einzelnen Zügen entnehmen: Gaukler, Possenreißer, Profeten, Musikanten und Hetären ebenso wie Künstler, Dichter und Gelehrte. Außer in Alexandreia haben die Ptolemäer jedenfalls noch in Memphis einen Königspalast gehabt.

Des Königs Geburtstag, vielfach sogar monatlich gefeiert, gab den Anlaß zu Glückwunschempfängen und zu Geschenken, aber auch zur Begnadigung Gefangener; im 3. Jahrhundert v. Chr. versammelte sich die ägyptische Priesterschaft des ganzen Landes zu diesem Tage und faßte einen feierlichen Ehrenbeschluß für den Herrscher, der hieroglyphisch, demotisch und griechisch in Stein gegraben wurde. Die berühmte Inschrift von Kanobos vom Jahre 238 v. Chr. ist ein solcher Huldigungsbeschluß, der freilich immer auch in der höfischen Fassung das Ergebnis irgend welcher Verhandlungen zwischen König und Priestern enthielt. Von den zahlreichen Hoffesten hören wir selten mehr als den Namen, Ptolemaios-Fest, Arsinoe-Fest, Königsfest, Kranzfest, Fest der göttlichen Geschwister und dergleichen mehr; sie alle waren durchaus hellenisch, und Hellenen nahmen daran Teil. Keines erreichte jemals wieder den Glanz, den Ptolemaios Philadelphos seiner Feier zu Ehren des Dionysos, des Gottes Alexandros und des vergöttlichten Ptolemaios-Soter zu verleihen wußte. Noch lesen wir die Schilderung eines Augenzeugen: was nur der Alexandrinische Hof besaß an Gold und Silber, an Waffen, an Dienern und Dienerinnen, wurde in Gruppen zu einem endlosen Festzuge geordnet, in dem viele Tausende einherschritten; seltene Tiere und Kriegselefanten, Wagen über und über mit Weintrauben beladen, die von Silenen gekeltert wurden, Schläuche und Gefäße, denen der Wein unaufhörlich entströmte, Wunderwerke der Technik, Götter und Göttinnen, vor allem Dionysos, die Gruppen der gefeierten Könige selbst, prunkvoll gerüstete Kriegerscharen — mehrere Seiten hat Kallisthenes darüber geschrieben. Uns freilich scheint das alles überladen, vielleicht mehr als es war, weil wir die Feinheit der Ausführung nicht sehen, sondern von der Fülle und der protzigen Schaustellung überwältigt werden. Weit anmutiger weiß Theokritos alexandrinische Feste zu schildern. Alle Hellenen lud Philadelphos zu dieser Feier, die nach je fünf Jahren wiederholt werden sollte, und erhob dadurch Alexandreia wirklich zu einem Mittelpunkte der hellenischen Welt, sich selbst aber zum großen Gönner des Hellenentums. So fühlte

er sich, aber er wollte auch dafür gelten und wußte die Macht, die von Reichtum und Glanz, von Stimmungen und Eindrücken ausgeht, wohl zu schätzen. Solche Hoffeste wurden von selbst auch Volksfeste. Aber das „Flaschenfest“, zu dem jeder sich Essen und Trinken selbst mitbrachte, roch der Gattin Philopators, der jungen Arsinoe, zu sehr nach Volk, als daß sie hätte teilnehmen mögen.

Die Reiche, die aus dem Erbe Alexanders des Großen hervorgingen, konnten zwar die Weltmacht ihres Urhebers und Vorbildes niemals erringen, wohl aber strebten die drei Großmächte, Makedonien, die Seleukiden und die Ptolemäer, nach dem politischen Übergewichte auf dem Gebiete, wo sie alle sich berührten, auf dem griechischen Inselmeere; von Seleukiden und Ptolemäern wurden auch die Küsten Kleinasiens und Syrien immer von Neuem umstritten. Es blieb doch im Grunde der Traum der tatkräftigsten Fürsten aus beiden Häusern, ein neuer Alexander zu werden, und Euergetes I. war auf dem Wege dahin, als ihn ein ägyptischer Aufstand zur Heimkehr zwang. Geld und Heer waren die Waffen, deren die Gegner sich versichern mußten, und wenn fast das ganze 3. Jahrhundert v. Chr. hindurch die Ptolemäer im Vorteile waren, so verdankten sie ihre siegreichen Heere ihrem Reichtum und ihren Reichtum den Siegen ihrer Heere, die Ägyptens unerschöpfliche Fülle schützten. Alle Fürsten und Staaten jener Zeit warben Söldner unter den zahllosen Berufssoldaten, die jedem zu Gebote standen, der zahlte. Hellas war durch die Erschütterungen des vierten Jahrhunderts staatlich und wirtschaftlich so aus den Fugen geraten, daß seine Söhne zu Tausenden der Heimat den Rücken kehrten und in fremdem Dienste Lohn und Ehre suchten. An den großen Werbeplätzen strömten sie aus allen hellenischen Stämmen und Städten von Sizilien bis zum Schwarzen Meere zusammen; außer ihnen aber erboten sich zum Waffendienste Männer aus den kriegerischen Stämmen der Balkanhalbinsel, Epiroten, Illyrier, Thraker, Kleinasiaten und die erst neuerdings eingebrochenen Galater. Die Feldzüge Alexanders hatten in Bewaffnung und Ausbildung ausgleichend gewirkt, so daß alle diese Krieger so verschiedener Abkunft im wesentlichen als Soldaten gleich zu achten waren, wenn auch die Kreter als Bogenschützen, die Thessaler als Reiter berühmt wurden. Die Heere der Seleukiden und der Ptolemäer glichen sich in ihrer Zusammensetzung, weil sie aus gleicher Werbung stammten. Makedonien dagegen besaß in seinem kriegerischen Volke und in seinem ritterlichen Adel immer noch einen

Vorsprung. Freilich bemühten sich die andern Großmächte, möglichst viel Makedonen, Nachkommen der Welteroberer, in ihren Dienst zu ziehen, und schätzten keinen Heeresteil höher als ihre makedonischen Garden; aber um den Kern der Heere zu geben, war Makedonien zu volksarm. Die Masse ihrer Untertanen, die Ägypter, zogen die ersten Ptolemäer nicht zum Heeresdienste heran, es sei denn, daß ungewöhnliche Not dazu zwang. Denn der Knecht galt nicht als waffenfähig und der Waffe nicht würdig, ganz abgesehen davon, daß man sich hütete, den Unterworfenen das Schwert in die Hand zu geben. Erst Philopator bot für den Krieg mit dem Seleukiden auch Ägypter auf und errang zwar bei Raphia 217 den Sieg, mußte ihn aber mit Aufständen der zum Selbstgefühl Erwachten teuer bezahlen, er selbst wie seine Nachfolger.

Ein Söldnerheer wechselt unaufhörlich seinen Bestand; aber der Ptolemäer fand immer Leute, weil er gut zahlte. Stand ein Feldzug bevor, so schickte er seine Werbeoffiziere zu den bekannten Sammelplätzen der Reisläufer; wie die Obersten und Generale des dreißigjährigen Krieges brachten andere auf eigne Hand und eigne Rechnung Truppen zusammen und traten mit ihnen in den königlichen Dienst, aber auch dann führte ihre Schar noch lange ihren Namen. Eine große Besatzung lag ständig in Alexandreia; die makedonische Garde in der Königsburg, die andern schlossen sich an. Mit ihnen hielt der König die unruhige Weltstadt im Zaume, mit ihnen schützte er das Haupt des Reiches gegen jeden Feind; aber ein schwacher König wie Philopator war auch in ihrer Hand: die Söldner in Alexandreia, sagt Polybios in der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr., seien eine Last, eine zügellose Masse, mehr zu herrschen als zu gehorchen gewohnt infolge der Nichtigkeit der Könige. Damals lagen auch schon längst ägyptische Garden in der Stadt, die ihr Gewicht sehr nachdrücklich zu Gunsten des ägyptischen Volkes in die Wagschale warfen.

Bereits die ersten Ptolemäer erkannten die Notwendigkeit, die Söldner auf die Dauer an ihr Reich zu binden: sie gaben ihnen die Möglichkeit, Bürger Alexandreias zu werden, und belehnten sie mit stattlichen Bauerngütern im ägyptischen Lande; an der Verleihung haftete die Pflicht, jeder Zeit zum Kriegsdienste bereit zu sein. Damit schuf man außer den eigentlichen Garnisonen, die im Lande wie es scheint nicht sehr zahlreich waren, Siedlungen nichtägyptischer Krieger, die ein Gegengewicht gegen die Ägypter bildeten und Aufständen widerstehen konnten. Später hat man

freilich diese Landbelehnungen auch auf ägyptische Krieger ausdehnen müssen. Vor allem aber erwuchs nun im Lande selbst eine waffenfähige und waffenpflichtige Bevölkerung, ein hellenischer oder wenigstens hellenisch gebildeter Stamm, der im Kriegsfalle Männer zu stellen vermochte.

Das Fußvolk, zu Tausendschaften geordnet, enthielt nach dem Vorbilde Alexanders Schwerbewaffnete und Leichtbewaffnete; im allgemeinen wird makedonische Bewaffnung und Ausbildung gegolten haben, zumal in der Phalanx, der dichten Schlachtordnung der Schwerbewaffneten mit ihren Riesenlanzen, vor deren Ansturm noch die römischen Legionen bebten. Kretische Bogenschützen, thessalische, mysische, persische Reiterscharen waren ursprünglich wirkliche Landsmannschaften, später nur noch Namen der Abteilungen. Besonderen Wert legten die Ptolemäer auf die Kriegselefanten, die sie aus Ostafrika bezogen; freilich zeigten diese sich den indischen Elefanten der Seleukiden nicht immer gewachsen. Sie sollten die feindliche Phalanx durchbrechen, wurden allerdings auch leicht eine Gefahr für das eigne Heer. Alexandreia war der Sitz der schon damals hoch entwickelten Technik; daher erlangte ohne Zweifel in den ptolemäischen Heeren die Artillerie der Katapulten und Ballisten besondere Bedeutung, wenn wir auch wenig davon hören. Die Kriegskunst entfaltete sich nach Alexanders Vorbilde und darüber hinaus; Lehrer der Taktik werden ausdrücklich erwähnt. Die beste Anschauung vom Heere der Ptolemäer bietet Polybios mit seiner Schilderung des Feldzuges, den Philopator gegen Antiochos III. führte; aber auch die Züge und Schlachten Hannibals, die ja gleichzeitig sind, lehren viel, denn die karthagischen Heere sahen allen übrigen ähnlich. Wohl die wichtigste und stärkste Waffe der Ptolemäer war die Kriegsflotte, von der wir nur allzu wenig wissen; mit ihr suchten sie die hellenische See zu beherrschen und sicherten ihren Handelsschiffen den Weg durchs Rote Meer nach Ostafrika. Lange Zeit, wenn auch nicht ohne Wechsel, bewahrten die ptolemäischen Kriegsschiffe die Oberhand und schützten die auswärtigen Besitzungen des Reichs. Auch das berühmte Riesenschiff Philopators, 280 Ellen lang, 38 breit und 48 hoch, mit mehr als 4000 Ruderern, 400 Mann Bedienung und einer Besatzung von fast 3000 Kriegern war ein Kriegsschiff.

Die königliche Gewalt des regierenden Ptolemaios war unbeschränkt; er durfte sich als Quelle aller Macht, als Ziel und Sinn des Staats betrachten. Der Gedanke, der Herrscher sei Fürsorger seines Volkes, nicht nur zur Güte, sondern auch zur väterlichen

Leitung berufen, gewann damals Raum und wuchs gerade an der göttlichen Verehrung der Könige, die auch von ihnen forderte, was die neue Zeit von den Göttern dachte; aber dieser Gedanke der Menschlichkeit hinderte nicht, die Untertanen auszubeuten. Von vornherein verstand es sich von selbst, daß das Reich nur durch eine peinlich genaue Verwaltung leistungsfähig erhalten werden könne, und die Leistung des Kernlandes Ägypten, sein Getreide und der daraus fließende Gewinn, war die Grundlage der königlichen Macht. Strenge ohne Willkür, Sachlichkeit ohne geistige Ziele ist das Gepräge der bis ins kleinste durchgebildeten Verwaltung. Jede letzte Entscheidung liegt in der Hand des Königs, der im Audienzsaale empfängt und darüber genau Buch führen läßt; am folgenden Morgen werden die Entscheidungen des vorigen Tages vorgelesen und geprüft. Wie Alexander führt der König sein Amtstagebuch, die Ephemeriden, eine der wichtigsten Rechtsquellen im unbeschränkten Königtume. Er bedarf aber hierfür und für die Erledigung der zahllos einlaufenden Schriftstücke, der amtlichen Berichte wie der Bitten und Klagen aus den Kreisen der Untertanen, für die ebenso zahllosen Antworten einer Reihe geschulter Kräfte, vom einfachen Schreiber bis zu den beiden Vorstehern des schriftlichen Dienstes, dem „Schreiber des Amtstagebuchs", dem Hypomnematographos, und dem „Briefschreiber", griechisch Epistolographos. Diese Männer mußten nicht nur in allen Staatsgeschäften bewandert, sondern auch bewährte Künstler des Stils sein, denn die hellenische Bildung verlangte auch vom amtlichen Schriftstücke eine gewählte Sprache. Wir besitzen noch genug von solchen Schreiben, teils aus der Schreibstube des Königs selbst, teils von den höchsten Reichsbeamten, um urteilen zu dürfen: namentlich im 3. Jahrhundert überwiegt sachlich schlichte Klarheit, während man später gern ungeheure Satzgefüge baut, die kein Leser übersehen kann. Die Gewandtheit und das Stilgefühl waren verschieden, aber kaum jemals verzichtete man auf die gebildete Form überhaupt. Ein ganz ungewöhnlicher Zufall hat bis heute mehrere Schreiben des Philadelphos erhalten und in einem von ihnen unzweifelhaft seinen eignen Stil; lebhafte, geradezu gesprochene Sätze hat der König diktierend hingeworfen; sie unterscheiden sich scharf von dem gefeilten Stile seines „Briefschreibers", der in den anderen zu Tage tritt. Höflichkeitswendungen ohne Sinn begegnen selten; alles ist fein und geschickt, aber niemals leer. Im ersten Jahrhundert der Ptolemäer schreibt auch der Untertan an den König ohne Unterwürfigkeit und trägt ihm unverblümt sein Anliegen vor; seine

Achtung bekundet nur der Platz am Anfange des Briefes, den er dem Königsnamen einräumt: „dem Großkönige Ptolemaios Gruß Aigyptos. Dir verdanke ich mein Heil und deshalb bitte ich dich jetzt, wenn's dir gefällt, ordne an mir eine Stelle zu geben wo's dir gut scheint, damit ich in Wohlverhalten und vor dir untadelhaft meinen Unterhalt habe, während du die ganze Welt regierst. Lebwohl." Fast formlos in seiner selbstbewußten Sachlichkeit klingt der Brief, worin Tubias, ein mächtiger Schêch im Ostjordanlande, Vasall des Philadelphos, seinem Herrn die Absendung seltener Tiere anzeigt, die der wissensdurstige oder neugierige König mit Vorliebe sammelte.

Der Herrscher, der es ernst nahm, hatte kein leichtes Leben; die meisten Ptolemäer haben es freilich verstanden, für Wein und Liebe, manche auch für Dichtung und Wissenschaft Zeit zu erübrigen. Aber wer aus den Papyrusurkunden eine Vorstellung vom Umfange der Geschäfte gewonnen hat, begreift das Wort, das ein König jener Zeit einem Freunde gesagt haben soll: wenn er ahnte, was er täglich zu tun und zu schreiben habe, so würde er das Diadem, läge es ihm zu Füßen, nicht aufheben; begreift auch die Mahnung eines amtlichen Erlasses: „an den König soll man weder lange Briefe noch über alles schreiben, sondern nur über notwendige und dringende Dinge so kurz wie möglich." Angelegenheiten des Staates und des Königs werden nicht gesondert, denn das Reich ist Privatbesitz des Herrschers, und namentlich Ägypten wird wie ein großes Landgut verwaltet. Vom Könige hat diese Vermischung persönlicher und allgemeiner Angelegenheiten herab gewirkt auf die Beamten, die es nun gern ebenso machen, gewiß nicht nach dem Wunsche ihres Gebieters. Ursprünglich lief neben der allgemeinen Staatsverwaltung bis hinab zum Dorfschulzen und Dorfschreiber die Finanzverwaltung als Sondergebiet einher; sie erwies sich aber als so wichtig und mächtig, daß sie jene bald aufsog und alle Beamten in den Dienst der Staatsgeldwirtschaft stellte. Zumal an ihrer Spitze der Dioiketes wurde oberster Reichsminister; Apollonios, der unter Philadelphos viele Jahre lang dies Amt bekleidete, übte eine Macht aus, die hinter der des Königs nicht viel zurückblieb. Im unbeschränkten Königtume klingt es seltsam genug, wenn offen gesagt wird: „der König und Apollonios haben beschlossen." Die niederen Beamten ernennt der Dioiketes selbständig, und wie der König selbst das Land bereist, um sich vom Stande der Entwässerungsarbeiten im Faijum zu überzeugen, so auch Apollonios. Er führt die Königstochter, die Philadelphos

selbst nur durch das Delta geleitete, bis zur Reichsgrenze dem Seleukiden, ihrem künftigen Gemahle, zu. Königliche Gnade verleiht ihm bei Memphis und im Faijum Güter von je 10000 Aruren, wie solche den Begünstigten unter dem Namen des Schenklandes auch sonst zu Teil wurden; im Briefwechsel des Zenon, der halb königlicher Beamter ist, halb zum Haushalt, fast darf man sagen Hofhalt des Apollonios gehört, begegnen uns diese Besitzungen öfters, und es scheint, daß eine Zeichnung mit Erläuterungen sich hierauf bezieht. Aber der Amtssitz des Apollonios ist Alexandreia. Neben dem Könige wird vor allem er die Staatspost in Anspruch genommen haben, die damals mit festen Haltepunkten und einem geregelten Botendienste ganz Ägypten durchzog, wie uns ein Blatt aus dem Eintragsbuche einer solchen Haltestelle und mehrere andere Erwähnungen verraten.

In der Reichshauptstadt arbeiten die Oberbehörden der beiden Verwaltungsgebiete, die im ptolemäischen Ägypten alles bedeuten: die Hauptkasse für die Einnahmen und Ausgaben in Geld und der Hauptspeicher für den Weizen. Alle Steuern laufen hier zusammen, hier auch alle Pachten und Getreideabgaben. Eine große Zahl von Beamten muß hier tätig gewesen sein; und welcher Räume bedurften die gewaltigen Getreidemengen, die Ägypten dem Hofe, der Hauptstadt lieferte und für den Handel über See erübrigte! Dazu die Oberrechnungshöfe, deren Aufgabe in genauer Nachprüfung bestand, der Hauptkataster für ganz Ägypten, die Hauptstelle für die Berechnung und Verpachtung der Steuern und Zölle und gewiß noch viele, die uns völlig entgehen, da die Papyrusakten unmittelbar fast nur vom Leben der Provinz berichten und die Behörden der Hauptstadt nur andeuten oder erschließen lassen. Den großen Ausgaben für Heer und Flotte, Beamtenschaft und Verwaltungsbetrieb, Bauten, Feste, für die Hofhaltung im weitesten Umfange, für den Unterhalt der Dämme und Kanäle standen die Einnahmen aus der Pacht des Königslandes, die Steuern in Geld und Getreide, der Ertrag der Monopole und der Gewinn aus dem Handel mit Weizen und andern ausgeführten oder durchgeführten Waren nebst den Zöllen gegenüber, und sie trugen für jene Zeit gewaltige Summen, so daß die Ptolemäer, die sich wohl selbst an geschäftlichen Unternehmungen beteiligten, die reichsten Fürsten ihrer Tage waren: Philadelphos wurde auf 14800 Silbertalente und noch 200 Jahre später, nach langer Mißwirtschaft, Ptolemaios der Flötenspieler auf 12500 geschätzt, das bedeutet Jahreseinnahmen von fast 89 und von 75 Millionen Goldmark und die

Aufspeicherung eines Reichsschatzes in Alexandreia, wozu noch die Kostbarkeiten des königlichen Haushaltes als Kapital gerechnet werden müssen.

Aber nicht nur alle Fäden der ägyptischen Verwaltung liefern hier zusammen, sondern auch die Regierung der ausgedehnten auswärtigen Besitzungen. Zur Zeit der höchsten Machtentfaltung, im 3. Jahrhundert v. Chr., umfaßte das Reich der Ptolemäer außer Ägypten, dessen bewohnte Fläche nichts als das lange, schmale Niltal und daher gering war, weite Gebiete außerhalb, die zusammen das Stammland an Größe beträchtlich übertrafen: im Norden zahlreiche Inseln des hellenischen Meeres bis nach Thrakien hinauf, Städte an der westlichen, Landschaften an der südlichen Küste Kleinasiens, das südliche Syrien mit Palästina, im Osten feste Plätze am Roten Meere vielleicht bis nach Ostafrika hin und im Westen Kyrene sowie die großen Oasen. Nicht überall machte sich die Königsherrschaft in der gleichen Weise geltend; besonders die eigentlichen Hellenenstädte behielten in der Regel ihre Freistaatsverfassung, wurden aber durch eine Besatzung oder einen Flottenstützpunkt, durch örtliche Beamte des Königs und vor allem durch den mächtigen Dioiketes so stark beaufsichtigt, daß ihre Stadtfreiheit zum leeren Scheine verblich. Sie äußerlich zu achten, verstand sich für einen hellenisch gesinnten König von selbst; aber jeder wußte gerade auf diesem Wege seine Macht auszudehnen: erklärte er eine Hellenenstadt für frei, so übernahm er damit ihren Schutz und wies Ansprüche andrer Herrscher zurück, so daß solche prunkhaften Verkündigungen hellenischer Stadtfreiheit geradezu ein Zeichen der Besitzergreifung wurden. Die Ptolemäer begnügten sich in der Regel nicht mit der Besetzung eines auswärtigen Gebiets, sondern zogen es auch in die Steuerverwaltung hinein, und die Oasen wurden Ägypten in der Verwaltung angegliedert. Neben den königlichen Befehlshabern, den Strategen, und den obersten Verwaltungsbeamten vermittelten auch außerordentliche Gesandte zwischen dem Könige und den hellenischen Freistädten seines Reichs ganz im Einklange mit der scheinbaren Selbständigkeit, die sie zur Schau trugen und die der König schonte.

Der König ist Quelle des Rechts und oberster Richter. Aber die Ptolemäer trafen, ganz zu schweigen von den auswärtigen Besitzungen, auch in Ägypten bestehende Rechtskreise, Rechtsanschauungen und Rechtsbücher an. Das altägyptische, Jahrtausende alte Recht der Einheimischen zu beseitigen, kam ihnen nicht in den Sinn, vielmehr erkannten sie es an und ließen es für die Ägypter

in Kraft. Die einwandernden Hellenen brachten ihre Rechtsbegriffe und Rechtsgestaltungen mit, und die neu entstehenden hellenischen Freigemeinden, an der Spitze Alexandreia, bildeten auf hellenischer Grundlage eignes Recht oder erhielten es durch königliche Verleihung. Andre Gemeindeverbände, etwa die auf dem Lande angesiedelten Hellenen, oder die zahlreiche Judenschaft werden sich ebenfalls eignes Recht gewahrt oder gegeben haben. Denn in jener Zeit versteht es sich von selbst, daß das Recht am Menschen hafte, nicht am Boden; am Menschen aber insofern als er Glied einer Bürgergemeinde irgend welcher Art ist, und auf diesem Wege kann das bürgerliche Recht tatsächlich, nicht im Begriffe, ein Recht des Bodens werden. Was uns so nahe liegt, der räumliche, staatliche Verband eines Reiches müsse ein gemeinsames Recht haben, liegt jenen Menschen noch ganz fern. Unter der schrankenlosen Königsgewalt bedürfen allerdings alle jene Rechtskreise und Rechtsgestalten der königlichen Anerkennung; in welcher Weise die ersten Ptolemäer sie gegeben haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber dabei konnte es nicht bleiben, denn die Angehörigen jener Rechtskreise, Ägypter, Alexandriner, Juden, um nur einige zu nennen, hatten täglich Rechtsgeschäfte und Rechtsstreite mit einander; ein allen gemeinsames Königsrecht mußte solche Fälle regeln, mußte vermitteln und aushelfen, vor allem aber weiterbilden. Das geschah in der Gestalt königlicher Gesetze und Verordnungen, die inhaltlich wohl hellenische Rechtsgedanken enthalten mochten. Zugleich aber beginnt in ihnen das Streben nach Landesrecht gegenüber dem Bürgerrechte sich anzubahnen, so wenig es seinen Urhebern bewußt gewesen sein wird.

Neben den Gerichten der Freigemeinden, der einheimischen Ägypter und der übrigen Verbände, die wir noch kennen lernen werden, sprechen königliche Gerichte Recht, und ihre Aufgabe vornehmlich wird es gewesen sein, dem Königsrechte Geltung zu verschaffen; an sich aber kommt vor jedem Gerichte das Recht der Rechtsuchenden zu Worte: gegen Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. bestimmte Euergetes II., wenn Hellenen und Ägypter sich bestritten, solle hellenisches oder ägyptisches Recht angewandt werden, je nach der Sprache der Urkunde, aus der geklagt würde. Die Königsgerichte bestanden aus Laien mit einem Obmann oder einem Geschäftsführer, die Zahl der Mitglieder war ungleich. Um den Rechtsuchenden Zeit und Kosten zu sparen, durchzogen die Chrematisten als Wanderrichter das ganze Land; es scheint nur wenig Gerichte mit festem Sitze gegeben zu haben. Die Klage wird

dem Namen nach an den König gerichtet, gelangt aber im gewöhnlichen Verlaufe nicht an ihn, sondern an das Gericht, das in seiner Vollmacht handelt. Was der Archidikastes, der Erzrichter, zu bedeuten habe, übersehen wir noch nicht; sein Sitz war offenbar Alexandreia, seine Aufgabe vielleicht die Ordnung der Gerichtssprengel, die Ernennung der Richter und dergleichen Geschäfte eines Justizministers; da aber in gewissen Fällen Verhandlung in Alexandreia selbst Vorschrift gewesen zu sein scheint, und da doch die Möglichkeit, bis an den König zu gehen, kaum gefehlt haben kann, muß vielleicht der Erzrichter auch als hohe Instanz betrachtet werden. Die geringe Zahl der ordentlichen Gerichte drängte zu dem Wunsche, für die Kleinigkeiten des Alltags eine Entscheidung am Orte zu finden: so haben die Verwaltungsbeamten, die ja die Polizeigewalt ausübten, viele Rechtshändel an sich reißen können, weil ihre Entscheidung sich sofort in Wirklichkeit umsetzen ließ. Besaß sie auch keine Rechtskraft, so entsprach sie doch dem Bedürfnisse und wurde gewiß in der Mehrzahl der Fälle auch anerkannt, weil ein rascher Verwaltungsbescheid besser war als ein spätes rechtskräftiges Urteil. Diese Gerichtsbarkeit der Beamten hat wahrscheinlich den Gerichten die Mehrzahl der Fälle vorweg genommen.

Ehe das königliche Haus der Ptolemäer erlosch, entfaltete es noch einmal seinen vollen Glanz, als Kleopatra und Antonius sich als Herrscher der halben Welt, des hellenisch-orientalischen Ostens, fühlen durften, und Alexandreia hat wohl kaum jemals so wie in diesen Tagen das Bewußtsein genossen, Hauptstadt eines Weltreiches zu sein. Mit der Schlacht bei Aktion am 1. September 30 v. Chr. und dem Siege Oktavians vor den Toren der Stadt brach alles zusammen; Kaiser Augustus ließ die Provinz Ägypten durch einen Statthalter verwalten, der nicht einmal dem senatorischen Hochadel Roms angehörte, sondern dem zweiten Stande, dem der römischen Ritter, wenn auch die Statthalterei Ägyptens für das höchste ritterliche Amt galt. Der erste Statthalter, Cornelius Gallus, versuchte sich selbständig zu machen; damit Ehrgeiz und Machthunger nicht noch einmal sich auf dies Land, Roms unentbehrlichste Kornkammer, stütze, verbot Augustus den Senatoren, den Boden Ägyptens auch nur zu betreten; von einem nicht so hoch Geborenen war weniger zu fürchten. Unter Tiberius freilich wagte der Thronfolger Germanikus das Verbot zu übertreten und das Wunderland der Pyramiden zu besuchen. Die Alexandriner empfingen ihn, der in hellenischer Tracht sich zeigte, mit stürmischen Huldigungen; Germanikus wies sie zurück, aber so, daß jeder seine Freude daran

merken mußte. Noch lesen wir seinen Erlaß auf einem Papyrusblatte: „Germanicus Cäsar des Augustus Sohn, des Gottes Augustus Enkel, Prokonsul, spricht: eure gute Gesinnung, die ihr beweist, so oft ihr mich seht, lasse ich mir gefallen; aber eure vergötternden Zurufe, die mir nur Mißgunst eintragen, verbitte ich mir durchaus. Denn sie gebühren allein dem, der wirklich Heiland und Wohltäter des gesamten Menschengeschlechtes ist, meinem Vater, und seiner Mutter, meiner Großmutter; meine Stellung aber bleibt hinter ihrer Göttlichkeit zurück. Gehorcht ihr mir nicht, so werdet ihr mich zwingen, mich euch nicht so oft zu zeigen." Der regierende Kaiser Tiberius, Oheim und Adoptivvater des Thronfolgers, beklagte sich im Senat über diese Reise des Neffen, mit dem er schlecht stand; Germanikus aber faßte ganz sichtlich seinen Erlaß so ab, daß er dem Kaiser den Grund zum Eingreifen nehmen und doch die immer kaiserfeindlich gestimmten Alexandriner weder ernstlich zurückhalten noch ihnen den Neid des Kaisers verbergen sollte.

Ägypten wurde zwar Besitz des römischen Volkes, aber doch in besonderem Sinne kaiserliche Provinz, eben wegen seiner Wichtigkeit für die Sicherung des Ostens und für die Getreidezufuhr. Der Kaiser folgte den Pharaonen und den Ptolemäern und erschien so an den Tempelwänden; aber er blieb dem Lande fern wie einst die persischen Großkönige. Nahe und greifbar war dagegen der Statthalter, der in die Königsburg der Ptolemäer einzog, in Ägypten nach kaiserlichen Weisungen wie ein König schaltete, wie der König den Nil zur Zeit der Schwelle nicht befuhr, wie der König die Auslese der oberägyptischen Datteln erhielt und doch den Alexandrinern den alten höfischen Glanz nicht ersetzen konnte. Obendrein wird dieser sprühenden Weltstadt des Ostens die römische Nüchternheit wenig zugesagt haben, eher vielleicht noch der ägyptische Jude Tiberius Julius Alexander, der römischer Bürger wurde und seine glänzende Laufbahn unter Kaiser Galba als Statthalter in Alexandreia beschloß. Auch der Statthalter hielt Empfänge und besaß Kammerherren, die Sklaven der Kleopatra gingen als Sklaven des Cäsar wohl in seinen Dienst über, aber er blieb doch Offizier und Verwaltungsbeamter. An römischer Willkür hat es nicht gefehlt; wir lesen noch Anklagen gegen den Statthalter Vibius Maximus, den die Empörung der Alexandriner endlich zu Fall brachte.

Augustus belegte Ägypten stark mit Truppen; von den drei Legionen stand eine in Alexandreia, zwei im Lande. Dazu kamen neun Römer-Kohorten, je drei in der Hauptstadt, an der Südgrenze und sonst

verteilt, endlich noch drei Reitergeschwader. Später wurde dies Heer, das unter Augustus und Trajan etwa 25 000 Mann erreichte, beträchtlich vermindert. Das alte ptolemäische Heer verschwand völlig, und wieder beherrschten fremde Krieger das Land. Aber das Reich forderte zum Schutze seiner endlos langen Grenzen soviel, daß der Stamm der römischen Bürger nicht mehr ausreichte; man mußte den Provinzialen den Zutritt zum Heere öffnen, das von Hause aus nur aus echten Bürgern bestand. Zuerst die auxilia, das Hilfsaufgebot; der Ausscheidende erhielt das römische Bürgerrecht. Dann die Legionen selbst, und hier wurde der Eintretende sofort Bürger. So entnahm die römische Besatzung mehr und mehr ihren Nachwuchs den Soldatenkindern und den Oberschichten der Bevölkerung; die eigentlichen Ägypter blieben ausgeschlossen. Aber einen guten Ruf gewannen die ägyptischen Legionen dadurch nicht. Ihren gewöhnlichen Aufgaben, einzelne Aufstände, darunter auch solche der Juden, niederzuschlagen, die Südgrenze zu schützen und die ewig aufrührerischen Alexandriner im Zaume zu halten, genügten sie in den beiden ersten Jahrhunderten einigermaßen. Als später das byzantinische Reich sich nur noch durch deutsche Söldner halten konnte, sind auch solche, darunter Goten, in Ägypten eingezogen. Vom Leben der römischen Truppen erzählen uns manche lateinischen Aktenstücke. Den Oberbefehl über sie alle führte der Statthalter. Alexandreia wurde auch einer der großen römischen Flottenpunkte: hier lag die Classis Alexandrina. Um so mehr wundern wir uns, einen jungen Griechen Ägyptens zur Flotte nach Misenum am Golfe von Neapel eingezogen zu sehen; einer der bekanntesten Papyrusbriefe, der des Apion, erzählt von seiner Reise und Ankunft.

Die Verwaltung des Staates blieb im wesentlichen wie zur Ptolemäerzeit und behielt ihren Mittelpunkt in Alexandreia; nur im Anfange schickte der Kaiser seine Freigelassenen oder Sklaven als Männer besonderen Vertrauens ins Land. Die niederen Stellen bis zum Leiter des Gaus besetzte Rom im allgemeinen mit Hellenen und schloß die Ägypter weit strenger aus, als die Ptolemäer es getan hatten. Aber den hellenischen Strategen standen nunmehr drei Epistrategen, denen große Bezirke, das Delta, Mittelägypten und die Thebais, anvertraut waren. Sie gehörten dem römischen Ritterstande an, im Range der Prokuratoren; römische Ritter waren aber sonst nur noch die allerhöchsten Beamten in Alexandreia wie der Idiologus, der Juridicus, der Prokurator von Neapolis, dem die Getreidelieferung nach Rom oblag.

Einzelne Römer und Italiker begegnen auch sonst; aber im übrigen herrscht Rom mit ganz wenigen Römern über ein Heer hellenischer Beamten und über viele Millionen Ägypter. Sein Grundsatz gleicht dem Verfahren der Engländer in Ägypten, die ja hierin wie sonst die wahren Römer der Gegenwart zu sein scheinen. Der Statthalter hält sich wie der König ein Heer von Schreibern, an dessen Spitze einen sehr kundigen Vorsteher: der berühmte Lukianos hat diese Stelle bekleidet und den Umfang der Geschäfte beschrieben. Die auf Papyrusblättern erhaltenen Erlasse und amtlichen Schriftstücke jeder Art gewähren uns noch nicht von ferne einen Überblick über die Fülle dessen, was täglich verfügt und geschrieben werden mußte; aber hier und da sehen wir doch, daß die Tausende von Blättern, die wir noch lesen, nur einen verschwindenden Teil des einst Geschriebenen bilden. Freilich schrieb man viel und gern, und so manches, was man heute mündlich kurz erledigen würde, schien jener umständlichen Verwaltungsweise eines Schreibens zu bedürfen. Ägypten war und blieb das gelobte Land der Schreiber; schon in seinem fernen Altertum bezeichnete man mit diesem Namen die Beamten. Stellung und Titel blieben begehrt, obwohl in der Kaiserzeit das Amt vielfach zur Last wurde: „aus den Rechnungen selbst," heißt es in einem Erlasse des Epistrategen vom Jahre 288 n. Chr., „ist zu Tage getreten, daß viele, um von den fiskalischen Gütern zu zehren, für sich Titel erfunden haben wie Handlanger, Schreiber oder Pfleger, jedoch dem Fiskus nicht den geringsten Nutzen bringen, sondern die Erträge verzehren." Klagen die Beamten über Rückstand des Gehalts, so klagt das Volk über ihre Willkür und Bestechlichkeit, und die Dörfler von Naboo nennen ihren Dorfschreiber geradezu einen Tyrannen.

Der Beamte der Ptolemäerzeit bezog Gehalt, teils in Geld, teils in Lebensmitteln; wie der ganze Aufbau der Verwaltung so ging auch diese Einrichtung ins Kaiserreich hinüber. Allein schon im Laufe des 1. Jahrhunderts n. Chr. begann Rom den Unterschied des vornehmen Ehrenamtes, wie es die hellenischen Freigemeinden kannten, vom lastenden niederen Amte zu betonen. Wahrscheinlich schwand allmählich die Neigung zum Staatsdienste, je mehr das Land unter den ersten Kaisern aufblühte, und deshalb schien es zunächst ein glücklicher Ausweg, gewisse Ämter den „Wohlhabenden und Geeigneten" als Ehre aufzubürden. Aber je weiter dies Verfahren ausgedehnt wurde, desto schwerer hielt es, noch „Wohlhabende und Geeignete" für diese sogenannte Liturgie zu finden, zumal seit dem allgemeinen wirtschaftlichen Niedergange

im 3. Jahrhundert. Die Kosten besonders der höheren Ämter stiegen ins Ungemessene, es gab nur noch wenige, die der Last gewachsen waren; man mußte innerhalb eines Jahres, bald sogar nach wenigen Tagen schon wechseln und zum härtesten Zwange greifen, um auch nur die dringendsten Geschäfte fortzuführen. Die Liturgie wurde aus einer Ehre zur Zwangsaushebung, zur erdrückenden Besteuerung der höheren Volkskreise, das heißt der Hellenen; nur wenige Stände, Ärzte, preisgekrönte Athleten oder einzelne genossen Liturgiefreiheit, die sonst erst dem Greise zustand. Jeder suchte sich zu entziehen, soviel er konnte; sogar durch Verzicht auf sein Vermögen, wenn es nicht anders ging, und als äußerstes Mittel blieb noch die Flucht übrig. War es an sich schon höchst bedenklich, wichtige Staatsämter Leuten zu übertragen, deren Befähigung im Grunde nur ihr Geldbeutel ausdrückte, so ist schließlich der wohlhabende und gebildete Mittelstand daran einfach zu Grunde gegangen. Der Zusammenbruch des römischen Reiches hat die Liturgie zu überspannen genötigt, und ihre Überspannung hat den Zusammenbruch beschleunigt.

Auch als Kaiser Diokletian und seine Nachfolger das Reich aufzurichten und neu zu ordnen unternahmen, gaben sie das aufgezwungene Amt nicht auf, sondern verlangten nur immer mehr Sicherheiten durch Geld und Bürgen, um den Staat vor Schaden zu bewahren. Allein der Großgrundbesitz, der aus den Trümmern des Mittelstandes emporwuchs, wurde allmählich so mächtig, daß er im Anfange des 5. Jahrhunderts der kaiserlichen Regierung amtliche Rechte über die schon völlig abhängigen Bauern abzuringen vermochte: die staatliche Verwaltung ging in weitem Umfange auf diese Grundherren über, und der Untertan wurde ihnen hörig. Damit ergeben sich Zustände, wie sie in Ägypten zweieinhalb Jahrtausende früher im Mittleren Reiche bestanden hatten, zugleich aber eine starke Annäherung an die Herrschaft der Barone, die wir aus dem Mittelalter Europas kennen. Griechische wie römische Verwaltungsgedanken gehen darin unter. Neben dem kaiserlichen Statthalter, den der byzantinische Hof nach Alexandreia schickt, ja nicht selten über ihm, gewinnt der christliche Patriarch eine nicht nur tatsächliche sondern auch anerkannte Macht.

Das gesamte Rechtswesen haben die Römer wenigstens in seiner Form gründlich geändert, denn sie brachten das römische bürgerliche Recht ins Land und fügten die bestehenden Rechte in römische Rechtsbegriffe ein. Blieb jenes dem römischen Bürger vorbehalten,

so kam für den Verkehr mit andern das römische „Völkerrecht“ in Betracht. Dies ius gentium hatte sich herausgebildet, als Rom durch seine Beziehungen zu fremden Völkern genötigt wurde, bewegliche Formen zu finden, in derselben Zeit, wo die griechischen Denker sich zu der Anschauung durchrangen, daß der Mensch als solcher gleich sei, Hellene wie Barbar, und als Mensch gewisse Rechte besitze. Aber es hat noch Jahrhunderte gedauert, bis das Römische Recht von dieser Gedankenwelt ganz durchwirkt wurde; ihren Sieg bezeichnet das Corpus juris Justinians. In Ägypten nahm Rom das bestehende hellenistische und das ägyptische Recht in irgend welcher Verarbeitung in sein ius gentium auf, ließ sie also in beträchtlichem Umfange weiter gelten, trug aber durch die Rechtsprechung beständig römische Anschauungen hinein. Die ptolemäischen Gerichtshöfe verschwanden allmählich, obwohl es auffällt, wie lange die kaiserliche Regierung manche, wenn auch mit veränderten Aufgaben, hat bestehen lassen. Nunmehr wurde die Rechtsprechung römischem Sinne gemäß Aufgabe des Verwaltungsbeamten, und zwar besaß nur der Statthalter eigentlich richterliche Gewalt. Da er aber unter keinen Umständen alle Fälle auch nur anhören konnte, übertrug er sein Richteramt anderen Beamten, teils einigen ständigen Vertretern in Alexandreia und den Epistrategen der drei großen Verwaltungsbezirke, teils niederen Beamten von Fall zu Fall. Er selbst behielt sich wichtige Entscheidungen vor und verband außerdem auf dem sogenannten Konvent die Oberaufsicht über die Verwaltung mit der Tätigkeit des Richters: in Alexandreia, Pelusion und Memphis, manchmal auch in der Thebais, stellte er sich zu bestimmten Zeiten den Rechtsuchenden zur Verfügung, entschied selbst oder verordnete Beamte zu Richtern in seinem Namen und versuchte wenigstens, den Untertanen einen wirklich rechtsgültigen Spruch zu verschaffen. Mehr als ein Versuch oder ein Schein konnte es allerdings nicht werden. Die große Mehrzahl der Streitfälle gelangte gewiß niemals an den Statthalter; anstatt auf seine rechtskräftige Entscheidung Jahre lang zu warten, war es besser, sich bei der vorläufigen des beauftragten Beamten zu beruhigen. Wie unter den Ptolemäern gewann dadurch der Beamte als Richter eine Bedeutung, die ihm rechtlich gar nicht zukam, und der großen Masse der Ägypter mag der Rechtsgang unter dem Statthalter ebenso erschienen sein wie zur Zeit der Ptolemäer; die Außenseite blieb, während Inhalt und Grundlage des Rechts sich vielfach gewandelt hatten.

Auch die römische Regierung war wie ihre Vorgänger bei aller

Strenge und oft kleinlichen Selbstsucht auf die Stimmung der Untertanen wohl bedacht. Schonung der Wirtschaftlich-Schwachen prägt im 2. Jahrhundert v. Chr. der Minister Herodes seinen Beamten in meilenlangen Sätzen mit einem fast erbitterten Nachdruck ein; Schonung der Priester wurde bei den letzten Ptolemäern eines der höchsten Gebote. Die Erlasse der römischen Kaiser und der Statthalter bewegen sich gern in allgemeinen menschenfreundlichen Betrachtungen; Tiberius Julius Alexander richtete „seine ganze Sorge darauf, daß die Stadt in der richtigen Verfassung bleibe, im Genusse der Wohltaten, die ihr von den Kaisern zuteil geworden sind." Das Ziel seines ersten Erlasses sei: „daß ihr mit um so größerer Zuversicht alles erhofft vom Imperator Augustus Galba, der als Wohltäter uns aufleuchtet zum Heile des ganzen Menschengeschlechts." An schönen Worten mangelte es auch nicht, wenn in Rom ein Thronwechsel eintrat; als Claudius starb und Nero Kaiser wurde, erging an Alexandreia und Ägypten ein hochtrabender Erlaß: „Der seinen Ahnen gehört, der sichtbar gewordene Gott Caesar ist zu ihnen gegangen. Den die Welt erwartete und erhoffte, ist zum Imperator ausgerufen, der gute Geist der Welt, Ursprung alles Guten, Nero ist zum Cäsar ausgerufen. Daher müssen wir Kränze und Opfer bringen und allen Göttern Dank sagen." Die Besuche der Kaiser selbst blieben selten, aber nicht immer angenehm für die Hauptstadt Alexandreia, die freilich auch den Herrn der Welt nicht mit ihren giftigen Witzen verschonte und von dem knauserigen Vespasian dafür mit Steuern bestraft wurde. Gnädig erwies sich Hadrian; aber in jedem Falle lastete solch ein hoher Besuch schwer auf Stadt und Provinz, die für Unterhalt und Beförderung des Herrschers samt Gefolge aufkommen mußten, ebenso bei Amtsreisen und Besuchen des Statthalters; freilich waren sie seit Alters daran gewöhnt. Sie mußten schon froh sein, wenn der Gast sich nicht durch blutige Gewalttaten bedankte, wie Kaiser Caracalla es im Jahre 215 tat. Im allgemeinen hat während der ersten beiden Jahrhunderte die römische Verwaltung wohltätig gewirkt, weil sie die äußere Sicherheit gewährte und alle Vorteile eines Weltreiches namentlich dem Handel erschloß. Aber sie blieb doch noch mehr als die der Ptolemäer eine Fremdherrschaft, auch in den Augen der Hellenen. Solange sie streng auf Ordnung hielt, war sie den Untertanen lästig; als sie selbst verfiel, gefährdete sie Land und Leute. Alexandreia zumal blühte wirtschaftlich auf, aber seinen Rang, die erste Stadt der Welt zu sein, verlor es an Rom, wenn es auch vielleicht noch

längere Zeit hindurch die Kaiserstadt an Volkszahl und Pracht übertroffen haben mag.

Die Verfassung der Stadt.

Alexandreia war Reichshauptstadt und Königsstadt, dann Provinzhauptstadt und Sitz des kaiserlichen Statthalters; aber sogar in der staatlichen Verwaltung blieb es immer als „Alexandreia bei Ägypten“ vom Lande geschieden. Darüber hinaus aber war es eine hellenische Freistadt. Über manche Bedenken hinweg darf man heute mit Sicherheit aussprechen, daß Alexandreia die „Autonomie“, wie die Hellenen den Begriff ihrer Stadtfreiheit nannten, besessen habe, jedenfalls durch die Verleihung ihres Gründers. Jedoch nicht die Gesamtstadt, nicht der Raum, der den Namen trug, sondern darin ein engerer Kreis, die Bürgergemeinde der Alexandriner. Um den ursprünglichen hellenischen Kern legten sich schon früh andere Schichten, Hellenen und Fremde, die der werdenden Weltstadt in Mengen zuströmten, so daß in Alexandreia bald genug alle Völker der Welt sich begegneten. Diese Kreise bildeten nach dem Gedanken jener Zeit, daß Rechte mit dem Menschen wandern, nicht vom Orte verliehen werden, ihrerseits wieder Gemeinwesen, wie wir es von dem besonders großen und gewichtigen der Juden in Alexandreia genau wissen. Daher bestand die Stadt Alexandreia aus mehreren Gemeinwesen verschiedener Verfassung. Das vornehmste blieb die Bürgergemeinde der Alexandriner. Nach althellenischem Vorbilde gliederte sie sich in Demoi und Phylai; jede Phyle, das heißt Stamm, umfaßt mehrere Demoi, wie Athen ursprünglich die Einzelgemeinden, später die kleinsten Bürgergruppen nannte. Der Bürger führte, um sich kenntlich zu machen, seinen Demos an; erst später fügte man die Phyle hinzu, deren Benennung manchen Anlaß gab, dem Kaiser zu huldigen. Diese Verbände hielten das Gemeingefühl aufrecht, sorgten wohl auch für die Ausbildung des jungen Bürgers im Gymnasion, führten die Stammbäume und dienten eignen Göttern.

Aber das eigentliche Merkmal hellenischer Stadtfreiheit sind Rat und Volksversammlung. Unsere äußerst dürftige Überlieferung hat bisher keine sichere Spur des Rats finden lassen, der doch bestanden haben muß, wenn Augustus ihn aufhob, so daß wir uns nur an die oberägyptische Hellenenstadt Ptolemaïs halten können, wollen wir ein Bild gewinnen. Hier finden wir den Rat mit seinem regierenden Ausschusse, den

Prytanen, samt der Volksversammlung in voller Tätigkeit: der Rat bereitet vor, das Volk beschließt, die Prytanen führen aus. Ohne Zweifel war es in Alexandreia ebenso, denn Ptolemaios Soter, der in der Thebais die Hellenenstadt seines Namens gründete, hat damit nur Alexanders Vorbilde folgen und Alexandreia nachbilden wollen. Die freie Stadt besaß ihre eignen bürgerlichen, nicht königlichen, Gerichte wie Ptolemais, daneben besondere Fremdengerichte, wohl für Rechtsfälle unter Fremden und zwischen Alexandrinern und Fremden, in der großen Meerstadt ein dringendes Bedürfnis. Ob das Stadtgrundgesetz, die Grundlage der Verfassung und des Bürgerrechts, die der Hellene mit demselben Worte Politeia nannte, vom Gründer Alexander verliehen oder von den ersten Bürgern beschlossen und vom König bestätigt wurde, ist zwar unbekannt, aber auch nicht wesentlich. Alexandreia hatte seine Politeia, die überaus hoch geschätzt wurde, und hatte seine eignen Gesetze der Bürgergemeinde. In Gerichtsverhandlungen der Ptolemäerzeit und sogar noch später werden bisweilen „bürgerliche Gesetze" als maßgebend angeführt, ebenso „Beschlüsse". Beide können nur von freien Hellenengemeinden herrühren, und deren größte war Alexandreia. Innerhalb der Bürgergemeinde galten sie ohne weiteres; da sie sogar vor dem Königsgerichte angerufen werden durften, so genossen sie königliche Anerkennung, ja man scheint sie auch dann herangezogen zu haben,. wenn es sich nicht um Bürger, sondern um andre Hellenen handelte. Unsere Quellen lehren auch hier, wie wenig wir wissen: zufälligen Erwähnungen verdanken wir ein paar Sätze aus dem alexandrinischen Privatrechte über den Eid, Zeugenverhör, Bestrafung von Gewalttat und über das Verhältnis der Bürger zu den Ägyptern, zu Freigelassenen und Sklaven; dazu kommen einige Urkunden, die das Gepräge alexandrinischen Privatrechts tragen. Streng scheidet sich der Bürger vom Ägypter: „Freigelassene der Alexandriner dürfen keine Ägypterin heiraten," geschweige denn der Alexandriner selbst. Auch die kümmerlichen Reste eines alexandrinischen Bebauungsgesetzes gehören hierher, weil ursprünglich Bürgergemeinde und Stadtbezirk zusammenfielen.

Wie nun das öffentliche Leben Alexandreias sich vollzog, müssen wir wiederum aus Ptolemais und den späteren Lebensäußerungen ägyptischer Provinzialstädte entnehmen. Die regelmäßigen Geschäfte besorgt der Rat, dem die Prytanen die Vorlagen unterbreiten, nachdem sie zur Sitzung durch öffentliche Bekanntmachung eingeladen haben. Die städtischen Beamten und einzelne Ratsherren sprechen zur Sache, meistens sehr kurz, und oft enthalten die Protokolle nur

Gesamtäußerungen des Rats, Beifall oder Ablehnung. Man berät über die Bestellung von Beamten, über Festlichkeiten, Zahlungen und Lieferungen an den Staat, schließt Verträge mit Handwerksinnungen und Unternehmern über öffentliche Bauten und erteilt verdienten Mitbürgern oder Fremden städtische Ehren. Aber was wir noch lesen, allerdings aus der Kaiserzeit und aus der Provinzstadt Oxyrhynchos, sieht recht matt und farblos aus; in Alexandreia mag es lebhafter zugegangen sein. Parteikämpfe, ohne die keine hellenische Freistadt leben konnte, gab es sicher in Ptolemais, wo doch alle Verhältnisse klein und still blieben; wieviel heftiger in Alexandreia. Denn auch wichtige Fragen, Behauptung und Ausbau der Verfassung, Beseitigung und Änderung der Gesetze müssen erst den Rat und dann die Volksversammlung beschäftigt haben; wo es „Gesetzeshüter" gab, konnte man auch durch neue Gesetze und neue Beschlüsse das bestehende Recht fortentwickeln.

Die vier freistädtischen Bürgergemeinden Ägyptens — zu Alexandreia, Ptolemais und Naukratis fügte Kaiser Hadrian noch die Antinoosstadt zu Ehren seines Lieblings, des schönen Antinoos hinzu — besaßen zwar jede ihre eigne Verfassung, aber doch soviel Gemeinsames, daß alle ihre Bürger im Familienrechte gleich, als Astoi, benannt wurden und vielfach gleichen Gesetzen unterstanden, wie es ja im Grunde gar nicht anders sein konnte. Nur Antinoopolis, das im allgemeinen der Verfassung von Naukratis folgte, erhielt vom Gründer das Vorrecht der Ehegemeinschaft mit den Ägyptern; Hadrian wollte wohl aus seiner romantischen Stimmung heraus ein zweiter Alexander werden, nicht nur Städtegründer sondern auch Völkerversöhner. Aber die Bürger seiner Stadt merkten bald, wie sehr ihnen dies Vorrecht schadete; war doch die scharfe Scheidung von den Ägyptern und der hellenisch-ägyptischen Mischbevölkerung die innerliche Grundlage jeder hellenischen Stadtfreiheit, die Voraussetzung der so hoch gefeierten Politeia.

Wie sich von selbst versteht, besitzt auch die vollbürtige Frau das Bürgerrecht im Familienrechte, wenn auch ohne die Möglichkeit politischer Betätigung: allerdings haben Frauen in der Kaiserzeit sogar das Gymnasiarchen-Amt bekleidet, weil nur noch die wohlhabendsten Geschlechter die Kosten des Amts tragen konnten, so daß in Ermangelung männlicher Erben auch Töchter oder Witwen eintreten mußten. Die Vollbürgerin wird von den niederen Schichten der Bevölkerung durch genau so hohe Schranken getrennt wie der Mann. Nur aus der Ehe von Bürger und Bürgerin

geht der Bürger hervor; der Sprößling der Mischehe sinkt, abgesehen von gewissen Ausnahmen, in den Stand des niederen Ehegatten hinab. Unkenntnis über den Stand des anderen Ehegatten kann als mildernder Umstand gelten. Außer durch Geburt wird das Bürgerrecht der Alexandriner von der Gemeinde verliehen, in der Kaiserzeit unter Aufsicht des römischen Statthalters; den Kaiser freilich vermochte niemand an der Verleihung zu hindern, wie sie jedenfalls auch den Ptolemäern frei gestanden hat. Aber die kaiserliche Regierung ging von selbst äußerst sparsam damit um, wie Trajan es in einem seiner Briefe an Plinius sagt: der Statthalter sollte gegen jede Verschleuderung einschreiten. Rom machte nämlich das alexandrinische Bürgerrecht zur Voraussetzung des römischen Bürgerrechts und suchte daher schon von der Schwelle alle Ungeeigneten fern zu halten. Deshalb wurde es den Ägyptern so schwer gemacht, auch nur Alexandriner zu werden, deshalb strebte aber auch alles in der Provinz Ägypten, was emporkommen wollte, nach diesem Bürgerrechte, vor allem die große und mächtige Judenschaft in der Stadt selbst. Wenn Josephus behauptet, seine Stammes- und Glaubensgenossen hätten es seit Alters besessen, so lügt er, wie wir ihm jetzt nachweisen können; jedoch haben es einzelne Juden so gut wie dieser oder jener andre erlangt. Unter den Ptolemäern war man vermutlich etwas freigebiger, zumal in den ersten Jahrzehnten, als so manche Söldner es erhielten, die Bürger der Stadt und zugleich Siedler weiter oben in Ägypten wurden. Damals galt es noch Bürger zu gewinnen, später nur den alten Stamm vor Vermischung zu schützen. Ähnlich stand es mit den übrigen Bürgergemeinden, das heißt mit Ptolemais und Naukratis, denn Antinoopolis sperrte von vornherein Tür und Tor auf, wie wir gesehen haben. Die kleinen und ziemlich bedeutungslosen Hellenengemeinden konnten sich leichter wahren, weil ihr Bürgerrecht dem Fremden nicht viel Reize bot. Ins Gewicht fiel allein das der Alexandriner durch die Größe der Gemeinde und durch alles, was es gewährte, Bevorzugung im Vollzuge körperlicher Strafen und vor allem das Ansehen des alexandrinischen Namens, den die ganze Welt kannte.

Viele Alexandriner lebten in Ägypten, trieben dort Gewerbe oder hatten Grundbesitz; überallhin nahmen sie ihr Bürgerrecht und ihr Selbstbewußtsein; von den öffentlichen Lasten ihres Wohnsitzes, namentlich der sogenannten Liturgie, dem aufgebürdeten Amte, blieben sie frei. Sie allein durften sich in der Kaiserzeit den Römern, wenn auch noch in beträchtlichem Abstande,

zur Seite stellen; werden im Lande die Steuererklärungen und Verzeichnisse der Hausbewohner eingefordert, so erscheinen sie neben den Römern, und mit diesen gemeinsam verweigern sie dem Strategen, dem Oberhaupte des Gaus, den Gehorsam. Von der Gauverwaltung sind die Freigemeinden ausgenommen; bei Alexandreia versteht es sich schon deshalb, weil es überhaupt nicht zu Ägypten gehört. Vielleicht am deutlichsten tritt der hohe Rang des Alexandrinerstandes in den Fällen zu Tage, wo echte Römer neben ihrem römischen Bürgerrechte das alexandrinische führen und es damit als nicht unwürdig eines Römers bekennen. Was aber ein römischer Bürger damals war, das lehrt ein Blick in die Apostelgeschichte: mitten in der Zeit, die uns hier angeht, jagt der römische Bürger Paulus den Stadtbehörden in Philippi und dem Offizier in Jerusalem bleichen Schrecken ein, wenn er sich darauf beruft, was er übrigens selten tut.

Die städtischen Beamten sind in allen hellenischen Freigemeinden ungefähr gleich, wenn auch nicht völlig. Der alexandrinische Exegetes scheint einen Ehrenvorrang zu besitzen und im besonderen das Recht des Personenstandes zu überwachen, daher auch Sammelvormund aller unversorgten Unmündigen zu sein; für die Lebensmittel sorgt der Eutheniarchos, den Marktverkehr beaufsichtigt der Agoranomos, dessen Amt der Staat schon früh zur Errichtung öffentlicher Urkunden herangezogen hat; aber diese und eine ganze Reihe anderer übertrifft an wirklicher Bedeutung der Gymnasiarchos. Das Gymnasion, überall Hort echt hellenischen Wesens, das starke Bollwerk gegen die Orientalen, die das männerschaffende Spiel scheuen und ablehnen, steht in Alexandreia geradezu im Mittelpunkte, wie es ja auch besonders groß und prächtig war. Sein Vorsteher wächst in den Kämpfen, die dort das Hellenentum mit den andern, zumal mit den Juden zu bestehen hat, zum Führer hellenischen Volksbewußtseins und hellenischen Geistes heran. Aus tausend Reibereien werden blutige Straßenkämpfe und daraus Haupt- und Staatsprozesse vor dem Kaiser in Rom. Da vertritt der Gymnasiarchos die alexandrinische Bürgergemeinde; sein mannhaftes, stolzes, ja herausforderndes Auftreten vor dem Herrn der Welt, sein Tod durch kaiserliches Urteil wird in Flugblättern verherrlicht, die den Gang der Verhandlung treu erzählen und doch alles vom hellenischen Bürgerstolze aus beleuchten. In diesen sogenannten alexandrinischen Märtyrerakten besitzen wir eines der lebendigsten Zeugnisse für das Gefühl, das auch in der Kaiserzeit solch eine hellenische Freistadt durchglühte; sie allein würden be-

weisen, daß die Politeia der Alexandriner kein Schein war, sondern eine Macht über die Gemüter besaß, und der Gymnasiarchos galt als ihr sichtbarer Vertreter, wenn er in seinem Hute und seinen weißen Schuhen erschien. Keine höhere Ehre kennt ein hellenisches Haus, zumal in Alexandreia, als unter seinen lebenden und toten Gliedern Gymnasiarchen zu zählen; es gibt noch Stammbäume, die fast nur Gymnasiarchen enthalten.

Das Freiheitsbewußtsein überdauerte die Jahrhunderte und auch harte Zeiten, wie sie Alexandreia unter Euergetes II. und mehr als dreihundert Jahre später unter Kaiser Caracalla durchmachen mußte. Schwerer noch lastete auf ihm der dauernde Druck, den die Anwesenheit eines unumschränkten Herrschers ausübte. In der Freistadt saß auf der Burg der diademtragende Ptolemäer, der zwar hellenisch genug und klug genug dachte, um hellenische Bürgerfreiheit zu schonen, aber doch nicht von ferne gesonnen war, sich die Gewalt über das Haupt seines Reiches streitig machen zu lassen. Seine Gegenwart, die Reichsregierung, die starke Besatzung genügten, um Alexandreia fest im Zügel zu halten. Schlaffen Königen entglitt er wohl einmal; aber selbst in dem Aufruhr, der um Philopators Tod und des Epiphanes Thronbesteigung ausbrach, bedeutete die Bürgergemeinde als solche nach dem Berichte des Polybios nichts; die Alexandriner, die mit den Söldnern oder gegen die Söldner durch die Straßen toben und den Palast stürmen, sind Volkshaufen ohne Bürgergefühl, nichts weiter als aufrührerische Untertanen. Euergetes II. soll die Bürgerschaft so gut wie vernichtet haben; allein sie ist noch lebenskräftig genug in die Kaiserzeit hinübergegangen. Ob andre Ptolemäer ihr günstig gesinnt waren, wissen wir nicht. Wie es scheint, ließ sich in gewöhnlichen Zeiten der König bei der Stadt durch einen eignen Beamten vertreten, den man später Strategen nannte; er sieht sehr nach einem königlichen Stadthauptmann aus. Nach dem oberägyptischen Ptolemais schickte der König sogar einen Gesandten, der seine Aufträge überbringen und soweit es Befehle waren, sie höflich einkleiden sollte, genau wie er mit den hellenischen Gemeinden des Reichs auf den Inseln oder an der Küste Kleinasiens verkehrte, und Ptolemais erwies dem Boten des Herrschers dieselben Ehren, die ihm in Milet oder Samos zu Teil geworden sein würden. Beide Teile wahrten den guten Ton. Gegen Ende der Ptolemäerzeit bekleidete der Oberbefehlshaber der Thebais das städtische Amt des Archiprytanis in Ptolemais; es war eine gelinde Form, die königliche Macht zur Geltung zu bringen. Wir ahnen nicht, ob die hellenischen

Freigemeinden auch nur das Recht hatten, königliche Wünsche abzulehnen; die Macht dazu fehlte ihnen sicher, vor allem Alexandreia, das täglich und stündlich das ungeheure Übergewicht des Herrschers fühlen mußte. Die Freiheit war und blieb ein Bewußtsein; ihrer Betätigung zog die rauhe Wirklichkeit allerengste Schranken. Staatsrechtlich stand Alexandreia zum Reiche wie eine freie, verbündete, vom Ptolemäer beschützte Hellenengemeinde; in Wahrheit war es Reichshauptstadt und in unmittelbarer Gewalt des Königs. Auch das sogenannte Alexandrinerland unterlag der königlichen Macht. Ursprünglich wohl Besitz der Bürgergemeinde, wie sein Name, Land der Alexandriner, nicht Land Alexandreias, andeutet, wurde es später ein Gau und genoß zusammen mit dem Menelaos-Gau mancherlei Vorrechte, weil eben hier die Besitzungen der Alexandriner lagen. Daß es Besitz der Stadt Alexandreia, die außerhalb städtische Güter hatte, gewesen sei, wird sich kaum beweisen lassen. Ein Teil, das „alte Land“, war niemals zum Zwecke der Besteuerung vermessen worden, und dies Vorrecht hielten die Alexandriner auch unter den Kaisern hoch.

Augustus nahm der unruhigen und gefährlichen Stadt den Rat, und der römische Statthalter trat mit den Legionen in den Straßen noch viel gewaltsamer auf als die Ptolemäer. Der Kaiser beaufsichtigte die Stadtverwaltung durch kaiserliche Freigelassene oder Sklaven, die den Prytanen Alexandreias eingereiht wurden. Sicherlich lag darin Mißtrauen ausgesprochen; aber die Entwürdigung, die es nach unsern Begriffen wäre, wenn ein Magistrat mit Unfreien oder ehemals Unfreien durchsetzt würde, haben die Alexandriner wohl kaum so stark empfunden, denn mindestens im ersten Jahrhundert n. Chr. galt ein Sklave des Kaisers viel und bekleidete oft Ämter, die wir heute als Ministerstellen bezeichnen würden. Als im Laufe des zweiten Jahrhunderts die größeren Provinzstädte zu städtischer Selbstverwaltung emporstiegen und endlich, um 200 n. Chr., mit dem Rate die Stadtfreiheit erhielten, mußte Rom sie auch den Alexandrinern wieder schenken. Aber sie war nicht mehr die alte, sondern zog Alexandreia auf die Stufe der großen Gaustädte wie Arsinoe oder Hermupolis herab; zugleich bahnte sie ganz neuen staatsrechtlichen Begriffen, nämlich der Gemeinde römischen Rechtes, den Weg. Caracalla verlieh im Jahre 212 allen höheren Ständen des Reichs, im wesentlichen den Hellenen, das römische Bürgerrecht. Damit wurde der Vorzug des alexandrinischen Bürgerrechts zerstört und der Sinn hellenischer Stadtfreiheit überhaupt aufgehoben; denn freie Bürgergemeinden inmitten einer allgemeinen

gleichen Reichsbürgerschaft wurden blutlose Schatten, Gespenster aus toter Vergangenheit.

Der Bevölkerung.

Staatsrechtliche Grenzen und Gestaltungen folgen aus dem Werdegange der Völker und Staaten, der nicht immer von denselben Gesetzen beherrscht wird, so daß keine allgemeine Betrachtung sondern nur eine besondere Untersuchung für jeden Fall etwas lehren kann. Im hellenistischen Ägypten finden wir die Grundformen, aus denen die staatsrechtliche Gliederung erwachsen ist, in den verschiedenen Bestandteilen der Bevölkerung. Die Ägypter dürfen wir als ein einheitliches Volk betrachten, denn als die Ptolemäer ins Land kamen, lag die Frühzeit dieses Volkes um Jahrtausende zurück, und wenn ungleiche Stämme in ihm verschlungen waren, so spürte man damals nichts mehr davon. Sie waren so einheitlich geprägt, körperlich und geistig, wie sie es heute noch sind. Aber nun zogen die Fremden ein, nicht mehr vereinzelt, sondern zu Tausenden, Söldner und Händler seit den Feldzügen Alexanders; vielleicht waren auch früher schon manche zurückgeblieben, als die Athener im Delta Krieg führten. Über alle sich erhebend das Krieger- und Siegervolk der Makedonen, nächst ihnen die Hellenen aus aller Welt, wo nur hellenische Männer sich angesiedelt hatten, Städter wie Landleute, ungleich an Recht, Sitte und Mundart, aber doch verbunden durch den Gegensatz zum Orientalen. In den Heeren gab es viel Söhne der nur oberflächlich gebildeten, aber starken und tapferen Thraker, Galater und andrer Stämme, besonders Kleinasiens, die anfangs ihre Art zu wahren suchten, allmählich aber in den Hellenen, ihren Waffengenossen, aufgingen. Auffällig zahlreich sitzen Perser in Oberägypten, auch im Faijum und Alexandreia; vielleicht waren sie aus den Zeiten persischer Herrschaft geblieben. Dazu Fremde aus aller Herren Ländern und aller Zungen, sogar im dritten Jahrhundert v. Chr. schon Männer mit italischen Namen; besonders reichlich aber Syrer und Juden.

Makedonen und Hellenen fühlten sich als Herren, und wenn auch der König alle Reichsbewohner als Untertanen betrachten mochte, so gehörte er doch selbst auf die makedonisch-hellenische Seite, mußte sich auf sie stützen und ihnen deshalb Rücksicht erweisen, vermutlich weit mehr, als wir aus dürftigen Zeugnissen herauszulesen vermögen. Solange die Hellenen dieser bevorzugten Lage sicher waren, durften sie auch ihr Sonderwesen nach Stamm und Stadt weiter pflegen.

Mit der Zeit freilich glichen sich die Unterschiede im Zusammenleben unter gleichem Herrscher, in gleichem Lande aus, ebenso wie die Mundarten der hellenistischen Gemeinsprache erlagen. Aber sie wären kaum so völlig verschmolzen, nicht nur die Hellenen verschiedener Herkunft, sondern mit ihnen auch die Makedonen, hätte nicht eine gemeinsame Gefahr sie alle immer deutlicher bedroht. Seit die Ägypter unter Philopator gesehen hatten, daß man ihrer bedurfte, um zu siegen, hoben sie das Haupt aus tiefer Unterdrückung und lernten es, mit der ihnen eignen Zähigkeit schwachen Königen einen Vorteil nach dem andern abzuringen, durch Empörungen wie durch Ergebenheit. Sie gewannen hohe Stellungen in der Verwaltung wie im Heere, und mancher Ägypter hatte vielen Hellenen zu befehlen. Der alte Haß entlud sich; sie mißhandelten einen Frommen Namens Ptolemaios im Sarapeion, weil er Hellene war, und malten sich in Orakelsprüchen den Untergang der verhaßten „Stadt am Meere" aus. Die Könige hielten zwar immer am Vorrange des Hellenen fest, aber mehr im Gedanken, denn in Wirklichkeit mußten sie vor ihren ägyptischen Untertanen zurückweichen. Epiphanes ließ sich in Memphis mit der Doppelkrone von Ober- und Unterägypten zum Pharao krönen, sei es gezwungen, sei es um die Stimmung für sich zu gewinnen, und Vorrechte für die mächtige Priesterschaft, Geschenke an die Götter, Bau ägyptischer Tempel wurden die unentbehrlichen Mittel der Regierung.

Aber in derselben Zeit, etwa um 200 v. Chr., begann die Schicksalsgemeinschaft der Hellenen und Ägypter stärker zu wirken; sie wohnten unter einander, arbeiteten und handelten mit einander, ägyptische Frauen zogen in hellenische Häuser, Hellenen zu den Ägyptern, es entstand eine Mischbevölkerung aus ägyptisch-hellenischem Blute, ägyptisch-hellenisch auch in Sitte und Lebensgewohnheit, hellenisch in der Sprache, die ja Amtssprache und Weltverkehrssprache war, dagegen ägyptisch in der Religion, denn dem geheimnisvollen Glauben des frömmsten Volkes leisteten weder hellenische Volksgötter noch hellenische Aufklärung einen erheblichen Widerstand. Das erwachte ägyptische Volksbewußtsein und die breite Mischbevölkerung, die sich zwischen Ägypter und Hellenen lagerte, drängten diese in die Verteidigung, aber auch zum Zusammenschlusse. Nun hören sie auf Rhodier oder Athener zu sein und werden alle Hellenen, sogar die hochfahrenden Makedonen beginnen im hellenischen Namen ihr Heil zu erblicken. Die Freigemeinden werden nun mit vollem Bewußtsein Horte hellenischen Wesens, neben ihnen die loseren Verbände hellenischer

Siedler im Delta, im Faijum und in der Thebais; in ihren Kreisen erhält sich die Reinheit hellenischer Abstammung, hellenischer Bildung und hellenischer Religion, deren Pflege geradezu Pflicht und Wahrzeichen des Volkstums wird. Ungefähr zwei Jahrhunderte hat das echt hellenische Wesen mit den wieder erstarkenden Ägyptern um die Macht, ja um sein Dasein ringen müssen; wohl nirgends war dieser Kampf gefährlicher, die Gefahr der Vermischung größer als in der Weltstadt Alexandreia. Polybios, der unter Euergetes II. die Stadt besuchte, läßt uns einen Blick hinein werfen: „drei Gruppen gebe es unter den Bewohnern der Stadt: das einheimische Ägyptervolk, rege und seiner Stellung im Staate bewußt, dann die Söldner, eine drückende und zügellose Masse; nach alter Gewohnheit hielt man nämlich bewaffnete Ausländer, die sich besser aufs Herrschen als aufs Gehorchen verstanden infolge der Nichtigkeit der Könige; die dritte Gruppe waren die Alexandriner, auch sie nicht recht staatsbewußt aus denselben Ursachen, aber doch besser als die Söldner; denn mochten sie auch Mischlinge sein, sie waren doch von Hause aus Hellenen und gedachten gemeinhellenischer Art."

Daß am Ende das Hellenentum sich behauptet hat, ja sogar von Neuem weit über die Ägypter aufsteigen konnte, verdankte es nur zum Teile seiner Ausdauer, mindestens ebenso sehr dem Siege des Augustus über Kleopatra. Denn die römische Herrschaft stürzte mit einem Schlage die Ägypter wieder in die Tiefe und knechtete sie ärger als die ersten Ptolemäer gewollt und vermocht hatten; nun wurden die Ägypter als dediticii behandelt, als Feinde, die Rom mit den Waffen überwindet, die sich auf Gnade oder Ungnade ergeben, und für solche hatte die römische Staatsordnung eigentlich gar keinen Platz. Römische Anschauung und im allgemeinen die des Altertums baute den Staat aus staatsrechtlich bestimmten Gruppen auf; wer keiner solchen angehörte, wer in keinerlei Gemeindeverbande stand, der war nichts als Mensch, und das bedeutete in den Augen Roms so wenig, daß es sich nicht viel vom Sklaven, das heißt einer Sache, unterschied. So galten nun die Ägypter lediglich als eine rechtlose Masse, nur als Bevölkerung, als Arbeitskraft, als Gegenstand rücksichtsloser Beherrschung. Und Rom verstand es, diese Auffassung zur Geltung zu bringen: die mächtig gewordene Priesterschaft wurde streng in Schranken gehalten, Aufstände wurden unterdrückt, ägyptisches Wesen auch in der Ortsbeamtenschaft so gut wie beseitigt. Mit den Ägyptern zusammen sank wie es scheint auch die Masse der griechisch-ägyptischen Mischbevölkerung ins Nichts hinab; die Perser waren wohl schon im

wesentlichen ägyptisch geworden. Aber ausrotten konnte und wollte man das Volk der Knechte nicht, das ja als Fronarbeiter auf dem Felde unersetzlich war. Unter aller Verachtung und Gewaltherrschaft blieben diese Millionen, weitaus die Mehrheit der Bevölkerung, innerlich gesund und lebenskräftig, ja gerade Roms Verfahren schützte ägyptische Art und ägyptische Sprache vor jeder Vermischung; nach fast fünfhundertjähriger Berührung mit hellenischem Wesen, unter einem Staate, der hellenisch sprach, gab es in ägyptischen Dörfern noch Dolmetscher, die offenbar zwischen Volk und Beamten vermittelten, gab es Leute, die vor Gericht durch den Dolmetscher vernommen werden mußten. Etwa um dieselbe Zeit begann das Christentum in die Volksmassen hinabzudringen und bemächtigte sich sogleich der einheimischen Sprache, die noch ganz lebendig gewesen sein muß; das Koptische, Spätägyptisch in griechischer Schrift, wurde der Träger des neuen Glaubens. Wer die vorhergehenden Jahrhunderte nach ihren Urkunden und Briefen beurteilt, sieht mit Erstaunen nun das ägyptische Wesen mit einer Kraft sich aufrichten, die längst gebrochen schien. Das Christentum hat die Ägypter vor dem Untergange gerettet, und die arabische Eroberung 641 hat sie ein für allemal von römischer Gewalt und hellenischem Übergewichte befreit. Um so völliger sind sie nachher dem Arabischen und dem Islam erlegen.

Rom empfand seinen Abstand von den Ägyptern so groß, daß es gern die Schicht der Hellenen zwischen jene und die römischen Bürger legte. Begriff und Rechte der echten Hellenen, die sich durch die letzten Ptolemäerzeiten zwar gerettet aber doch nur mühsam behauptet hatten, erhalten nun durch Rom eine so scharfe Prägung wie kaum je zuvor. In den östlichen Provinzen haben sich die Römer bewußt auf die hellenische Bevölkerung gestützt, sie zwar nicht als Genossen der Weltherrschaft, aber doch als den Nächsten betrachtet und die überkommene hellenische Verwaltungssprache ohne weiteres bestehen lassen. Die reinen Hellenen grenzten sich nun erst recht scharf gegen die Ägypter ab; aber die Vermischung konnten sie doch nicht hindern. So schreitet hellenischem Selbstbewußtsein und römischen Regierungsgrundsätzen zum Trotze die Durchdringung der Völker fort; gerade die zahllosen schriftlichen Lebensäußerungen der Kaiserzeit führen uns auf Schritt und Tritt in diese Kreise ein und warnen uns, die Wirkung staatsrechtlicher Gedanken zu überschätzen. Die gemeine Wirklichkeit setzte sich über alle Schranken hinweg und schuf eine breite Schicht, die wohl rechtlos war wie

die Ägypter, in Bildung und Sitte aber hellenisches und ägyptisches Wesen verschmolz.

Die reinen Hellenen, die sich hoch über diese Millionen erheben durften, waren sicherlich an Zahl gering. In ihren Kreisen wird die grenzenlose Verachtung der Einheimischen gepflegt worden sein, deren Ausdruck wir hin und wieder begegnen; alexandrinische Stimmung wird aus dem Erlasse Caracallas sprechen, der die Ägypter aus der Stadt vertreibt: „an den Leinewebern kennt man die richtigen Ägypter leicht heraus mit ihrer Sprache, ihrem Aussehen und ihrer Haltung; auch ihre Lebensweise und Sinnesart, gesittetem Benehmen fremd, zeigt, daß die Ägypter Bauernlümmel sind.“ Aus der gleichen Denkweise heraus verwahrt sich ein Hellene im Briefe: „vielleicht haltet ihr mich für einen Barbaren oder einen Ägypter, der ja kein Mensch ist.“ Die Antwort auf solche Urteile konnte nur ein tiefer Haß gegen die Hellenen sein, und aus dem berechtigten Stolze auf eine uralte große Vergangenheit, die in Wunderwerken der Baukunst herüberragte und alle hellenischen Leistungen schlug, erwuchs eine hochmütige Verachtung hellenischer Bildung, zumal da auch vielen Hellenen die geheimnisvolle Weisheit der Ägypter höchste Offenbarung zu sein schien, bis zu der Frage, ob denn die Philosophie der Hellenen etwas anderes als leerer Wortschall sei. Der Haß der Hörigen gegen die Großgrundbesitzer in byzantinischer Zeit, endlich der rohen Christen gegen die gebildeten Heiden, beides geht auf die Erbitterung der Ägypter gegen die Hellenen zurück, ja ist eigentlich nur der zeitgemäße Ausdruck dafür. Noch im Anfange des 5. Jahrhunderts erschlugen in Alexandreia koptische Mönche die hellenische Gelehrte Hypatia.

Seit Augustus steht hoch über allen Bewohnern der Provinz, auch über den Hellenen, der römische Bürger. Ihre Zahl war zunächst sehr klein, ein paar hohe Beamte und die Legionen waren alles. Das römische Bürgerrecht blieb äußerst kostbar. Das vornehme römische Privatrecht mit der lateinischen Sprache und allen seinen feierlichen Formen kam nur dem Bürger zu; freilich mochte es vielen schwerfällig scheinen und auch von Römern gern zu Gunsten des beweglichen „Rechts der Völker“ vernachlässigt werden. Immerhin tat die Regierung alles, um sogar den Hellenen den Zutritt zum Bürgerrechte zu erschweren, von den Ägyptern gar nicht zu reden. Aber diese Strenge scheiterte zuerst an der Notwendigkeit, dem Heere aus der Provinz Ersatz zu schaffen. Wie schon erwähnt, mußte man Hellenen aufnehmen, die beim Austritt

aus den Hilfstruppen oder beim Eintritte in die Legion römische Bürger wurden, und so entstand in Ägypten ein Kreis hellenischer Römer, der gewiß viele Tausende umschloß, Leute, die nach Geburt und Art Hellenen, nur äußerlich Römer waren. Stellte man sie auch gesellschaftlich den echten Römern nicht gleich, Bürger waren sie immerhin. Diese sich stets verbreiternde Schicht hat den letzten Schritt vorbereitet: 212 verlieh Kaiser Caracalla den Provinzialen das römische Bürgerrecht und glich dadurch den nicht mehr berechtigten Unterschied aus, der zwischen jenen griechischen Scheinrömern und den echten Hellenen bestand. In Wirklichkeit aber ging nun in den ganz und gar hellenischen Ostprovinzen des Weltreichs das Römertum im Hellenentum auf; zum Greifen deutlich sehen wir es auf dem Gebiete des Rechts: für alle die neuen römischen Bürger, die den Familiennamen Caracallas erhielten und Aurelier hießen, galt nun das römische Privatrecht, aber sehr bald mußte man ihnen allgemein das griechische Testament gestatten; und doch war das Testament immer der Kernpunkt römischen Rechts. Die neuen Bürger waren und blieben Hellenen. Seltsam mutet es an, daß Rom schon lange vorher seinen Bürgern die Ehe mit ägyptischen Frauen erlaubt hatte; wollte man ihnen keine Fessel anlegen? glaubte man, es sei wenig zu befürchten? Die ägyptische Geschwisterehe den Römern zu untersagen, fand man doch nötig.

Während Rom auf der Höhe seiner Macht das hellenische Wesen des Ostens gelten ließ, hat es im vierten Jahrhundert von der neuen Hauptstadt Byzanz aus versucht, die lateinische Sprache und das Römertum durchzusetzen, zunächst nicht ohne Erfolg. Sogar die Ägypter begannen aus lateinisch-griechisch-koptischen Gesprächbüchern Latein durch Vermittlung des Griechischen zu lernen. Aber Byzanz war eben doch nur in seinem Hofe das „konstantinische Neurom“ und wurde keine echte Römerstadt, die echtes römisches Leben hätte abgeben können. Überdies neigte das Hellenentum des Ostens weit mehr dem Orient als dem Westen zu. So blieb der Einfluß römischen Wesens auf eine Reihe von Lehnwörtern in der Sprache, auf Titel der Beamten, auf die Formen der Schrift in der Hauptsache beschränkt. Im 6. Jahrhundert, seit Justinian, gab auch Byzanz weitere Versuche auf und kehrte selbst zu der ihm allein natürlichen griechischen Art zurück, wenn auch diese byzantinischen Griechen den Namen Rhomäer behielten.

Nirgends stärker als in Alexandreia traten die römischen Bürger in die Öffentlichkeit, die höchsten Beamten mit dem Statthalter an der

Spitze, römische Geschäftsleute und die Legionen. Hier kann auch ihre Zahl schon im zweiten Jahrhundert n. Chr. nicht gering gewesen sein, wenn die Regierung in die Verwaltungsregeln gewisser Behörden eine Reihe von Sätzen aus dem römischen bürgerlichen Rechte aufnahm. Wir gehen nicht irre in der Vorstellung, daß die großen und wichtigen Gruppen der Bevölkerung, Römer, Hellenen und Ägypter, sich nirgends so lebhaft und nahe berührt haben wie in Alexandreia, nirgends aber auch ihres Gegensatzes so bewußt geworden sind. Was im Lande freundlich und feindlich sich doch immer mäßigte, steigerte sich in der Weltstadt nach beiden Richtungen aufs äußerste. Gerade hier aber griffen in die völkische Gliederung andre Mächte ein, die wir noch genauer kennen lernen werden; denn Beruf, Wohlstand, Bildung schufen Verbindungen unter den Menschen, die sich weder an jene Grenzen des Volkstums noch an staatsrechtliche Stufen kehrten. Schon jetzt ist es notwendig, sich klar zu machen, wie stark verschiedene Reihen und Gliederungen sich gekreuzt haben; dem Besucher Alexandreias lagen die Schichten keineswegs so übersichtlich vor Augen, wie wir sie zu entwirren suchen.

Dem Bilde Alexandreias würde etwas Wesentliches fehlen ohne die Judengemeinde. Zwei der fünf Stadtteile hießen die jüdischen, und vielleicht dürften wir von einem Ghetto reden, wäre nicht die Stellung der alexandrinischen Juden günstig genug gewesen. Zieht man auch noch so viel ab von dem, was Aristeas und seine Gesinnungsgenossen vom Wohlwollen der Ptolemäer für sie berichten, so bleibt doch die Tatsache, daß die Gemeinde sich wohl schon seit Alexander rasch entwickelt und mit den Königen gut gestellt hat. Das alexandrinische Bürgerrecht erreichten nur einzelne; aber die Gemeinde hatte ihre eigne Verfassung ähnlich wie etwa die Juden von Berenike in Kyrene und war in ihren eignen Angelegenheiten selbständig. Ihr Verhältnis zu den Hellenen verschlechterte sich im Beginn der Kaiserzeit, als vornehme und reiche Juden auf ihre nahen Beziehungen zum Kaiserhofe pochten und die schon lange wache Abneigung gegen jüdisches Wesen zum Ausbruche reizten. Erbitterte und blutige Kämpfe zwischen Hellenen und Juden kehrten immer wieder; der hellenischen Führer, der Gymnasiarchen, sowie der Flugschriften zu ihren Ehren haben wir schon gedacht. Einzelne Juden, wie Tiberius Julius Alexander, gelangten damals durch römische Gunst zu Amt und Macht, sogar auf den Stuhl des kaiserlichen Statthalters in Alexandreia. Aber die Zerstörung Jerusalems 70 n. Chr. änderte alles; die Juden vergaßen den Römern die Vernichtung ihres Volkes nie und haßten

sie von nun an mit derselben Ausdauer, womit sie ihnen früher zu Willen gewesen waren. Rom nahm ihnen alle Vorrechte; auch die Juden Ägyptens, Männer und Frauen, finden wir in den Listen der besonderen Judensteuer, die aus der alten Tempelsteuer für Jahwe jetzt zur Abgabe an den Jupiter Capitolinus geworden war.

Im ägyptischen Lande saß schon seit Jahrhunderten eine jüdische Siedlung auf Elefantine an der Südgrenze, deren aramäische Urkunden und Bücher für das Judentum zur Zeit Ezras und Nehemias überaus wichtig geworden sind. Hier opferte man dem Jahwe; um so bereitwilliger glauben wir nun, daß das jüdische Heiligtum in On, dem griechischen Leontopolis, ein wirklicher Tempel gewesen sei, obwohl Jerusalem das Tempelrecht für sich allein in Anspruch nahm. Sonst gab es Judenviertel in Oxyrhynchos wie in Arsinoë und Memphis, einzelne und ganze Gruppen auf Dörfern, selbst wenn wir die „Syrerdörfer“ ihnen nicht zurechnen und beim Namen Samareia zweifeln; Synagogen kennen wir bereits eine ganze Anzahl.

Die Juden Ägyptens, zumal in Alexandreia, insgesamt zur Zeit Jesu etwa eine Million, standen so stark unter der Wirkung der hellenischen Bildung, daß die hellenische Weltsprache ihnen Muttersprache wurde: hier wurden die Heiligen Schriften ins Griechische übersetzt; die jüdische Legende führt diese Septuaginta auf die Wißbegier des Ptolemaios Philadelphos zurück und hat einen ganzen Roman darum gesponnen. Eine jüdische Literatur in griechischer Sprache blühte auf und gipfelte in dem Alexandriner Philon, der Gedanken der hellenischen Philosophie heranzog, um die Offenbarung Jahwes den Forderungen der Zeit anzupassen; seine Schriften haben auf das werdende Christentum gewirkt. Aber auch die Gegner der Juden griffen zur Feder: durch Josephus, den Schilderer des Krieges mit Rom und der Zerstörung Jerusalems, wissen wir von den Angriffen des alexandrinischen Gelehrten Apion, der seinen Judenhaß mit einer freilich recht kümmerlichen Geschichtsbetrachtung zu begründen suchte. Im ganzen äußeren Zuschnitt wird man die Juden Alexandreias aus der allgemeinen orientalisch-hellenischen Mischbevölkerung kaum herausgekannt haben; auch ihre Namen waren zum großen Teile hellenisch. Seit dem dritten Jahrhundert hören wir nur selten etwas von der ägyptischen Judenschaft; das kann Zufall sein, aber die Vermutung, sie sei in weitem Umfange in den Christengemeinden aufgegangen, hat manches für sich.

Kaum irgend ein Volk der Mittelmeerwelt hat im bewegten Straßenleben Alexandreias gefehlt, und viele sind von hier nilaufwärts gezogen und sogar seßhaft geworden. Daher tauchen in den Papyrusurkunden, die uns ja viel deutlicher Ägypten als Alexandreia spiegeln, Illyrier und Thraker auf, Bithyner, Galater, Lykier, Kilikier und Perser, Syrer und Araber, Trogodyten von der Küste des Roten Meeres, Nubier vom oberen Nile und Libyer der nordafrikanischen Küste; die Reihe ließe sich leicht verlängern. Manchmal ist es nur ein Personenname, der uns den Mann verrät, mancher gibt ausdrücklich sein Volkstum an, und einige müssen sich in geschlossener Menge angesiedelt haben, da Stadtviertel oder Dörfer nach ihnen benannt worden sind. Aber noch fernere Völker standen in Beziehung zu Ägypten; der Inder war in Alexandreia keine unbekannte Gestalt, ja auf den Bühnen der Kaiserzeit wurde eine indische Sprache als Kauderwelsch vorgeführt. Glauben wir den kleinen Terrakottafiguren aus dem täglichen Leben, die uns für die Hauptstadt mehr lehren als die Urkunden, so scheint sogar der chinesische Kuli vorhanden gewesen zu sein. Um das Jahr 100 n. Chr. sagt Dion von Prusa in seiner Rede an die Alexandriner, die neben den Schriften des Christen Clemens die farbigsten Bilder der Weltstadt entwirft, vom Verkehre: „ich sehe bei euch nicht nur Hellenen, Italer oder Leute aus den Nachbarländern Syrien, Libyen, Kilikien, die weiter entfernten Äthiopen und Araber, sondern Baktrer, Skythen, Perser und einige Inder." Daß der Neger nicht fehlte, bedarf kaum eines Wortes. Im ganzen glich das Treiben in den Straßen Alexandreias sicherlich dem Völkergewirre, das heute Kairo durchwogt. Heute bindet sie alle oberflächlich arabische Sprache und Bildung, damals die Weltmacht des Hellenismus. Am spätesten sind wohl die Germanen aufgetreten, aber sie wurden in byzantinischer Zeit als Söldner des Kaisers bald bekannt, und im Jahre 384 lag der Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen Ägyptens in der Hand des Franken Merobaudes. Von der Anwesenheit gotischer Männer zeugt unmittelbar ein kleines Blatt aus der gotischen Bibelübersetzung, das vor einigen Jahren gefunden worden ist. Einzelne Germanen haben wahrscheinlich schon früher Ägypten besucht wie „die Sibylle Baluburg"; diese semnonische Wahrsagerin Walburg aus dem Herzen Deutschlands begegnet uns unter dem Hausgesinde eines hohen römischen Offiziers in Syene.

Die römische Regierung hielt, solange sie stark war, streng darauf, daß die völkischen, zugleich ständischen Grenzen gewahrt wurden;

aber es kam ihr doch eigentlich nur auf die obersten Schichten an. Den Personenstand der Römer, Alexandriner und echten Hellenen samt ihren weiblichen Angehörigen, ihren Freigelassenen und Sklaven zu untersuchen und immer wieder festzustellen, diente die Epikrisis, auf deutsch Nachprüfung, die der Statthalter oder seine Beauftragten vornahmen. Hier handelte es sich um wesentliche Rechte des einzelnen und um den Bestand der Staatsordnung; daher gab es keine Schonung, wenn Angehörige niederer Stände sich in jene hohen Kreise einzudrängen oder einzuschmuggeln suchten, etwa gar Ägypter. „Wenn ein Ägypter nach dem Tode seines Vaters diesen als Römer bezeichnet, wird ein Viertel seines Vermögens eingezogen." Dieselbe Strafe trifft jeden, der sich anders bezeichnet als ihm zukommt, und auch jeden, der solche falsche Standesbezeichnung wissentlich anerkennt. Es ist aber klar, daß diese Strenge eigentlich nur gegen die Ägypter gerichtet war, denn die übrigen Volkssplitter brachten keine nennenswerte Gefahr der Vermischung mit sich. Der Ägypter aber wurde sogar bestraft, wenn er eines der vielen ausgesetzten Kinder vom Schutthaufen hob und an Kindes statt annahm, weil das Kind höherer Geburt sein und auf diese Weise in den verachteten Ägypterstand gezogen werden konnte.

Viele Tausende von Männern und Frauen begegnen uns in den Papyrusurkunden, doch nur ein kleiner Teil nennt Volk oder staatsrechtliche Stellung. Woran erkennen wir Volkstum und Stand? An den Namen. Und doch sind die Namen gefährliche Wegweiser, die leicht in die Irre führen. Freilich die Namen selbst erkennen wir meistens sicher, und nur eine kleine Zahl bleibt zweifelhaft: ägyptische, hellenische, römische Namen tragen ihr Volkstum an der Stirne. Aber im Laufe der Jahrhunderte gemeinsamen Lebens haben sich wie die Menschen so auch die Namen vom Volkstume gelöst, und besonders die hellenischen und ägyptischen sind in der großen Masse der hellenisch-ägyptischen Mischbevölkerung so wahllos gang und gäbe geworden, daß wir einem Petosiris ebensowenig wie einem Herodes ansehen können, wohin er gehört. Viele werden es selbst nicht gewußt haben. Schon im dritten Jahrhundert v. Chr. trägt ein Angehöriger der Hellenensiedlung in Memphis einen echt ägyptischen Namen, er wie sein Vater. In dieser Masse ägyptischer und hellenischer Gemeinnamen gingen die übrigen fremdländischen mit auf. Der römische Name dagegen wurde zunächst durch die Würde des römischen Bürgers und durch seine besondere Art geschützt, war er doch nicht wie jene

Einzelname, sondern ein dreiteiliges Gebilde aus Vornamen, Geschlechtsnamen und Zunamen. Aber die Provinzialen eigneten sich auch diese Namen an und verwandten sie bald wie jeden andern Einzelnamen, ohne sich darum zu kümmern, ob es Vorname, Familienname oder Zuname sei. Dagegen behielt die römische Namengebung ihren alten Wert auch bei den neuen Bürgern aus hellenischem Stamme, die ihren ursprünglichen Hellenennamen als Zunamen weiter führten wie Tiberius Claudius Eurythmos. Änderung des Namens bedurfte behördlicher Genehmigung eben wegen der Gefahr, daß die Standesgrenzen überschritten werden könnten. Dann müssen aber die Namen oder doch ein Teil durch alle Verwirrung hindurch einen völkischen Ton behalten haben; das wird für die völkisch reinen Kreise, besonders der echten Hellenen, gelten. Die große Masse unterschied nichts und nannte ihre Söhne Stotoëtis, Asklepiades oder Caius, ohne sich irgend etwas dabei zu denken, wenigstens vom zweiten Jahrhundert der römischen Herrschaft an. Wer sich in diese bunte Gesellschaft ernstlich vertieft, merkt ihnen freilich doch öfter etwas an, als es zunächst möglich scheint, und die Beobachtung der Namen ist trotz allem für das Volkstum nicht wertlos.

Es würde sehr reizvoll sein, die Wurzeln der Namen in ägyptischen und griechischen Vorstellungen aufzusuchen, im Götterglauben wie in der Schulbildung; manchmal verraten sie sogar ihr Alter deutlich genug. Namen haften an Orten, oft am Gotte eines Gaus oder einer Stadt, sie entspringen dem Bedürfnis, zu zeigen, daß man seinen Homer oder die Tragiker kenne; Sklaven nennt man gern mit redenden Namen, kleinen Mädchen gibt man zärtliche Kosenamen. Aber auch nur ein flüchtiger Überblick würde viele Seiten beanspruchen. Als die Ptolemäer Ägypten hellenisch beherrschten, müssen sie um der geordneten Verwaltung willen sich irgendwie mit den seltsamen ägyptischen Namen auseinandergesetzt haben, die gewiß jedem Hellenen unsprechbar und unschreibbar erschienen. In den Urkunden tragen diese Namen in weit überwiegender Mehrzahl einheitliche Form und eine griechische Endung; nur bei verhältnismäßig wenigen fehlt die Endung und schwankt die Schreibung. Offenbar hat die Regierung schon sehr früh im dritten Jahrhundert v. Chr. für die gewöhnlichen Namen eine einheitliche Schreibung festgelegt und sie durch die griechische Endung sozusagen in anständige, griechisch mögliche Namen umgewandelt. Das war auch notwendig angesichts der Wichtigkeit, die der Name in allen Rechtsfällen besitzt.

Die Behörde ließ sich dabei ersichtlich von sehr kundigen Männern beraten, denn die Schreibung der ägyptischen Namen schmiegt sich der einheimischen Form erstaunlich genau an.

Im zweiten Jahrhundert v. Chr. beginnen Ägypter, die aufsteigen wollen, sich selbst, ihren Kindern, bisweilen sogar ihren verstorbenen Eltern neben den einheimischen auch hellenische Namen beizulegen, und diese Doppelnamen verbreiten sich ebenso bei Hellenen, die infolge der Annäherung an ägyptisches Wesen als Ägypter erscheinen wollen. Damals drücken also die Doppelnamen das Volkstum deutlich aus, da sie ja gerade um deswillen angenommen werden. Aber in der Kaiserzeit wird der Doppelname ganz allgemein, und kein Mensch denkt mehr daran, ein Volkstum damit zu bekennen oder vorzuspiegeln, das ja auch den meisten Namen nicht mehr anhaftet. Aus dem allgemeinen bunt gemischten Namensschatze greift man zwei heraus und verbindet sie durch eine bestimmte, kaum übersetzbare Formel zum Doppelnamen. Es gibt Familien und Kreise, in denen fast jeder einen Doppelnamen führt, am meisten in der hellenisch-ägyptischen Mischbevölkerung, weniger bei den reinen Hellenen, am wenigsten unter den echten Ägyptern. Der Doppelname, geradezu ein Merkmal jener Zeit, ist aber nicht nur Laune, sondern hilft die Menschen zu unterscheiden, die der ägyptische und hellenische Einzelname doch nur ungenügend bezeichnet, auch wenn man Vater und Großvater hinzufügt. Das geschieht freilich in der Regel, und selbst der kleine Mann kennt die nächsten Vorfahren; ältere selbstbewußte Familien führen ihre Stammbäume oft durch eine ganze Reihe von Geschlechtern hinauf. Gern nennt man den Enkel nach dem Großvater. Wir blicken deutlich genug in viele Familien hinein, um das Namengewirr, aber auch gewisse Sitten beobachten zu können.

Der Beiname, in der sprachlichen Gestalt vom Doppelnamen unterschieden, leitet zum Spitznamen hinüber, der nun wieder das Sondergebiet der Alexandriner war. Ihre gefürchtete scharfe Zunge hatte für jeden eine giftige Zugabe bereit, aber nicht nur unter einander, sondern auch für Hohe und Mächtige, Könige und Kaiser. Der Bischof Synesios erzählt von alexandrinischen Matrosen, sie hätten sich nicht nach dem Namen, sondern nach den Gebrechen gerufen: Hinkefuß, Linkser oder Schielebock. Das mochte hingehen, aber wenn sie regierende Ptolemäer statt Wohltäter Übeltäter, Heringshändler oder Flötist hießen, so konnte das gefährlich werden, jedenfalls gefährlicher als der Spitzname Eisenarsch für den Gelehrten Didymos, der seinen

Ruhm weniger seinem Gedankenreichtum als seinem Sitzfleische zu verdanken schien. Hängte man dem Menschen keinen Spitznamen an, so verunstaltete man den wirklichen Namen gern zur vertraulichen Kurzform. Diese wurde aber bald selbständig, ja fähig, neue Namen zu erzeugen. So lautete zum verbreiteten Akusilaos die Kurzform Akûs; daraus ergab sich ein Frauenname Akusarion und ein andrer Akusô; oder Lukios, Lukâs, Lukillos, Lukillâs.

Alle diese Namen der verschiedensten Herkunft, alle Doppelnamen und Spitznamen, Umbildungen und Verkürzungen waren nirgends mehr als in Alexandreia heimisch, und nur der Mangel der Überlieferung zwingt uns, diese Erscheinungen im ägyptischen Lande zu sammeln und zu untersuchen. Wo wir aber einmal Alexandrinern begegnen, macht sich noch ein andrer Zug bemerkbar: der Bestand althellenischer Namen. Im selbstbewußten Kreise der Freistadt, ähnlich auch in Ptolemais, lebte alte Überlieferung fort, während unter den im Lande Verstreuten mehr die hellenischen Allerweltsnamen jener Zeit, Chairemon, Heron, Apollonios, Ammonios, Isidoros, Dionysios, Dioskoros und dergleichen umgehen.

Die Ortsnamen haben die Hellenen zum großen Teile umgestaltet; soweit sie von ägyptischen Göttern abgeleitet waren, wurden neue gebildet von den hellenischen Göttern, die man für gleich hielt; übrigens gehen viele dieser Benennungen auf die Zeit vor Alexander zurück. Andre blieben bestehen in leicht hellenischer Umgestaltung, z. B. Syene. Mehr Aufschluß geben Gründungen; wie es scheint, erhielten sie immer hellenische Namen nach dem Königshause, nach Göttern oder Heiligtümern. Auch sie liegen bunt gemischt mit ägyptischen durch einander. Die Namen lehren viel, selbst im flüchtigen Überblick; gründliche Verarbeitung, die Ort, Zeit und jeden Umstand genau berücksichtigte, könnte eine Fülle geschichtlicher Erkenntnis ergeben.

Gewerbe und Sklaverei.

Die Hunderttausende verschiedener Herkunft, ungleicher Sinnesart, gegen einander begrenzt und abgestuft, wurden doch ganz von selbst durch das Beieinanderwohnen, durch die gemeinsame Weltsprache und dieselben Schicksale zu einer Masse zusammengeschmolzen, die in vielen Zügen gleich zu sein schien. Wie der gewöhnliche Sprachgebrauch nicht allein die Glieder der Bürgergemeinde Alexandriner nannte, sondern diesen Namen auf alle Bewohner Alexan-

dreias ausdehnte, so faßte die tägliche Arbeit im weitesten Umfange alle zusammen, zwang sie zu denselben Zielen zu wirken und im gemeinsamen Streben nach Erwerb alle jene Schranken zu vergessen. Rastlose, hastige Tätigkeit gehört zum Wesen der Weltstadt; jedenfalls hat Alexandreia alle seine Kräfte angespannt und ebenso die attische edle Muße wie die behagliche Trägheit des Orientalen in sich überwunden. Im Briefe Hadrians, der etwas später fällt, aber wohl sicher ein guter Zeuge für alexandrinisches Leben ist, heißt es: „Die Stadt, in der niemand müßig geht: der eine bläst Glas, ein andrer macht Papyrusblätter, ein dritter ist Leineweber; alle haben irgend eine Kunstfertigkeit oder gelten wenigstens dafür. Die Gelähmten haben etwas vor, die Blinden haben ihre Arbeit, und auch die Gichtbrüchigen leben dort nicht ohne Beschäftigung. Sie kennen nur einen Gott: das Geldstück." Die wichtigsten Erwerbszweige Alexandreias werden hier genannt. Im sumpfigen Gelände an den Nilarmen, den Kanälen und den Seen in der Nähe der Hauptstadt baute man die Papyruspflanze, aus deren Stengeln das Schreibpapier hergestellt wurde. Ursprünglich nur in Ägypten, wie es scheint, in den Tempeln erzeugt, verbreitete es sich über die ganze Mittelmeerwelt, seitdem die Hellenen mit seiner Heimat nähere Beziehungen gewannen, spätestens wohl im fünften Jahrhundert v. Chr. Zur Zeit der Ptolemäer und der Kaiser dürfen wir das Papyrusblatt überall da voraussetzen, wohin die römische, hellenische, orientalische Weltbildung reichte. Welche Massen gebraucht wurden, läßt sich aus den Papyrusfunden in Ägypten nur sehr ungenau entnehmen. Immer von Neuem lernen wir, daß die reichen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte mit ihren Zehntausenden beschriebener Blätter, Urkunden, Briefen und Büchern, nur ein verschwindend kleiner Teil dessen sind, was man damals in diesem einen Lande schrieb. Stellen wir uns aber die Bedürfnisse der Welt vor, so gewinnen wir eher einen Begriff von dem, was die großen Fabriken in und bei Alexandreia oder im Delta geleistet haben. Anderswo hat man wohl nur ausnahmsweise den Rohstoff verarbeitet; im Großen und Ganzen sind die fertigen Papyrusballen oder -Rollen ausgeführt worden. Die ägyptische Regierung und die Papyruserzeuger wußten sehr genau, welche Macht sie damit in Händen hielten. Die Ptolemäer sollen einmal die Ausfuhr gesperrt haben, um der neuen Bibliothek in Pergamon den Wettbewerb mit der alexandrinischen unmöglich zu machen; in Wahrheit werden sie mittels einer vorübergehenden

Sperre den Preis des Papyrus auf dem Weltmarkte gesteigert haben. Auch den Anbau zu solchem Zwecke zu beschränken verstand man sehr wohl. Ob die Herstellung des Papyrus oder sein Verkauf oder beides Monopol war, steht noch nicht ganz fest; es verhielt sich auch nicht zu allen Zeiten gleich. Aber auch sofern Unternehmer das Papier erzeugten, nahm der Staat durch Besteuerung am Gewinn teil. Der Massenbedarf, die Andeutungen der Alten, namentlich des Plinius, der die Anfertigung beschreibt, vor allem aber die Beschaffenheit der Blätter selbst beweisen Fabrikarbeit. Wie Versuche gezeigt haben, ist es an sich nicht schwer, Papyrusblätter herzustellen; aber nur im Großbetriebe konnte man die Schnelligkeit und Sicherheit erzielen, die für die Versorgung der Welt mit sauberer Ware nötig waren. Es gab sehr große Unterschiede der Güte in Haltbarkeit und Glätte, von fast durchsichtiger Dünne und seidiger Oberfläche bis zum groben Packpapiere. Die Fabriken gaben Ballen oder Rollen aus, eine Folge aneinander geklebter Blätter; der Benutzer oder der Papierhändler schnitt daraus die Blätter, wie man sie brauchte. Das Buch der Ägypter wie der Griechen und Römer hat die Gestalt der Rolle Jahrhunderte hindurch bewahrt; erst in christlicher Zeit ist ganz allmählich nach dem Vorbilde der hölzernen Schreibtafeln die heutige Buchform, die lateinisch Codex heißt, aufgekommen, nicht ohne Zusammenhang mit der Verbreitung der Pergaments. Besaß Alexandreia den unbedingten Vorrang in der Erzeugung und im Vertriebe des Papiers, so folgt daraus noch nichts für den Buchhandel. Er kann nicht gefehlt haben; ob er aber etwa mit dem römischen in der Kaiserzeit vergleichbar war, können wir aus der alexandrinischen Schriftstellerei allein noch nicht erschließen.

Kaum irgend ein Gewerbe begegnet in den Urkunden so häufig wie die Weberei mit ihren Arten und Nebengewerben; man möchte manchmal glauben, jeder dritte Mann habe am Webstuhl gestanden, und nicht allein der Mann, sondern auch die Frau. Ganze Familien leben davon und arbeiten darin. Ägypten liefert über seinen eignen Bedarf hinaus für die Ausfuhr, das Land für Alexandreia und den König, die Tempel für die Götter und die Menschen ihres Bereichs. In Leinen werden Götter, Menschen und Tote gekleidet, seien es nun die mit ihrem Tode vergötterten heiligen Tiere oder die verstorbenen Menschen. Auch hier handelt es sich um ein Massenerzeugnis. Eine besonders feine Art, Othonion genannt, wird im Monopol hergestellt und verkauft, nachdem die Ptolemäer wie es scheint den Tempeln ein altes Vorrecht auf

diesem Felde genommen hatten. Und diese feine Leinwand gehört auch zu den wichtigsten Waren Alexandreias. Wir kennen sie noch von den Binden her, womit man die Toten umwand; viele, viele Meter und Hunderte von Drachmen wurden bisweilen dafür geopfert, aber die Totenbestatter nahmen öfters auch geringere und geflickte Streifen. Zur Bestattung der heiligen Stiere, des Apis und Mnevis, mußten in römischer Zeit alle Tempel Ägyptens feine Leinwand beisteuern; die Ptolemäer hatten es selbst übernommen, ohne Zweifel ein kostspieliges Geschenk. Welche Mengen mögen hierfür draufgegangen sein! Von den Farben geben noch heute zahlreiche Reste koptischer Stoffe eine Vorstellung; gewebte und gestickte Muster entsprechen ganz nahe einigen farbigen Ornamentzeichnungen auf Papyrus, die man deshalb mit Recht als Blätter aus Vorlagebüchern deutet. Der Musterzeichner steht im engsten Zusammenhange mit der Weberei; hier war Alexandreia der höchsten Leistung fähig, und am Prunkzelte des Philadelphos sah man eingewebt Bilder der Könige sowie Erzählungen aus Götter- und Heldensage. Häufig beschränkt sich der Weber nicht auf die Herstellung des Stoffes, sondern verarbeitet ihn weiter zum Gebrauche; daher ist er nicht selten zugleich Schneider. Unsere Urkunden lehren uns wie gewöhnlich fast nur, wie es im Lande Ägypten stand; die Betriebe Alexandreias dürfen und müssen wir uns großartiger, im Handwerk, im Geschmack, in der Mode höher entwickelt denken. Es entspricht nur dem, was zu erwarten ist, wenn ein höherer Beamter in der Provinz als Kunde der Weberin und Schneiderin Maiandria in Alexandreia erscheint; ein Freund teilt ihm mit: „Maiandria schrieb mir, daß du ihr einen Rock zu weben aufträgst; jetzt ist sie krank, sobald es ihr aber besser geht, wirst du das Kleid haben.“ Sie besaß gewiß damals, unter Ptolemaios Philadelphos, einen Ruf, und wer etwas auf Kleidung hielt, ließ bei ihr arbeiten.

Gläser aller Art werden oft als eines der wichtigsten Erzeugnisse Alexandreias genannt. Erhalten ist immerhin mehr als man von der Gebrechlichkeit der Gegenstände erwarten sollte, auch ganze Schalen und Gefäße, wiederum vornehmlich im Lande, das vermutlich das meiste aus der Hauptstadt bezog. Denn die Urkunden des täglichen Lebens erzählen bisher wenigstens nichts vom Glasblasen. Außerdem werden viele Gläser, die man in andern Gebieten der Mittelmeerwelt gefunden hat, alexandrinischer Herkunft sein oder doch alexandrinischem Vorbilde folgen. Zumal die Kunst, Ornamente oder Figuren als Schmuck auf Glasgefäße aufzusetzen,

gilt als alexandrinisch. Neben den einfarbigen grünlichen oder bläulichen Gläsern leuchten die farbigen Gläser auf, die man Tausendblüter, millefiori, genannt hat, Was noch vor unsern Augen steht, gibt gewiß nur einen schwachen Begriff von dem, was Alexandreias Fabriken schufen und seine Bazare schauen ließen. Es ist Ware für die Reichen und für den Prunk. Denn das alltägliche Geschirr machte der Töpfer.

Der Reiche bestellte sich freilich sein Tafelzeug beim Silberschmied oder beim Goldgießer. Alexandreia war berühmt durch seine Arbeiten in Edelmetall, seine Kessel und Kandelaber aus Bronze, seine Speiseschüsseln und Kannen aus Gold und Silber. Man braucht nur bei Kallisthenes zu lesen, was alles bei dem großen gesamthellenischen Feste des Philadelphos aus den königlichen Truhen geholt und in endlosem Zuge zur Schau gestellt wurde, oder im Briefe des Aristeas von den großen, kostbaren Vasen, die derselbe König angeblich dem Hohenpriester in Jerusalem schenkte, um von der Üppigkeit fast überwältigt zu werden. Reichlich überladen scheint das alles; wo aber der Augenschein helfen kann, findet er doch edle Formen und den Prunk durch Geschmack gemäßigt. Der berühmte Hildesheimer Silberfund, ein reichhaltiges Tafelsilber eines vornehmen Römers oder eines germanischen Fürsten, ist alexandrinische Arbeit etwa aus dem Anfange der Kaiserzeit. Diese kleinen Näpfe und Eierteller, Trinkbecher und Weinkannen, vor allem die Schale mit der hochgetriebenen Athena im Innern wecken eine hohe Vorstellung von der Blüte dieser Kunst, und andre kleinere Funde bestätigen sie. Auch die Papyrusurkunden erwähnen dergleichen öfters, namentlich ein umfangreiches Verzeichnis von Tafelsilber, das einem wohlhabenden Privatmann gehört haben mag. Die Bezeichnungen der Geräte lauten auffällig oft lateinisch; vielleicht wurde auch die selbständige und hoch entwickelte Metallkunst Alexandreias von Einflüssen aus dem Westen des römischen Reiches berührt. Die Tempel des Landes besaßen stattliche Schätze an Silber- und Goldgerät; sie mußten darüber Verzeichnisse führen, die Bestände nachprüfen und sich die Aufsicht des Staates über dies Kapital gefallen lassen. Alexandreias Heiligtümer werden viel reicher an Metallwert und an Kunst gewesen sein als die von Oxyrhynchos oder gar von der „Insel des Soknopaios“ am Rande der Sahara, deren Listen uns noch vorliegen. Am meisten entziehen sich die Götterbilder unsrer Vorstellung, denn von der hellenistischen großen Plastik wissen wir wenig, und die Nachbildungen der Tempelstatuen in Terrakotta und Bronze können doch nicht allzu

viel lehren. Man gäbe viel darum zu wissen, wie das goldne Standbild der Athena-Thoëris in Oxyrhynchos ausgesehen haben mag. Ob etwa das kleine Bronzestandbild der Isis auf unserem Bilde ein großes widergibt, darf man bezweifeln, wenn man beachtet, wie wenig religiöses Gefühl darin liegt.

Schmucksachen aller Art, Armspangen und Ringe waren wohl auch unterhalb der reichen Schichten verbreitet, wie noch heute die ägyptische Frau selbst gemeinen Standes ihren goldenen oder silbernen Armreif trägt und damit für alle Fälle einen Wert bei sich hat. Ausführliche Beschreibungen in allerlei Urkunden, namentlich in Eheverträgen, die von der Mitgift handeln, ergänzen die zahlreichen wohl erhaltenen Stücke. Auch hier wird mit dem Metall und den Edelsteinen gern geprunkt, und der Feinheit des Geschmackes, die wir an altägyptischem Frauenschmuck bewundern, näherte sich die alexandrinische Arbeit kaum jemals. Das Gewerbe verzweigt sich weit, so daß die Goldlöter eigens aufgeführt werden; ob in den Namen der Goldgießer und der Silberschläger, die fast immer so lauten, ein Unterschied der Arbeitsweise nur ausgedrückt scheint oder wirklich ausgedrückt wird, vermag wohl niemand zu entscheiden; konnte doch auch Silber gegossen und Gold gehämmert werden. Eine alexandrinische Goldgießerei, deren Verkauf eine Urkunde behandelt, wird uns leider nicht näher beschrieben.

War Alexandreia im Auslande durch sein Papier und seine Leinwand, durch sein Glas und sein Edelmetall besonders berühmt, so wird doch kein andres Gewerbe oder Handwerk hier weniger entwickelt gewesen sein; was nicht ausgeführt sondern in der Stadt und in Ägypten verkauft wurde, entging den Fremden, die den Ruhm der Stadt verbreiteten. Für Ägypten war sie Sammelpunkt aller Arbeitskräfte, wie uns die Briefe zeigen; alles strömt dorthin, um Erwerb und Arbeit zu finden, die Ägypter im Anfange des dritten Jahrhunderts n. Chr. in solcher Menge, daß die verlassene Landwirtschaft gefährdet erscheint und der Kaiser alle, die nicht unentbehrlich sind, rücksichtslos ausweist. Nirgends sonst in Ägypten und vielleicht in der damaligen Welt etwa mit Ausnahme Roms gab es auch soviel Arbeitsgelegenheit; schon an den Häfen, mit Einladen und Ausladen, dann in den zahllosen Betrieben der Großstadt, die dem täglichen Lebensbedarfe, dem Reichtume und der Ausfuhr dienten, fand sich Beschäftigung für Tausende. Wie immer und überall, wo Handwerk und Gewerbe die Anfangsstufen überwunden haben, spalten sie sich auch hier in viele Zweige: es gibt Eisenschmiede und Kupferschmiede, Bleiarbeiter und Zinn-

arbeiter, Kupferlöter und Goldlöter, Silberschläger und Goldgießer, Schlosser und Nagler; ähnlich bei den andern, wo wir nur hier und da einmal in die Gliederung hineinschauen, bei den Schustern und Schneidern, Webern, Teppichwebern, Webern tarsischer Stoffe, Stickern, Seilern, Tischlern, Zimmerleuten, Steinhauern, Steinpolierern, bei den Müllern und Bäckern, Fleischern und Pöklern, Ölpressern und Bierbrauern und wie sie alle heißen mochten.

Vom Betriebe des Handwerks in Alexandreia machen wir uns kaum das richtige Bild, wenn wir die Papyrusurkunden befragen, denn diese schildern uns in den Provinzstädten und in den Dörfern eigentlich nur kleine Betriebe, worin der Meister höchstens mit ein paar Gehilfen arbeitet. Alexandreia wird darüber hinaus zum Großbetriebe vorgeschritten sein, wie er zum mindesten bei Massenwaren, Papyrusballen, Stoffen und Gläsern sich von selbst ergab, wenn er etwas einbringen sollte. Allerdings begegnet auch hier die Werkstatt des Handwerkers, die zugleich Verkaufsraum ist, nicht anders als bei uns. Aber es bedarf kaum eines Wortes, daß Kleinbetrieb und Großbetrieb neben einander hergehen oder mit einander arbeiten, indem der Große den Kleinen beschäftigt. Das Handwerk befolgt feste Regeln, zumal in der Ausbildung des Lehrlings. Mehrere Lehrverträge liegen noch vor; sie setzen die Dauer der Lehrzeit fest, verpflichten den Lehrling zu täglicher Arbeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang; einige Feiertage werden ihm gewährt, setzt er mehr aus, so muß er nacharbeiten. Mit der Bezahlung sieht es ungleich aus; manchmal zahlt der Lehrmeister einen von Jahr zu Jahr steigenden Lohn und liefert obendrein jährlich ein Kleid, das ebenfalls immer wertvoller wird. Nur zweimal finden wir ein bestimmtes Ziel der Unterweisung ausgemacht: der Sklave, der in der Kurzschrift ausgebildet wird, soll zuerst das „System“ lernen und am Ende der zweijährigen Lehrzeit jede Rede in Prosa nachschreiben und lesen können; und auch im Musikunterricht werden bestimmte Stücke ausbedungen. Sonst ist in der Regel nur vom „Auslernen“ die Rede. Die meisten erhaltenen Lehrverträge betreffen die Weberei, und das sieht nicht wie Zufall aus. Nicht selten geben Eltern ein Kind in die Lehre, um durch des Kindes Arbeit eine Schuld abzuzahlen. Solche Dienstverträge zielen aber in erster Reihe auf die Arbeit und ihren Geldwert; die handwerkliche Ausbildung steht an zweiter Stelle als Nebenwirkung.

Die Verbände der Handwerker waren Berufsgenossenschaften, ursprünglich wie alle Vereine mit einem religiösen Mittelpunkte:

der Dienst irgend eines Gottes wurde besonders gepflegt, und daneben sorgte man für die Mitglieder durch Darlehen und Unterstützungen; die Schuster im oberägyptischen Theben ließen sich auch gemeinsam begraben. In der Kaiserzeit tritt der Beruf immer mehr in den Vordergrund, so daß man schon von Innungen reden darf. Als Genossenschaft übernimmt die Innung Lieferungen an städtische Gemeinden, deren Rat nicht mit den einzelnen sondern mit der Innung verhandelt; als Ganzes liefert sie für Staat und Heer, aber es sind stets nur örtliche Verbände, nicht etwa eine das ganze Land umspannende Genossenschaft. Der Staat verlangt außer der Gewerbesteuer auch Waren; manchmal legt er sie unmittelbar auf wie z. B. die Lieferung ausgewählter Stoffe für das kaiserliche Heer in Kappadokien den Webern von Philadelphia, denen er ganz genau Zahl, Größe, Gewicht und Güte der Stücke vorschreibt. Vermutlich wurde in dieser Weise eine große Lieferung über das ganze Land verteilt. In andern Fällen hält sich der Staat an die Gemeinden, die nun ihrerseits Lieferverträge mit den Innungen schließen. Aber erst in byzantinischer Zeit bildet sich voll die Zwangsinnung heraus, die Aufträge übernimmt und ihren Mitgliedern zuweist. Vielleicht am stärksten trat die Innung in den Vordergrund, wo es die Lebensmittelversorgung der Städte galt, denn hier blieb sie in dauerndem Lieferverhältnisse mit den städtischen Behörden; gerade hier gab es aber auch oft Schwierigkeiten.

Schon das Königtum der Ptolemäer beteiligte sich am Gewerbe durch Monopole; sie erstreckten sich auf die Erzeugung der Ware oder auf ihren Verkauf oder auf beides, und demzufolge waren sie auch verschieden eingerichtet. Über das Ölmonopol haben wir noch große Stücke des Einführungsgesetzes und sehen mit Erstaunen, wie genau es die Anbauer bis ins einzelne band, wie streng die Aufsicht war. Den Ertrag mußten sie zu festen Preisen an den Staat liefern, der nun in königlichen Betrieben das Öl herstellte, um es durch Kleinhändler zu festen Preisen zu verkaufen. Die Einfuhr ausländischen Öls verbot der König; soweit er sie zuließ, belegte er sie mit hohem Zoll. Er gab das Monopol in die Hand von Pächtern, schrieb ihnen aber alles und jedes so genau vor, daß man nicht recht begreift, wie sie dabei noch verdienen konnten. Nur um dem Könige den Gesamtertrag zu gewährleisten und ihm unmittelbare Beamte zu sparen, werden sie kaum auf das Monopol geboten haben. In die Kaiserzeit ist es hinübergegangen. Das kostbarste, in Ägypten eigentlich nicht heimische Olivenöl fiel aber nicht

darunter. Alexandreia genoß im Bezuge des Öls besonderer Erleichterung, zumal die Gymnasiarchen, denn dem Gymnasion war das Öl für die Ringer ebenso unentbehrlich, wie es in der Küche die Butter vertrat. So gut wie sicher hat Philadelphos das Ölmonopol den Tempeln abgerungen, ebenso wie das schon früher erwähnte Leinenmonopol, das er ihnen wenigstens zum Teil entwand. Die wichtigsten Massenwaren standen unter Monopol bald in dieser bald in jener Art, Glasbläserei und Weberei, Ziegel, Salz und Bier und noch manches andre. Der Staat hielt also unter den Ptolemäern wie unter den Kaisern die Hauptgegenstände der Ausfuhr und die unentbehrliche Nahrung des Volkes in der Hand; er knebelte die freie Wirtschaft und zog selbst als größter Geschäftsmann seinen Gewinn, ganz abgesehen von der unbedingten Herrschaft, die er dadurch zu verwirklichen vermochte. Im äußeren Ansehen wird ein Monopolbetrieb sich oft kaum vom Privatbetriebe, dem die Kaiser allmählich mehr Raum gönnten, unterschieden haben, denn es war gar nicht nötig, bei der Errichtung des Monopols bestehende Werkstätten umzugestalten; es genügte, ihnen bestimmte Arbeitsweise und Lieferung vorzuschreiben. Auch die Monopole kennen wir im allgemeinen so, wie sie in der Provinzstadt oder auf dem Dorfe erschienen; in Alexandreia werden sie fühlbarer gewesen sein, obgleich der Weltstädter sich besser aufs Umgehen zu verstehen pflegt; aber der Staat konnte hier seine Macht viel sicherer anwenden als in dem 900 Kilometer langen Niltale Ägyptens.

Nur Andeutungen lassen vermuten, daß nicht nur der König, der ja vom Staat gar nicht geschieden werden kann, sondern auch das königliche Haus sich an gewinnreichen Unternehmungen beteiligt hat; wie es scheint, gab es Nilschiffe, die der Königin gehörten, und ebenso Güter in ihrem Besitze. Vermutlich reichte aber diese Beteiligung viel weiter, und ob man damals Eigentum und Betrieb eines Prinzen von dem des Staates unterschied, wird recht fraglich angesichts der Art wie unter Philadelphos der Reichsminister Apollonios staatliche und persönliche Angelegenheiten überein behandelt. Auch in dieser Hinsicht änderte sich alles, als der Statthalter des Kaisers seinen Sitz in Alexandreia nahm, denn er blieb ein Beamter.

Dem Altertum war die Fabrik und die gemeinsame Massenerzeugung von Waren längst vertraut, wenn auch die Arbeitertausende heutiger Unternehmungen nicht in Frage kommen. Leider hören wir aus den Urkunden fast nichts darüber, denn sie erzählen

kaum etwas von Alexandreia. Wo wir aber einmal hineinblicken, stoßen wir auf großstädtische und großwirtschaftliche Zustände. Die Pächter einer Papyruspflanzung in der Nähe der Hauptstadt müssen sich verpflichten, ihren Arbeitern keinen höheren Lohn zu zahlen, als er am Orte angesetzt ist; demnach sucht ein Schutzverband der Besitzer oder Arbeitgeber sich durch gegenseitige Verpflichtung vor den Lohnforderungen der Arbeitnehmer zu sichern. Die Löhne selbst vermögen wir bis heute weder darzustellen noch zu beurteilen; die sonst so reichen Quellen geben hierfür noch nicht viel, und was sie enthalten, könnte erst dann etwas lehren, wenn der Lebensbedarf sich mit leidlicher Sicherheit berechnen ließe. Daran fehlt aber noch viel. Der Streik wird in den Fabriken Alexandreias noch viel mehr umgegangen sein als auf dem Lande, wo schon früh im dritten Jahrhundert v. Chr. die Pächter der königlichen Güter sich dieser Waffe sehr wohl zu bedienen wissen. Alle diese Züge weisen im Einklange mit vielen Einzeltatsachen auf den freien Lohnarbeiter hin. Niemals hat in Ägypten die Sklaverei soviel bedeutet wie in andern Teilen der alten Welt; neben der Fronarbeit steht Lohnarbeit des persönlich Freien, der freilich wirtschaftlich völlig in die Hand des Unternehmers geraten kann. Wenn in Alexandreia etwa wie sonst in den Großstädten jener Zeit Fabriken auch mit Sklaven arbeiteten, so ist das ein Gegensatz zum übrigen Ägypten.

Hier wird der Sklave nur selten im Gewerbe verwendet. Der kleine Handwerker wird in der Regel keinen besessen und sein Gewerbe mit Frau und Kindern selbst betrieben haben. Wo wir Sklaven begegnen, und genannt werden sie oft genug, sind es Haussklaven, die in der Hauptsache den Herrn und die Seinen bedienen, daneben aber, das versteht sich von selbst, zu jeder Arbeit herangezogen werden können. Auch außerhalb des Hauses; so läßt mancher Herr seinen Sklaven oder seine Sklavin ein Handwerk lernen, die Weberei oder die Kurzschrift oder das Spiel auf der Flöte und der Kithara, um sie zu vermieten und an ihnen zu verdienen. Gerade in Alexandreia bot sich die beste Gelegenheit; hier lohnte es sich auch, die Sklavin als Amme zu vermieten. Reiche und vornehme Leute hielten sich Sklaven als Hausverwalter, und der reichste und vornehmste Haushalt, der der Ptolemäer, muß sehr viel Sklaven besessen haben, wenn man die Menge der „Sklaven des Cäsar“ zu Beginn der römischen Herrschaft darauf zurückführen darf, daß Augustus die Sklaven der letzten Kleopatra sich angeeignet oder geerbt habe. Da es unfraglich nicht Leute

aus seiner Umgebung, sondern Bewohner Alexandreias sind, liegt die Vermutung nahe genug.

Sklaven zu erwerben gab es mehr als einen Weg. Viele hoben ausgesetzte Kinder vom Schutthaufen vor der Stadt auf und zogen sie zu ihrem Dienste groß; andere kauften sie vom Sklavenhändler auf dem Sklavenmarkte, und endlich gehörten die Sklavenkinder ohne weiteres dem Eigentümer der Mutter. Diese „hausgeborenen“ Sklaven mochten oft genug vom Herrn selbst abstammen; aber auch sonst wuchsen sie in die Familie hinein. Die „Kaufsklaven“ wurden aus aller Herren Ländern auf die Märkte gebracht; in Alexandreia neben den Kleinasiaten und Syrern, die überall zu finden waren und von den Sklavenhändlern geradezu gejagt wurden, vor allem Ägypter selbst, Nubier und Neger. Dagegen durfte der Alexandriner nicht Sklave des Alexandriners werden laut ausdrücklicher Bestimmung des Stadtgesetzes. Sklaven auszuführen war jedenfalls in römischer Zeit nur mit besonderer Genehmigung erlaubt; hierbei kann es sich nicht darum gehandelt haben, den Ausfuhrzoll zu sichern, sondern wahrscheinlich dem Lande die vorhandenen Arbeitskräfte zu erhalten.

So lückenhaft unsere Urkunden sind, sie zeigen doch gerade für Alexandreia ein besonderes Sklavenrecht, das sich der hellenischen Großstadt von selbst aufdrängen mußte, weil es ihrer so viel gab. Ins Bild der Stadt gehören sie hinein; ihre Zahl zu schätzen, ist unmöglich, aber sie dürften hier einen recht erheblichen Teil der Bevölkerung ausgemacht haben. Während der Freie Gewalttat mit Geld büßt, wird der Sklave geschlagen: „wenn der Sklave oder die Sklavin den Freien oder die Freie schlägt, soll er mit mindestens hundert Hieben gezüchtigt werden, oder sein Herr muß die Buße doppelt zahlen, die für den Freien festgesetzt ist.“ Und viele Herren haben sicherlich lieber Geld verloren als sich den Sklaven, eine wertvolle Arbeitskraft, im wahren Sinne ein Kapital, zu Schanden schlagen zu lassen. Den Wert eines Sklaven allgemein zu berechnen ist noch weniger möglich als bei anderen Waren, obwohl nicht selten die Kaufpreise genannt werden, denn Kraft, Gesundheit, auch Schönheit, Gelehrigkeit und Kenntnisse gaben in jedem Falle den Ausschlag. Mit dem unaufhaltsamen Steigen der Preise, das wir vom dritten Jahrhundert v. Chr. bis auf die geradezu vernichtende Teuerung gegen Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. verfolgen können, wurden auch die Sklaven teurer; im allgemeinen, um etwas Vergleichbares zu nennen, war der Sklave erheblich wertvoller als das Kamel.

Man behandelte sie nicht schlecht; das gebot schon der eigne Vorteil. Je kleiner das Haus, desto enger verwuchs der Sklave mit der Herrschaft; aber wir müssen immer beachten, daß der Südländer, erst recht der Orientale, ohne grausam zu sein, sehr nüchtern über solche Dinge denkt und in der Regel den Sklaven mehr aus Vernunft als aus Wohlwollen schont; das deutsche Gemüt als Maßstab anzulegen, führt zu falschen und ungerechten Urteilen. Ausreißer gab es genug; in den Kaufurkunden steht oft der Verkäufer dafür ein, daß der Sklave keine Neigung dazu habe. Als im zweiten Jahrhundert v. Chr. einem auswärtigen Gesandten, also einer bedeutenden Person, ein Sklave entlief, erließ die Behörde einen Steckbrief, der nicht nur hierfür, sondern auch für Tracht und Merkmale des Sklaven mancherlei lehrt: „Des Aristogenes, Sohnes des Chrysippos, Gesandten aus Alabanda, Sklave ist in Alexandreia entlaufen. Sein Name ist Hermon, Beiname Neilos, der Herkunft nach ist er Syrer aus Bambyke, 18 Jahre alt, mittlerer Größe, bartlos, mit festen Waden und hohlem Bauche; er hat eine Warze links neben der Nase und eine Narbe über dem linken Mundwinkel. Gebrandmarkt ist er an der rechten Handwurzel mit fremdländischen Buchstaben, trägt ein Sklavenhalsband aus gestempeltem Golde im Gewichte von drei Minen, mit zehn Perlen, einen Eisenring, woran eine Flasche und Schaber hängen, am Körper einen makedonischen Rock und einen Gurt. Wer ihn zurückbringt, erhält zwei Kupfertalente, wer ihn an einer heiligen Stätte nachweist ein Talent, oder bei einem sicheren und zahlungsfähigen Manne drei Talente. Wer will, richte seine Anzeige an das Strategenamt.“ Der Steckbrief ist in Alexandreia erlassen, dann aber auch im Lande veröffentlicht worden, und eine solche Ausfertigung liegt uns vor; die Belohnungen sind hier, wie übergeschriebene Zahlen zeigen, erhöht worden. Die genaue Beschreibung des jungen Hermon entspricht ganz der Art, wie in vielen Urkunden die Vertragsparteien beschrieben werden; es gab offenbar gewisse Merkmale, die regelmäßig aufgenommen wurden. Der Sklave hat seinen Brandstempel, genau wie das Kamel, bei dem oft die arabischen Buchstaben ausdrücklich genannt werden; außerdem das hier sehr kostbare Halsband. Fortgelaufen ist er wie er ging und stand, mit dem Ölfläschchen und den breiten Schabern, womit er seinem Herrn im Gymnasion nach dem Ringen den Schmutz abkratzte. Die Behörde rechnet damit, daß er sich in einem Tempel unter dem Schutze des Asylrechts aufhalte oder einen neuen Herrn gesucht habe. Wer sich das Bild ausmalen will, lese den Brief des

Apostels Paulus an Philemon mit seiner herzlichen Fürsprache für den entlaufenen Onesimos.

Eine freundliche Sitte empfahl den Herren, ihrer Sklaven im Testamente zu gedenken, ihnen ein Fest etwa am Geburtstage des Verstorbenen auszusetzen, ihnen etwas zu vermachen oder gar sie freizulassen „wegen ihrer Liebe und guten Gesinnung“. Mochte es auch Brauch sein, so zeugt es doch von einem guten Verhältnisse beider Teile, zumal da andre Züge ebendahin weisen wie die Grabschrift, die Pallas seinem äthiopischen Sklaven Epitynchanon gesetzt hat: „seine Farbe unter den Menschen war tiefschwarz, wie es die Sonnenstrahlen bewirken; aber seine Seele war immer voll weißer Blüten und hegte den guten Willen gegen den edlen Herrn.“ Das Schönste, was der Herr dem Sklaven schenken konnte, war die Freiheit, wenn auch nicht immer das Vorteilhafteste; viele Sklaven blieben auch als Freigelassene im Dienste und Hause des Herrn, und oft bestand von vornherein bei beiden Teilen die Absicht, äußerlich alles beim Alten zu lassen. Von der alten heiligen Form der Freilassung, wie sie namentlich der Tempel in Delphi ausgebildet hatte, ist in Alexandreia und Ägypten jede Spur verschwunden, wenn man nicht einen Nachhall in der Formel erblicken will: „ich lasse frei unter Himmel, Erde und Sonne,“ worin alle drei, Zeus, Gê und Helios, von Hause aus als Götter gedacht sind. Sonst ist es ein weltliches Geschäft, das sehr häufig vorkommt, weil die Sklaven durch Sparsamkeit sich frei zu kaufen suchten. Schwierige Lagen mußten durch die sogenannte Teilfreilassung entstehen, die so deutlich wie kaum etwas anderes kenntlich macht, daß der Sklave nur Sache ist: gehörte der Sklave mehreren, fiel er etwa als Erbteil mehreren Kindern zu, so konnte jeder seinen Teil frei lassen. Wie das rechtlich und geschäftlich möglich war, begreifen wir; wie aber der Teilsklave — Teilfreigelassene selbst lebte und arbeitete, bleibt ziemlich unverständlich. Sowohl das alexandrinische Recht wie das römische geht genau auf die Formen der Freilassung, die Stellung des Freigelassenen zum Patron, dem ehemaligen Herrn, und die gesamte bürgerliche Lage des Freigelassenen ein; da auch die römischen Bestimmungen in Alexandreia veröffentlicht worden sind, muß hier der Stand der Freigelassenen Ähnliches bedeutet haben wie in Rom, wo sie ja unter den ersten Kaisern geradezu eine gesellschaftliche Stellung errangen, ohne der wichtigen und einflußreichen Ämter zu gedenken, die kaiserlichen Freigelassenen als den Vertrauensmännern des Cäsar übertragen wurden. In der Zeit des Augustus mag in Alexandreia eine Dame wie Antonia

Philemation, höchst wahrscheinlich eine Freigelassene des letzten Freundes der Kleopatra, des Markus Antonius, an Reichtum und Ansehen viele Frauen aus alten Bürgerfamilien überglänzt haben. Was der Freigelassene galt, hing wesentlich von seinem Patron ab, denn er trat in dessen Stand ein, wenn er auch immer etwas dahinter zurück blieb. Aber staatsrechtlich wurde er alexandrinischer und römischer Bürger, wenn sein Freilasser es war, im allgemeinen denselben Ordnungen z. B. im Hinblick auf die ebenbürtige Ehe unterworfen. Die Freigelassenen römischer Bürger nahmen auch deren Familiennamen an und behielten ihren Eigennamen als Zunamen; den vielen Trägern solcher römisch-hellenischen Namen wie Caius Julius Philios können wir nicht ansehen, ob sie Freigelassene oder neue römische Bürger sind. In beiden Fällen gestattet der Familienname eine Vermutung auf den Urheber des Bürgerrechts: jener Philios war entweder Freigelassener eines Julius, jedenfalls des Kaisers Augustus, oder ein freier Hellene, der durch Gunst desselben Kaisers Bürger geworden war.

Um so leichter kennt man die Namen der Sklaven heraus. Wer in Sklaverei geriet, oft genug angesehene oder gar vornehme Leute, trug bereits einen Namen; aber der Herr konnte ihn ändern. Der Name, sonst ein unverletzliches Eigentum, durfte einer bloßen Sache genommen wie gegeben werden. Erst recht freie Hand hatten die Herren, wenn sie hausgeborene Sklavenkinder benannten, und sie machten davon reichlich Gebrauch. Namen, die fürs bürgerliche Leben des Bürgersohnes zu altertümlich oder dichterisch klangen, hängten sie den Sklaven an und zeigten an ihnen ihre Erfindungsgabe. Der redende, bedeutungsvolle Name haftete gerade am Sklaven: Liebegeld und Glückspilz, Hoffnungsvoll und Ordentlich, Ausreißer und Wohlstand bei Männern, Schätzchen, Küßchen, Liebchen, Schwärzling, Goldchen aber auch Trug bei Mädchen mögen eine Reihe vertreten, die sehr weit ausgedehnt werden kann. Auch die Heimat gab Namen her, den Syrer, Sarmaten oder Galater; aber diese Namen begegnen wie jene Mädchennamen doch auch bei Freien. Was man weiß, bleibt doch an der Außenseite; wie es in den Kreisen der Sklaven und der Freigelassenen zuging, erzählt uns keiner der vielen Briefe, die es noch gibt. Einer vielleicht, zum Glück aus Alexandreia, deutet etwas an von endloser Verleumdung und gegenseitigem Mißtrauen; aber darf man aus einem Briefe Schlüsse ziehen, die einen ganzen Stand durch Jahrhunderte, vielleicht Hunderttausende von Menschen betreffen? Unfraglich gab es unter Sklaven wie Freigelassenen feine und gebildete Leute,

wenn auch nicht jeder ein Epiktetos war, der ja auch einen Sklavennamen hat: der Zuerworbene.

Handel und Geld.

Die Ägypter waren Bauern, Handwerker, Arbeiter, aber keine Kaufleute. Das Land brachte alles hervor, dessen seine Bewohner bedurften, soweit nicht der Reiche nach besonderen Dingen zur Verschönerung des Lebens strebte; es hing wirtschaftlich nicht von Nachbarn oder Fernländern ab und konnte ohne sie bestehen. Jedoch sahen schon die letzten einheimischen Könige, wieviel sich gewinnen ließe, wenn Ägypten als Erzeugerland dem Welthandel erschlossen würde, und suchten deshalb die Hellenen heranzuziehen: die Milesier durften Naukratis gründen. Aber was man damals versuchte, gelang erst ganz seit Alexander und mit der Gründung Alexandreias. Ohne Frage sollte die neue Stadt mit ihren Häfen das große Ausgangstor für die Waren Ägyptens werden, sie ist es aber nur durch die Hellenen geworden. Sie haben das Land nicht nur mit den Waffen erobert, sie haben es vor allem der Welt geöffnet, und der hellenische Kaufmann war mindestens so wichtig wie der hellenische Krieger. Wie heute europäische Staaten reiche aber in sich selbst ruhende Länder wirtschaftlich durchdringen und mit der großen Welt verbinden, so sind die Hellenen mit Ägypten verfahren, und Alexandreia wurde Eintritt, Austritt und Mittelpunkt des Welthandels. Daß es bald die älteren Stützpunkte des Welthandels überflügeln konnte, verdankte es den Schätzen seines Hinterlandes und seiner günstigen Lage, weit nach Osten vorgeschoben, dem großen Meere der arabisch-indischen Welt nahe genug, und doch am Mittelmeer gelegen im Bereiche der südeuropäischen Länder. Der Nil und das Meer haben Alexandreia seinen Reichtum und seine Größe zugetragen. Heute hört man auf dem Strom und im alexandrinischen Hafen die Schiffer arabische Lieder eintönig in ewiger Wiederholung singen; damals begann ein griechisches Lied: „Ihr Schiffer, Wellenschlundläufer, der salzigen Wasser Tritonen; Nilmänner ihr, Süßwasserläufer, die ihr lachende Wasser befahret, Sagt an o Freunde, vergleichet das Meer und den fruchtbaren Nilstrom." Der Vergleich konnte ins Unendliche gesponnen werden. Sie mochten wirklich streiten, wer Alexandreia mehr Segen bringe, das süße oder das salzige Wasser.

Der großen Hafenanlagen mit ihren Kunstbauten, die dem Meere Sicherheit abrangen, haben wir schon gedacht, der ausgedehnten Stapelhäuser am Fremdenhafen, der wie auch sonst in hellenischen

Handelsstädten seine eignen Behörden besaß; der Pharos lud auch bei Nacht den fremden Handelsfahrer an die gastliche Küste. Ein Freihafen war Alexandreia nicht, denn Strabon spricht gerade hier von den ergiebigen Zöllen auf Ausfuhr und Einfuhr, die der Staat erhob. Nach seiner Aussage übertraf der Verkehr am mareotischen Binnenhafen noch die Fülle der Schiffe in den Seehäfen. Stehen uns auch keine Zahlen zu Gebote, so dürfen wir doch mit ununterbrochenem Ein und Aus und Tausenden von Schiffen rechnen. Ägypten brachte seine Waren auf den Nilarmen und zahllosen Kanälen abwärts; die Landwege auf den Dämmen an Strom und Kanal entlang waren gewiß belebt genug, wie sie es heute noch sind, aber die großen Lasten trug das Wasser. Und von Alexandreia fuhren die Schiffe aufwärts bis zum ersten Katarakt, um die Erzeugnisse des Landes zu holen und aus dem Inneren Afrikas, was die Nubier oder Neger heranbrachten, namentlich das kostbare Elfenbein. Sie werden auch nicht leer hinaufgefahren sein, aber sie konnten doch nur Waren des Überflusses, Erzeugnisse fremder Länder, Werke fremder Kunstfertigkeit mitbringen, nichts Unentbehrliches. Die großen Nilboote, deren Inhalt nach Artaben, dem Getreidemaße, berechnet wurde und bis zu 10000 Artaben faßte, fuhren mit Segel und Ruder wie heute; sie gehörten Unternehmern, die wohl zum größten Teile dauernd im Dienste des Staates standen. Auch das Herrscherhaus selbst beteiligte sich an dem vorteilhaften Beförderungsgeschäft. Von ihrer Einrichtung wissen wir fast nichts, gelegentlich wird das Schiffsbild erwähnt, etwa ein Ibis oder die Gestalt der Thalia.

An Menge und Wert der Ladung stand der ägyptische Weizen obenan. Die Beamten der Getreideverwaltung übergaben ihn an den Umschlageplätzen den Schiffsführern der Reeder oder Reedergesellschaften; in Alexandreia wurde er zum Teil für die Nahrung der Stadt verwendet, zum Teil aber, und es wird ein sehr großer Teil gewesen sein, ging er in die Welt hinaus. Seit Augustus mußte Alexandreia das Getreide für Rom liefern; war doch gerade um des Weizens willen Ägypten den Weltherrschern so kostbar. Der römische „Prokurator der Neustadt“ war dafür verantwortlich; unter seiner Aufsicht wurden die Getreidemengen aufgestapelt, bis die großen Getreideflotten nach Italien in See gingen. Die Fahrt muß leidlich sicher gewesen und in der Regel glücklich abgelaufen sein, so daß Rom auf die Zufuhr rechnen konnte; aber Unfälle blieben nicht aus, wie sie dem Apostel Paulus begegneten, der auf seiner Reise nach Rom von

Lykien aus zwei alexandrinische Getreideschiffe benutzte, deren erstes bei Malta Schiffbruch erlitt; von hier führte ihn das zweite, mit dem Namen und Schiffsbilde der Dioskuren, nach Italien, wo Puteoli am Golfe von Neapel und Ostia an der Tibermündung die gewöhnlichen Häfen waren. Die Schiffsführer aus Alexandreia brachten das Getreide nach Rom und durften nicht heimfahren, bevor sie den Erlaubnisschein in der Hand hielten; offenbar prüften die römischen Behörden zuvor die Menge und Güte der Ladung. Wir haben noch den Brief, den ein solcher Weizenfahrer von der Kaiserstadt aus seinem Bruder nach Hause geschrieben hat: „wisse, daß ich am 6. des Monats Epiph an Land gekommen bin und wir am 18. desselben Monats ausgeladen haben. Nach Rom hinauf reiste ich am 25. desselben Monats, und der Ort nahm uns auf wie Gott wollte. Und täglich warten wir auf den Abfertigungsschein, so daß bis heute keiner von den Getreidebegleitern entlassen worden ist." Der Abfertigungsschein wird mit einem lateinischen Ausdrucke bezeichnet, der im Munde des Briefschreibers ein Fremdwort war. Leider wissen wir nicht, was diese Schiffe aus Italien mitnahmen; italische, gallische, spanische Waren konnten wohl begehrt sein, aber doch nicht als Massen, und das spanische Silber, das vielleicht dem alexandrinischen Kunstgewerbe und der Münze willkommen war, dürfte schwerlich große Schiffsladungen ausgemacht haben. In byzantinischer Zeit mußte Alexandreia Getreide nach Konstantinopel schicken, und noch Justinian I. hat darüber ausführliche Bestimmungen getroffen; allein schon im dritten Jahrhundert n. Chr. ging Ägyptens Landwirtschaft so stark zurück, daß bereits Diokletian einen Teil der Pflichtlieferung für die Ernährung Alexandreias frei gab. Die Provinz Afrika, das heutige Algier und Tunis, wurde zum Ersatze herangezogen.

Neben dem Getreide führte Ägypten die wichtigsten Landeserzeugnisse in die Mittelmeerländer aus: Papyrusrollen, Glaswaren und Stoffe; auch für sie dürfte Rom der größte Abnehmer gewesen sein. Wenn Gewänder recht häufig mit lateinischen Namen in den Urkunden Ägyptens erscheinen, so beweist das keine Einfuhr westlicher Waren, ebensowenig wie die lateinischen Namen von allerlei Tafelgerät dafür den Ausschlag geben: Alexandreia wird Muster und Moden aus der eleganten Welt Roms bezogen haben, richteten sich doch auch die Frauen Alexandreias nach den Haarfrisuren der Römerinnen. Ohne Zweifel hat Alexandreia gerade sein Papier, sein Leinen und sein Glas überallhin verfrachtet; aber die ganze Dürftigkeit unsrer Quellen tritt zu Tage,

wenn man bemerkt, daß man es eigentlich nur mittelbar erschließen kann aus Anregungen, die auf alexandrinische Vorbilder in Gewerbe und Kunst hindeuten, ohne irgend etwas für einen unmittelbaren und nennenswerten Warenverkehr zu beweisen. In einer Urkunde ptolemäischer Zeit schauen aus zerstörten Zeilen die Namen Karthagos und Massalias heraus, und man sieht noch, daß vom Handel die Rede war; wieviel bleibt uns unbekannt, wie wenig können wir von Alexandreias Seeverkehr wirklich greifen!

Die Hellenen haben die Ausfuhr Ägyptens in die Welt geleitet und zu gleicher Zeit Alexandreia zum Durchgangspunkte des Handels von Osten nach Westen, von Süden nach Norden gemacht. Der entscheidende Schritt auf diesem Wege geschah schon unter den ersten Ptolemäern, als sie das Rote Meer befuhren, an seiner afrikanischen Küste Handelsplätze gründeten und von hier aus Beziehungen zu den Küstenbewohnern bis nach Ostafrika hin anknüpften, um die geschätzten Kriegselefanten zu gewinnen, aber auch die wohlriechenden Pflanzen, aus denen man am Nil duftende Salben bereitete. Diesen Völkern konnte Ägypten mancherlei Erzeugnisse höherer Lebenshaltung liefern; es paßte sich sogar ihren Wünschen an, indem es eigens Stoffe nach dem Geschmacke dieser Halbwilden ausführte. Drei Straßen gingen vom Niltale zum Roten Meere: ganz im Süden aus der Gegend von Apollinopolis, heute Edfu; nördlich von Theben die wichtigste von Koptos nach Berenike, und in der Kaiserzeit von Antinoupolis ebendahin; in den Namen der Niederlassungen am Roten Meere blieben die Königinnen und Prinzessinnen des 3. Jahrhunderts v. Chr. verewigt. Alle diese Wüstenwege wurden mit Zisternen, Rasthäusern und Wachtposten ausgestattet, und an ihrem Einfalle ins Niltal bestanden Zollstellen mit genauer Gebührenordnung für Mann, Kamel und Ware.

Für Alexandreia aber kam weit mehr der Wasserweg in Betracht, den einst Pharao Necho anlegte, der persische Großkönig Dareios I. fortführte, Ptolemaios Philadelphos vollendete; freilich mußten ihn Augustus und Trajan erneuern, weil er beständig vom Wüstensande gefährdet wurde. Er zweigte etwas unterhalb Kairos vom Delta östlich ab und erreichte den nordwestlichen Zipfel des Roten Meeres. Damit besaß Alexandreia Jahrhunderte lang die Wasserstraße vom Mittelmeere zum Roten Meere, die heute der Kanal von Sues gewährt, und der Seeweg von Rom nach Ostindien war vorhanden fast 1800 Jahre bevor Vasco de Gama ihn um Afrika herum fand. Allerdings wird

es vielleicht nötig gewesen sein, die Waren an den Endpunkten für die Fahrt auf Nil und Kanal umzuladen. Wie weit der Handel sich dehnte, als die ersten Ptolemäer ihr großes Reich straff im Zügel hielten, läßt sich schwer sagen; aber über Ostafrika und die arabische Küste ging er schwerlich hinaus. Später, unter den hilflosen letzten Königen, fiel das Rote Meer und damit seine Schiffahrt wie sein Handel den Seeräubern zur Beute. Erst Roms starke Hand schaffte wieder Ordnung, und wo zuletzt nur einzelne Schiffe sich hinaus gewagt hatten, durften nun wieder ganze Kauffahrerflotten in Sicherheit segeln. Sie segelten zum reichen Südarabien; Adana, heute Aden, wurde ein großer Stapelplatz; und sie segelten weiter nach Indien. Kurz zuvor hatte Hippalos den regelmäßig wiederkehrenden Monsun entdeckt und damit den Schiffen erst die Möglichkeit gefunden, mit Hilfe des gleich wehenden Windes das große indische Meer zu kreuzen. Vorderindien war spätestens durch Alexanders Siegeszug wenn nicht schon früher in den Gesichtskreis der Hellenen getreten; als die Seleukiden diese entfernten Provinzen ihres asiatischen Hellenenreiches nicht mehr zu behaupten vermochten, entstanden von Turkestan bis zum Ganges selbständige Staaten, die mancherlei vom hellenischen Wesen bewahrten. Die unmittelbare Verbindung mit ihnen wurde freilich durch die Parther unterbrochen, aber Handelswege überdauern politische Wandlungen. So fand der hellenische Kauffahrer an der Küste Vorderindiens zwar ein fremdes Land und Volk, wußte aber doch manches davon und konnte hier und da alte Beziehungen aufnehmen. Unter dem Namen „Umfahrt des Roten Meeres" ist uns eine Schrift aus dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit erhalten, die wir nur als Seefahrtsbuch eben für den Verkehr mit Indien bezeichnen können, denn sie schildert die Fahrt, die Hafenplätze in Arabien und Indien nach ihrer natürlichen Beschaffenheit und nach den Landeserzeugnissen, die sie gewähren, kurz alles, was dem seefahrenden Kaufmann wissenswert sein mußte. Das Buch wird in Alexandreia für die alexandrinischen Großhändler und Reeder verfaßt worden sein. Aus Indien holte man die kostbaren Edelsteine, Wohlgerüche, Salben und Gewürze, die zum Teile noch weiter aus dem Osten stammten, ebenso wie die chinesische Seide, die in der Kaiserzeit auf dem Weltmarkte erschien. Alles weist auf einen regelmäßigen Verkehr hin, der Indien mit Alexandreia verband, wo nun auch bald der Inder auf den Straßen zu sehen und indische Sprache auf der Bühne zu hören war.

Vielleicht gewann der Seeweg nach Indien seine volle Bedeutung, abgesehen von der früheren Schwäche Ägyptens und der Unsicherheit des Meeres, gerade im Beginn der römischen Weltherrschaft, weil das gefestigte Partherreich den Landweg sperrte oder doch erschwerte. Karawanenstraßen aus dem Inneren Asiens führten durch Persien und das Land der beiden Ströme zur Küste Syriens; der lange Kampf der Seleukiden und der Ptolemäer um diesen Landstreifen am Mittelmeere galt ebenso dem politischen Übergewichte wie dem Handelsvorteile für den, der die Ausgangspunkte jener Wege besaß. Sei es nun zu Lande, sei es zur See, der Osthandel vom äußersten China an strömte nach Alexandreia, und hier sammelten sich auch die Waren von der ostafrikanischen Küste und aus dem Innern des großen Erdteils. Kein Wunder, daß aller Reichtum, alle Kostbarkeiten kaum gekannter Ferne dem Leben der Stadt eine Üppigkeit, eine Verfeinerung, aber auch einen Schwung und eine Großartigkeit verliehen, wie sie nirgends sonst in der Mittelmeerwelt zu finden war. Jedoch den vollen Ertrag brachte erst der Durchgangshandel ein, der jene Waren über Alexandreia der Mittelmeerwelt zuführte, zumal der Welthauptstadt Rom. Denn der römische Hochadel und die römischen Geldfürsten, die an den Provinzen sich bereicherten, wetteiferten mit dem Kaiserhause in dem Streben, alles zusammenzuraffen, was nur das Leben üppig machen konnte; Schmuck und Kleidung, Speisen und Salben standen um so höher im Werte, je seltener sie waren. Was sie nur begehrten, schaffte ihnen der Großhandel Alexandreias. Und so ist Alexandreia gerade durch die Kaiserstadt Rom, die es staatlich zur Provinzhauptstadt erniedrigte, Mittelpunkt des ost-westlichen Welthandels geworden wie nie zuvor. Ob Augustus das südarabische Reich nur deshalb bekämpft hat, um einen gefährlichen Wettbewerb im Durchgangshandel zu unterdrücken, läßt sich freilich nicht mit Sicherheit sagen.

Ein paar Papyrusblätter liegen vor uns, die wir als Pässe erkennen; der römische Statthalter genehmigt auf Antrag die Ausfahrt aus Alexandreia. Er kann unmöglich um jeden Menschen bemüht worden sein, obwohl bestimmt war: „Die Fälle der Ausfuhr ohne Paß sind jetzt der Entscheidung des Statthalters unterstellt worden.“ Das betraf Menschen wie Waren. Gewiß forderte der ertragreiche Zoll genaue Aufsicht; aber eben jene Anordnung zeigt, daß der Statthalter nur als höchste Stelle darüber schwebte. Außer dem Eingangs- und Ausgangszoll der alexandrinischen Häfen wurde der Handel, wie schon gesagt, an den Wüstenstraßen belastet,

im Osten wie Westen des Niltals, und darüber hinaus noch durch Binnenzölle. Im Einzelnen wissen wir nicht, wie der Zoll gehandhabt wurde. Aber im Ganzen muß man mit beträchtlichen Hinderungen des freien Verkehrs rechnen, durch Zölle wie durch Paßvorschriften; daß der Handel über alle diese Schranken hinweg schreiten kann, haben uns die Erlebnisse der letzten Jahre gelehrt. Vielleicht beurteilen wir die Zustände im Altertum gerade von hier aus richtiger als im Vergleiche mit dem Friedensweltverkehr vor dem großen Kriege.

Nur unvollkommen ersteht aus den Urkunden das Bild des Handels im Einzelnen. An der Bezeichnung unterscheidet man wohl den Großhändler vom Kleinhändler, der die Ware feil hält, aber wo und wie, das bleibt sehr unklar. Die „Vierwinkelhalle“ in Alexandreia, in der wir eine Goldgießerei finden, mag man sich als einen Bazar oder als eine Hallenkreuzung wie die galleria Umberto in Neapel denken, wo Laden sich zu Laden drängt, mit der Werkstatt verbunden. Der große Bazar in Konstantinopel scheint zum Vergleiche mehr geeignet als der in Kairo oder in ägyptischen Provinzstädten. Auch der Vorplatz eines Tempels zieht die Händler an, in Ägypten genau so wie in Jerusalem, wo Jesus den Krämern und Wechslern das Geschäft stört. Ebenso der Markt, und ein sehr großer Teil aller Geschäfte wird sich im Freien hier oder in den Straßen abgewickelt haben; geht es doch heute noch genau so zu. Terrakottafiguren zeigen Gestalten vom Markte: die Hökerfrau hinter ihren Körben oder den buckligen Fischträger. Die Stadtverwaltung beaufsichtigt den Markt und sorgt dafür, daß er mit Lebensmitteln gehörig beschickt wird; ein Eierhändler muß sich verpflichten, nur hier, weder zu Hause noch im Geheimen seine Ware zu verkaufen, denn die Frage der Ernährung war damals für die städtischen Behörden eine schwere Sorge. Die Namen der Händler deuten auf volle Entwicklung des Geschäfts, und sie gehen tief ins einzelne: Bierhändler, Weinhändler, Ölhändler, Salzhändler, Obsthändler und dergleichen mehr. Daneben aber auch das Pantopolion, der Laden, der alles hat; in Alexandreia vielleicht Vorläufer des Warenhauses, in kleineren Städten ein Kram wie wir ihn ja auch kennen, mit Pökelfischen und Matratzen, Weizenmehl und Stühlen. Laden und Werkstatt gehören häufig zusammen. Wir sind im Orient, daher wird nach Kräften abgehandelt, und die Preise schwanken; der Käufer tut sich etwas darauf zu gute, wenn er den Preis drückt, und viel würdige Freunde begleiten mit Wort und Gebärde den Wettkampf des Kaufmanns mit dem Kunden.

So schildert es ein Brief des zweiten Jahrhunderts n. Chr., und so hat es jeder erlebt, der Ägypten heute kennt. Strömt schon in die Gauhauptstädte das Landvolk, um zu kaufen, so hat ohne Zweifel Alexandreia auch im Einzelhandel für Ägypten das bedeutet, was heute Kairo ist.

Die Münze war längst überall Gemeingut geworden, und die Geldwirtschaft beherrschte sogar Ägypten, das Land des Weizens und der Bauern, als Ptolemaios I. hier seinen makedonisch-hellenischen Staat gründete; immerhin blieb mehr als in andern Teilen des Alexanderreiches der Weizen neben dem Gelde ein Zahlungsmittel. Kaum jemals und kaum irgendwo löst die Geldwirtschaft die Zahlung in Ware völlig ab; vielmehr wird immer und überall der einfachere Vorgang bestehen, weil seine Voraussetzung, die Landwirtschaft, eine allgemein unentbehrliche Grundlage bleibt, auch wenn sonst die Wirtschaft sich noch so weit davon entfernt. Wir haben selbst in den letzten Jahren erlebt, wie mächtig der Warentausch werden kann, während in derselben Welt die Geldgeschäfte sich bis auf die Spitze steigern. Dem ägyptischen Bauern nahm der Staat die Steuern in der Gestalt von Weizen ab ebenso wie dem Königspächter seine Pacht, denn beide konnten nicht anders zahlen, und von beiden wollte man ihr Getreide, nicht ihr Geld. Dies alles versteht sich von selbst; aber die Regierung gewährte dem Bauern die Möglichkeit, den geernteten Weizen in den Staatsspeichern aufzubewahren, die eigentlich nur für die Pflichtlieferungen errichtet worden waren; hier konnte er unter sachkundiger staatlicher Pflege ein Guthaben in Weizen aufsammeln und daraus auch persönliche Verbindlichkeiten zahlen. Dieser Überweisungsverkehr ist freilich Naturalwirtschaft, aber so sehr nach dem Vorbilde der Geldwirtschaft gestaltet, daß er nichts weniger als eine einfache Stufe vertritt.

Im Anfange der Ptolemäerzeit liefen in der Welt viel verschiedene Münzen um, am meisten die attischen und die neuen Alexandermünzen. Die Nachfolger des großen Makedonen begannen bald selbst zu prägen, mit dem Königskopfe auf der einen Seite, mit einem Sinnbilde auf der andern. Besonders das Bild des ersten Ptolemaios ist auch von seinen Nachkommen immer wieder geprägt worden, so daß die Soter-Münzen zu den häufigsten Funden gehören. Arsinoe erscheint mit Philadelphos zusammen, die königlichen Frauen aber auch allein, ein sprechendes Zeugnis für ihre Stellung am Hofe und im Reiche. Den Männerköpfen gegenüber prägte man am liebsten den Adler, der den Blitz in den Fängen

hält, während den Frauen in der Regel das Füllhorn vorbehalten blieb. Münzstätte war Alexandreia; auch unter römischer Herrschaft durfte es weiter für Ägypten prägen, in den letzten Jahrhunderten freilich nur noch römische Reichsmünze. In Ägypten selbst lief heimisches Kupfergeld um, aber der Geldumlauf war vor Alexander allem Anscheine nach nur mäßig entwickelt. Daher konnte es hier leicht gelingen, das neue Königsgeld durchzusetzen. Anders in den auswärtigen Gebieten des ptolemäischen Reichs, wo alle möglichen einheimischen Münzen im Gebrauch blieben und mit ihnen drei von umfassendem Bereich: die alte persische Reichsmünze, das Alexandergeld und attisches Geld. Vielleicht weniger um des Handels willen als um die Reichseinheit zu betonen, suchten die ersten Könige das alexandrinische Reichsgeld zu verbreiten, und Philadelphos ließ sogar in Syrien prägen. Aber der Erfolg scheint ausgeblieben zu sein, denn derselbe König sah sich schließlich genötigt, durch einen Erlaß den Umtausch des heimischen Geldes in neues Königsgeld anzuordnen. Es war ein Schritt von entscheidender politischer Bedeutung, zugleich aber eine starke Anspannung der alexandrinischen Münzstätte, die für das Umwechseln große Beträge in goldener und silberner Königsmünze bereit halten mußte. Daher ging sie auf den Erwerb von Edelmetall aus, und der schon erwähnte Erlaß forderte die Reichsangehörigen auf, goldne und silberne Schalen oder Geräte abzuliefern, die bezahlt wurden, aber dem Staate doch immer noch wohlfeiler zukamen, als wenn er sich des Zwischenhandels hätte bedienen müssen. Solcher „Handkauf" wurde um so nötiger, als die Münze in Alexandreia gleichzeitig noch zwei andre Aufgaben bewältigen sollte: die früher geprägten goldenen Fünfdrachmenstücke zu Gunsten der neuen, einheitlichen Prägung einzuziehen und die beschädigten, abgeriebenen, bestoßenen Stücke, die in Alexandreia umliefen, durch neue zu ersetzen. In diese ungewöhnlichen Schritte und in die Schwierigkeiten, die sich sofort herausstellten, läßt uns ein Brief blicken, den der Vorsteher der alexandrinischen Münze an den obersten Reichsminister geschrieben hat, eine der wenigen Urkunden des Altertums, die über solche Dinge wirklich Aufschluß geben.

Münzeinheit war die Drachme in Silber; aber die alexandrinische Münze prägte in Gold wie in Silber die Mehrfachen davon, Stücke zu zehn, acht, vier und zwei Drachmen, sowie die halbe Drachme. Es waren wohl Versuche; im Verkehre behaupteten sich die Goldmünzen nur für die höheren Mehrfachen, während schon das Vierdrachmenstück sich in Silber durchsetzte und geradezu die maßgebende

Münze wurde. In den Funden erscheinen die ptolemäischen Goldmünzen, darunter Stücke von tadelloser Prägung und besonderer Schönheit, verhältnismäßig häufig gegenüber den Rechnungen und Urkunden auf Papyrusblättern; denn diese sprechen nur ausnahmsweise von Goldzahlung. Geld und Zahlung werden aber so unendlich oft erwähnt, daß wir hier den schriftlichen Zeugen glauben dürfen: im Umlaufe war tatsächlich das Silber und allmählich immer mehr das Kupfer. Das Sechstel der Drachme, der Obolos, war eine Kupfermünze und ebenso das Achtel des Obolos, der Chalkus. Die kleinen Beträge, mit denen die Massen es zu tun hatten, wurden in Kupfer gezahlt und forderten einen großen Kupferumlauf. Diesen körperlichen Münzen stehen einige Rechnungseinheiten gegenüber, die nicht geprägt wurden und werden konnten: die Mine zu hundert Drachmen und das Talent zu 6000 Drachmen, andererseits die kleinste Einheit, die Kupferdrachme. Offenbar mit Rücksicht auf die Gewöhnung der Ägypter, mit Kupfer zu rechnen, ließ die ptolemäische Regierung diese unterste Einheit gelten, von der doch erst ein Vielfaches wirklich in Kupfer greifbar wurde. Sie verbreitete sich so, daß wir in den Urkunden niemals wissen, ob Silber- oder Kupferdrachme gemeint ist, wenn nicht eine ausdrückliche Anführung oder die Umstände es entscheiden. Der Staat verlangte ursprünglich, daß der Untertan ihm in Silber zahle; allein schon im dritten Jahrhundert v. Chr. mußte er die Zahlung in Kupfer zulassen, erhob dann aber oft ein Aufgeld. Der Wert der Metalle stand nicht immer gleich. Nach einigen Schwankungen blieb Gold auf dem Dreizehnfachen des Silbers stehen. Dagegen schwankte das Verhältnis des Silbers zum Kupfer viel stärker, wenn auch im Laufe der Ptolemäerzeit im allgemeinen das Kupfer immer mehr sank und in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit einen gewissen Stillstand erreichte. Von dem Verhältnisse 1:120 ausgehend fiel es bis auf 1:500, und im zweiten Jahrhundert n. Chr. finden wir etwa 1:300; aber bisher hat man keine Spur einer gesetzlichen Festlegung entdeckt und muß es von Fall zu Fall errechnen. Nun wird ohne weiteres klar, daß die Kupferdrachme selbst im Anfange $^1/_{20}$ des Obolos betrug, später noch viel weniger, also gar nicht geprägt werden konnte. Das hinderte nicht, sie rechnungsmäßig durch alle Einheiten bis zum Kupfertalent hinauf durchzuführen.

Kaiser Augustus versuchte, der Provinz Ägypten ihre hellenische Landeswährung zu nehmen und den Reichsdenar einzuführen, indem er die Prägung der Hauptmünze, des silbernen Tetradrachmons,

einstellte; die kleineren Einheiten sollten als Scheidemünze unangefochten bleiben. Aber er drang nicht durch, und sein Nachfolger Tiberius kehrte zum früheren Zustande zurück. Das Silbertetradrachmon wurde dem Denar gleich gerechnet, wenn auch der Denar einen Vorzug erhielt, da man ihn mit sieben statt mit sechs Obolen wechselte. In Wirklichkeit hat er sich nur sehr langsam eingebürgert, anderes römisches Geld, z. B. das Kupferaß, überhaupt nicht, denn verschwindende Ausnahmen bestätigen es nur. Die Tetradrachmen, Drachmen, Obolen und Chalkus blieben, wurden auch weiter in Alexandreia geprägt; nur verloren sie allmählich an Kaufkraft, während das alte Ptolemäergeld, vollwertige Stücke im Unterschiede vom legierten Kaisergelde, nicht nur weiter umlief, sondern immer höher geschätzt wurde, so daß manche Verträge der Kaiserzeit die Zahlung in Ptolemäergeld geradezu ausbedingen. Bis gegen das Jahr 300 n. Chr. läßt es sich verfolgen.

Der Geldverkehr war sehr rege; das bezeugen die Münzen selbst wie die schriftlichen Urkunden, aber schwerlich so flüssig wie heute. Der Tisch des Wechslers gehörte durchaus zum Straßenbilde, wie auch jetzt noch in Ägyptens Städten; man bedurfte des Mannes, der die verschiedenen Geldsorten, auch die fremden, kannte, der mit der Wage das Gewicht, zumal der Goldmünzen, feststellen konnte, der Gold und Silber in Scheidemünzen umzusetzen vermochte. Außerdem waren die Hellenen bereits vom Mutterlande her daran gewöhnt, daß solche Geldwechsler oder auch andere Geschäftsleute Gelder aufbewahrten, weiter verliehen und darauf die Anfänge des Bankgeschäfts gründeten. Im hellenistischen Ägypten hat es sich eigentlich erstaunlich spät entfaltet. Die Ptolemäerzeit kennt es freilich, der Staat übt sogar ein Bankmonopol aus: es gibt nur königliche Banken, das heißt Banken, die der König hält oder die er genehmigt und beaufsichtigt. Die Herkunft vom Wechslertische liegt schon im Namen, denn die Bank heißt griechisch Trapeza, der Tisch. Man hat von der Gegenwart ausgehend unter diesen „Tischen“ schon in der Ptolemäerzeit zwei Gruppen unterschieden, Tische des Königs und Tische eines Privatmannes nach dem beigefügten Namen; jene sollten Staatskassen, diese eigentliche Banken sein. Träfe das zu, so müßte man unbedingt verschiedene Bezeichnungen erwarten, zumal da die hellenistische Amtssprache sonst reich und beweglich erscheint. In Wirklichkeit waren es Wechseltische, die entweder dem Könige gehörten oder einem Privatmann, der dafür an den König bezahlen mußte; durch beide konnten dieselben Geschäfte gehen, staatliche Ausgaben und Einnahmen wie

private Geldangelegenheiten. Nicht die Zahlstellen sondern die Geschäfte sind verschieden. Was bei uns die Reichsbank darstellt, ein privates Bankhaus, das gewisse staatliche Aufgaben erfüllt, das waren im Kleinen jene „Tische“. Ihre Zahl scheint nicht sehr groß gewesen zu sein. Anders unter den Kaisern: ihre Menge wie ihre Bedeutung nimmt zu, und bald trifft man in den Provinzstädten mehrere gleichzeitig bestehende Banken. Nur von hier aus läßt sich ein Bild von Alexandreia gewinnen, wo Zahl und Umsatz der Banken sicherlich viel größer war. Unsere Urkunden verraten uns nicht, ob die Banken mit dem ihnen anvertrauten Gelde wirtschafteten, irgendwelche Unternehmungen unterstützten, etwa Geschäfte gründeten, Häuser bauten, Seefahrt trieben, im allgemeinen Darlehen gaben, aber wir dürfen es als durchaus wahrscheinlich betrachten, wenn auch nicht als notwendig, denn auch heute noch können Banken sich auf das Verwahrungs- und Wechselgeschäft beschränken.

Um so deutlicher erzählen sie von der Geldüberweisung aus einem Guthaben ins andre, dem sogenannten Giroverkehr. Zunächst setzt er voraus, daß Leute, die mit einander Geldgeschäfte haben, Guthaben bei derselben Bank besitzen: statt in bar zu zahlen, lassen sie die Beträge schriftlich überführen. Das wurde erst recht bequem, ja geradezu ein Bedürfnis, wenn Zahlungen von einem Ort zum andern geschehen sollten; allerdings mußten dann Banken an beiden Orten mit einander in Beziehung stehen. Kosten, Unbequemlichkeiten, Unsicherheit wurden auf diesem Wege vermieden. Aber am stärksten wird den Überweisungsverkehr doch die Geldknappheit gefördert haben. Das Geschäftsleben wuchs ins Große und wirtschaftete genau wie heute mit Beträgen, denen die Münzprägung nicht mehr nachkommen konnte. Damit tragen wir keine eigenen Gedanken hinein, sondern sprechen nur aus, was erkennbare Vorgänge dartun: es fehlte z. B. in der Provinzstadt Oxyrhynchos im zweiten Jahrhundert n. Chr. so sehr an Kleingeld, daß man Ersatzstücke in Blei ausgab; vor allem aber beweist der zu allen Zeiten hohe Zinsfuß, daß Geld teuer war. Die römische Regierung verbot zwar mehr als 12 % zu nehmen; aber in den Urkunden überwiegt der Satz von 16 %, und 24 %, ja 50 % kommen vor. Darlehen waren sehr gesucht, und mehr als einmal, auch gerade in Alexandreia, leihen einzelne so viel und so oft aus, daß wir in ihnen berufsmäßige Leiher sehen müssen. Der Wucherer beutet die Not des Geldsuchenden aus; das Geschäft lohnt sich, wenn ein Dar-

lehen von 4800 Drachmen, deren Sicherheit 83 Aruren Ackers darstellen, einen Gewinn von fünf Talenten, mehr als 500 %, abwirft. Solcher Geldknappheit vermochte der Überweisungsverkehr abzuhelfen, der Zahlungen leistete, ohne bares Geld zu berühren. Man konnte Steuern wie Miete durch die Bank begleichen, und wenn auch bisher ein ganz sicheres Beispiel des Fernverkehrs fehlt, so ist er doch kaum zweifelhaft, selbst über das Meer hin: die Großkaufleute Roms und Alexandreias haben gewiß in fester Verbindung gestanden und ihre Zahlungen entweder selbst gutgeschrieben oder sich der Banken bedient. Für die Anweisung des Kontoinhabers auf einen dritten, der kein Guthaben besitzt, haben wir Beispiele. Solch' ein Scheck vom Jahre 121 n. Chr. lautet: „Philippos, des Aphrodisios Sohn, dem Bankherrn Ptolemaios Gruß. Zahle am 30. des Monats Payni dem Heron, dem Sohne des Ischyrion, denselben Betrag, den ich im (?) Jahre unseres Herrn Hadrianos entliehen habe, 248 Silberdrachmen, macht Drachmen 248. Jahr 6 des Imperator Cäsar Traianus Hadrianus Augustus, 20. Choiak." Selbst unsre dürftigen und zufälligen Quellen lassen etwas vom Umfange des Bankverkehrs ahnen, der namentlich in Alexandreia hinter dem heutigen nicht weit zurück geblieben sein kann. Aus den Beurkundungen der Bank erwuchs eine besondere Form der Urkunde, die von den Banken vollzogen, vom Staate aber als öffentliche Urkunde anerkannt wurde; auch dies hatte nur Sinn, wenn ein beträchtlicher Teil der Privatgeschäfte über die Bank ging. Den Schritt zum Papiergelde scheint man nicht getan zu haben, aber wir wissen im Grunde so wenig, daß jede neue Entdeckung etwas wesentlich Neues bringen kann, und manche Vorgänge des Geldverkehrs sind ohne den Geldschein schwer vorstellbar.

Bis ins dritte Jahrhundert n. Chr. arbeitete die Geldwirtschaft Roms ziemlich ordentlich. Doch nun, im Zusammenhange mit dem Zerfall des Weltreiches, ewigen Bürgerkriegen und schweren Angriffen von außen, nahm der vorher schon bemerkbare aber doch langsame wirtschaftliche Niedergang eine Geschwindigkeit an, die wir erst an den Erlebnissen der letzten Jahre richtig zu beurteilen gelernt haben. Die Preise steigen ins Ungeheure: ein Kamel, das im zweiten Jahrhundert n. Chr. etwa 700—800 Silberdrachmen kostete, bringt schon 289 n. Chr. 16½ Talente, und in den beiden folgenden Jahrhunderten zahlt man für geringfügige Gegenstände Myriaden von Drachmen. Die Kaisermünzen wurden verschlechtert, bald so sehr, daß die Banken sie nicht mehr annahmen und im

Jahre 260 der Stratege von Oxyrhynchos sich zu einer Verfügung genötigt sah: „nachdem die versammelten Behörden die Bankherren der Wechselbanken beschuldigt haben, sie hielten die Banken geschlossen, weil sie die göttliche Kaisermünze nicht annehmen wollten, sehe ich mich genötigt, durch Erlaß alle Bankbesitzer aufzufordern, zu öffnen, jede Münze anzunehmen abgesehen von Fehlprägungen und Fälschungen und sie zu wechseln“. Solche Maßregeln konnten aber nichts Dauerndes ausrichten: der Preis der vollwertigen Münzen, zumal der alten Ptolemäerstücke, steigt immer höher. Diese Bewegung scheint schon bedeutend früher eingesetzt zu haben, denn spätestens um 150 n. Chr. erging eine römische Verfügung: „eine Münze über ihren Gehalt hinaus zu wechseln ist verboten.“ Wer für die Drachme mehr als 6 Obolen, für das Tetradrachmon mehr als 4 Drachmen bietet, will sich in den Besitz der guten Münze setzen, die ihm mehr gilt als ihr amtlicher Wert; mehren sich solche Versuche, so treiben sie die gute Münze in die Höhe, drücken die niederen Einheiten und steigern die Preise. Was wir heute am Verhältnisse der gegenwärtigen Mark zur Friedensmark erleben, verläuft ähnlich; jedoch darf man jenem Sturze höchstens die Entwertung des Rubels vergleichen. Das verbotene Wechseln über den Gehalt hinaus führt dahin, daß Ende des vierten Jahrhunderts eine vollwertige Goldmünze mit 2020 Myriaden Drachmen, das heißt mehr als 20 Millionen Drachmen bezahlt wird, selbstverständlich aber ohne festen Wert, denn der Preis der kostbaren Edelmetallmünze richtet sich ganz nach der Möglichkeit, sie zu erwerben. Danach darf man etwa den Wert eines Teppichs beurteilen, der aus Anlaß eines hohen Besuches im Jahre 352 n. Chr. für 225 Myriaden, das sind 2 1/4 Millionen Denare oder 10 Millionen Drachmen gekauft wird. Wie man sich in der ungeheuren Knappheit der Silber- und Goldmünzen ohne Papiergeld geholfen hat, ist nicht leicht vorstellbar. Denn selbst arg verschlechterte Münzen müssen in Drachmen ausgedrückt immer noch einen außerordentlichen Wert gehabt haben. Wahrscheinlich verbreiteten sich Ersatzstücke ohne eignen Wert viel weiter als wir ahnen. Bald genug aber wird die Drachme oder der Denar aufgehört haben, etwas körperlich Greifbares zu sein, und sich in eine reine Rechnungseinheit umgewandelt haben, ähnlich wie der einzelne Rubel heute nichts ist und erst Tausende oder Zehntausende von Rubeln einen faßbaren Wert darstellen.

Kaiser Konstantin prägte eine neue Goldmünze, den solidus, der die Grundlage einer neuen Ordnung werden sollte. Er war

in der glücklichen Lage, dem Zusammenbruche der gesamten römischen Geldwirtschaft mit Gold begegnen zu können, während in der Gegenwart die Staaten mit erschütterter oder gar vernichteter Valuta nur durch Ausgabe neuen, völlig gedeckten Papiergeldes eine Aufrichtung versuchen könnten. Wie hoch der neue solidus bewertet wurde, ist oben schon an einem Beispiel gezeigt worden. Offenbar konnte man ihn nur sparsam ausgeben, so daß er und seine Teile, die 24 siliquae, sich erst sehr spät allgemein durchsetzten, wie man an den Rechnungen der Papyrusurkunden geradezu abzulesen vermag. Welche Zerstörungen in der langen Zeit vom Ende des dritten bis zum Ende des fünften Jahrhunderts durch die Zerrüttung des Geldwesens angerichtet worden sind, überblicken wir nicht; aber der Ausweg, den man unter dem Drucke der Not einschlug, beweist mehr als viele Beispiele: in weitem Umfange kehrte die Welt zur Naturalwirtschaft zurück, zum unmittelbaren Tausch der lebensnotwendigen Waren und Leistungen. Eine Entwicklung, die aus ganz anderen Wurzeln, aus dem Verfall des bürgerlichen Wohlstandes und des kleinen Bauern entsprang, nämlich der mächtige Aufstieg der Großgrundbesitzer zur wirtschaftlichen, politischen ja persönlichen Herrschaft über die Massen, fand an der unerträglichen Teuerung der Ware wie des Geldes seine wirksamste Stütze. Der Grundherr hatte und erzeugte alles, was er brauchte, und vermochte es allen zu geben, die in seine Dienste traten; was bedurfte es da noch des Geldes? Hier ist nichts erschlossen noch aus Andeutungen erdeutet, sondern ein Bild nach klar erkennbaren Tatsachen gezeichnet, als Folge des wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruches eine Rückkehr zu Lebenszuständen, die man längst überwunden hatte. Es liegt auf der Hand, daß niemand so sehr darunter litt wie die Großstädte, und Alexandreia hat sich nicht wieder erholt: im Mittelalter hat die neue arabische Hauptstadt Ägyptens Fustât, bald Kairo genannt, die alte Alexandreia rasch überflügelt.

Die Religion.

Überall und zu jeder Zeit unterscheidet sich die öffentlich bekannte und im Gottesdienst betätigte Religion von der innerlichen Beziehung des Menschen zu Gott. Eine weit zurückliegende Vergangenheit, noch dazu in einem fernen Lande, offenbart den Späteren nur stückweise ihre religiöse Stellung; dabei tritt von selbst die Außenseite stark hervor, während sich das fromme Gemüt viel schwerer erblicken läßt. Überdies aber ist es keine Täuschung, wenn

uns im Altertume der südlichen Länder die äußere Gestalt zu überwiegen scheint; haben doch die Völker um das Mittelmeer herum bis auf den heutigen Tag eine Neigung zur Darstellung auch in der Religion, die der Sohn des Nordens begreifen und schätzen lernen muß, will er etwas von ihrer Art verstehen. Das Verhältnis des einzelnen zu Gott fehlt nicht, ruht aber im Hintergrunde. Außerdem ist es nicht von vorn herein dagewesen, sondern in einem langen und schweren Werdegange geboren worden; das achte bis fünfte Jahrhundert v. Chr. bezeichnet von Hellas bis nach Indien den Durchbruch. Jedoch blieben große Massen davon noch unberührt, und erst Jahrhunderte später erwacht aus dem allgemeinen Volksbewußtsein die Persönlichkeit zur Erfassung ihrer selbst sowohl der Welt gegenüber wie Gott. Wo die Menschen in regem Beieinander von jedem Gedanken, er sei wie er sei, lebhaft erfaßt werden, wo das Leben der Welt sich zusammendrängt, da können wir am ehesten dies Werden verfolgen. Darum reicht Alexandreias Stellung zur Religion weit über seine Mauern und seine Bewohner hinaus.

Eine Hellenenstadt auf ägyptischem Boden, ein freies Gemeinwesen und zugleich der Sitz eines unumschränkten Königs, eine Weltstadt mit Beziehungen zu allen Ländern und der Sammelplatz aller Völker und Schichten, dies alles bestimmt Alexandreias Götter und Glauben. Wie an jedem Orte wohnte auch hier ein Dämon im Boden, der schlangengestaltige Agathos Daimon, den die Ägypter Osiris-Onnôfris nannten, das gute Wesen. Wie er hieß auch der Nilarm, der bei Kanobos mündete. Neue, mächtigere Götter scheuchten ihn in die Erde, wo er nun als Totengott gleich dem Osiris der Ägypter fortleben durfte. Der lichte Tag gehörte zuerst den Hellenen, die einwandernd ihre Götter und deren Dienst mitbrachten. Aber die Götter der Hellenen waren damals nicht mehr so fest im Bewußtsein ihrer Verehrer verwurzelt, daß sie die heimischen Götter des ägyptischen Bodens hätten verdrängen können. Von vornherein bestritt das religiöse Bewußtsein der Alten keinem Orte und keinem Menschen seinen Gott, erkannte ihn vielmehr ohne weiteres als vorhanden und berechtigt an, nur daß der Fremde ihm nicht mehr Dienst widmete, als der göttliche Ortsherr eben an seinem Orte beanspruchen durfte. Die Ägypter galten den Hellenen längst als das frömmste Volk; man staunte sein hohes Alter, seine wirkliche wie seine vermeintliche Weisheit an und übertrug diese achtungsvolle Verwunderung auch auf die ägyptischen Götter. Hier trat den Fremden ein Glaube und eine Götterwelt entgegen, die noch ganz ernst, ganz wirklich waren oder es wenigstens schienen,

und zu allen Zeiten überwindet bei den Massen die Kraft der Überzeugung die Kraft der Erkenntnis. Ziemlich widerstandlos fiel die große Mehrzahl der Ankömmlinge den Göttern des Landes anheim, ohne ihre eignen preiszugeben. Schon früher hatten die Hellenen, voran Herodotos, griechische Götter mit ägyptischen Göttern gleichgesetzt; nun erst recht gaben sie dem Amon von Theben den Namen des Zeus und vielen andern ebenso, glaubten sie damit anzueignen und fielen ihnen in Wahrheit anheim. Je mehr die Menschen sich an Doppelnamen gewöhnten, desto leichter mochten es auch die Götter tun. Aber es wurden nicht etwa hellenisch-ägyptische Mischgötter daraus, sondern sie blieben die alten Ägypter, die sie gewesen waren. Noch Lukianos in dritten Jahrhundert der Kaiserzeit hat ihre tiefe Fremdartigkeit empfunden, aber auch ihre geheimnisvolle Macht ausgedrückt.

Eines dieser göttlichen Wesen, im Kerne tief ägyptisch, von außen hellenisch verkleidet, ist Alexandreias Hauptgott schon unter dem ersten Ptolemaios geworden, der große Sarapis. Ein Traum hieß den König, das Bild des Unterweltgottes Pluton aus Sinope vom Schwarzen Meere in seine Hauptstadt zu bringen; zwei hervorragende Theologen, der Athener Timotheos und der Ägypter Manetho, halfen den Dienst des neuen Gottes Sarapis einzurichten. So ungefähr lautete die Einführungslegende; die heutigen Forscher pflegen anzunehmen, Ptolemaios Soter habe mit geistlichem Beirat von den beiden Hauptgruppen seiner Untertanen einen Vermittlungsgott eingeführt, der den Hellenen wie den Ägyptern anbetungswürdig erscheinen sollte. In Wirklichkeit war Sarapis der große Totengott von Memphis, der altägyptischen Reichshauptstadt, verbunden mit dem heiligen Stiere, und aus Osiris-Apis ist sein allerdings etwas seltsamer Name entstanden. Nichts überwältigte die Fremden mehr als der Jenseitsglaube der Ägypter, der mit unendlicher Sorge für Tod und Verstorbene täglich und stündlich mitten ins Leben hineingriff; kein Wunder, daß gerade die Totengötter überall die Verehrung der Hellenen gewannen. Der Gott von Memphis vertrieb die unbedeutende Schlange Alexandreias; er war schon da und herrschte bereits, als der König ihm ein hellenisches Bild weihen wollte und aus Gründen, die wir nur ahnen können, den Unterweltsherrn von Sinope erwarb. Sarapis ist kein Gemisch hellenischen und ägyptischen Glaubens, sondern von Hause aus der echt ägyptische Totengott, mit voll ausgebildetem Dienste nach ägyptischen Regeln; auch der Apis lebte in ihm fort, und so hielt man in

Alexandreia einen heiligen Stier, der freilich den Ruhm seines älteren Bruders in Memphis nicht erreichte. Jedoch haben die Hellenen mit Sarapis getan, was sie auch sonst taten, haben ihn mit hellenischen Göttern gleichgesetzt, besonders gern mit Zeus und Helios. Wie weit rein hellenische Kreise, hellenisch zu denken gewöhnt und ägyptischen Aberglauben ablehnend, sich mit dem Sarapis abgefunden haben, indem sie ihn hellenisch betrachteten, vermögen wir kaum zu verfolgen. Das hellenische Standbild von der Hand des Bryaxis war dem Kopfe des Zeus ähnlich, nur daß er auf dem Scheitel ein Getreidemaß trug. Äußerlich konnte daher Sarapis sehr wohl auch als hellenischer Gott gelten und geehrt werden. In der Kaiserzeit versah ein vornehmer Hellene das Amt des „Küsters“ beim Sarapeion Alexandreias, das wie früher erwähnt im Südwesten der Stadt dem Ägypterviertel Rakotis nahe lag; es gab also neben dem ägyptischen Dienste des Gottes auch einen hellenischen.

Sarapis ist mehr geworden als ein Bindeglied zwischen Ägyptern und Hellenen: der Gott Alexandreias; aber wie es scheint erst allmählich. Mag es auch Zufall sein, jedenfalls begegnet er in vorchristlicher Zeit selten und steht erst in der Kaiserzeit als der Herr Alexandreias vor uns, den jeder kennt und verehrt. Von hier aus ist er dann der bekannteste Gott Ägyptens geworden und hat eine Weltbedeutung erlangt. Er ist das eigentliche Wahrzeichen der Stadt Alexandreia, sein Heiligtum das berühmteste und besuchteste. Er beherrscht die Toten, aber auch die Lebenden zu Hause und in der Ferne. Als die Hellenen sich vor Kaiser Trajan den Juden gegenüber wegen judenfeindlicher Streitigkeiten verantworten sollten, nahmen sie ihren Gott, das Bild des Sarapis mit, das dann auch in Rom sich durch Wunder zu seinen Verehrern bekannte. Der junge Hellene Apion, der nach Misenum zur kaiserlichen Flotte heil übers Meer gefahren ist, dankt in seinem erhaltenen ersten Briefe dem Herrn Sarapis für seinen Schutz; fast jeder, der Alexandreia besuchte, wallfahrtete sogleich zum Sarapeion und tat dort Fürbitte für die fernen Angehörigen oder Freunde; beginnt ein Brief mit den Worten: „vor allem bete ich zum Herrn Sarapis für dein Wohlsein“, so dürfen wir vermuten, daß er in Alexandreia geschrieben sei. Römische Kaiser erwiesen ihm ihre besondere Verehrung wie Commodus, der sich „Sarapisfreund“ nennen ließ; daß Caracalla im Sarapeion Wohnung nahm, um von hier aus seine Blutbefehle gegen die Stadt ergehen zu lassen, daß er es wagte, sein Schwert,

noch blutig vom Morde seines Bruders Geta, dem Gotte zu weihen, betrachtete man als schwersten Frevel.

Der Gott gab wie damals viele andere Auskunft über verborgene und zukünftige Dinge, besonders im Traume, ja die Traumoffenbarung gehört zu seinen höchsten Ruhmestaten. Zweifler und verständige Leute dachten zwar wie Dion von Prusa zur Zeit Trajans: „meint ihr etwa, der Gott kümmere sich nur im Schlafe um euch und weise jeden auf seinen Vorteil hin, im Wachen beachte er euch nicht und wolle euch insgesamt keinen Fingerzeig zu eurem Wohle geben?“ Jedoch die Welt war voll der Orakel und Traumbefehle des Sarapis; man sammelte seine Weisungen wie seine Wunderheilungen, und Schriften entstanden, die eigens die großen Taten des Gottes verherrlichten, zur Erbauung der Gläubigen und zur Werbung bei den andern. Viele schlossen sich ihm noch näher an, geradezu in Gestalt einer besonderen Gemeinde, die eine innige persönliche Verbindung mit ihm suchte; erwachte doch immer stärker das Verlangen, nicht nur zu opfern und zu beten, sondern der engsten Gottesgemeinschaft teilhaft zu werden, indem man ihn zur eignen Gemeinschaft heranzog und durch das Mahl mit ihm heilig verbunden wurde: „nur mit diesem Gotte, schreibt der Redner Aristeides in der Mitte des zweiten Jahrhunderts, treten die Menschen durch das Opfer in engste Gemeinschaft, laden ihn zum Herde und setzen ihn obenan als Tischgenossen und Bewirter.“ Dies Kultmahl beginnt Sakrament einer inneren Gemeinde Auserwählter zu werden. Die Verehrung des Sarapis durchzog die Welt; im Dolomiten-Lande, wo sie feste Wurzeln schlug, erzählt noch heute der Monte Sorapis davon. Als im Jahre 391 fanatische Christen das Sarapeion in Alexandreia zerstörten und das Bild des Gottes stürzten, ohne daß Sarapis seine Feinde zermalmte, wirkte dieser Schlag weit über die Stadt hinaus und verkündete das Ende der alten Götter.

Gewiß hat jeder Alexandriner Sarapis verehrt; aber die hellenische Bürgergemeinde der Alexandriner als Freistadt hatte mit ihm nichts zu tun. In ihr wie in den andern selbständigen Gemeinden der Hellenen, zumal im oberägyptischen Ptolemais, blieb das Bewußtsein hellenischer Art lebendig; dazu gehörten aber auch hellenische Götter. Jeder Freigemeinde der hellenischen Welt ist es selbstverständlich, in besonderer Beziehung zu einem oder mehreren Göttern zu stehen, die Schützer des Gemeinwesens, ja ein wesentlicher Teil seiner Verfassung sind. So frei man sonst von verfolgendem Glaubenseifer war, die amtliche Religion, der amtliche Gott, der amtliche Gottesdienst galten als eine der Grundlagen der Gemeinde

und durften nicht angetastet werden. Am schroffsten hat Rom diese Anschauung ausgeprägt und den Dienst der Staatsgötter auch dann als Bekenntnis zum römischen Reiche verlangt, als unter den Leitern Roms selbst kaum noch einer etwas davon hielt. Nach hellenischer Anschauung ergab sich für Alexandreia der Dienst des Gründers Alexandros von selbst, um so mehr als er nicht nur Heros, sondern Gottes Sohn und Gott geworden war. Bisher liegt nur ein ganz eindeutiger Beweis dafür vor, aber da Alexandreia so wenig Funde liefert, darf man nicht mehr erwarten. Die Gemeinde steht aber auch in einem besonderen Verhältnisse zu Zeus, Hera und Poseidon, die sie als Schwurgötter im alexandrinischen Stadtgesetze nennt: „wenn jemand einen zum Schwur bringt, soll der, welcher zum Schwur gebracht wird, auf dem Markte an der Schwurstätte unter Opfer schwören; das Schwuropfer soll der Veranlassende besorgen. Schwören soll er bei Zeus, Hera und Poseidon; einen andern Eid darf niemand schwören noch verlangen, noch seine Vorfahren anführen.“ Im übrigen dürfte in Alexandreia kaum irgend einem hellenischen Gotte der Tempel gefehlt haben, ohne daß die amtliche Bürgerreligion mehr damit zu tun hätte, als die bürgerlich-anständige Frömmigkeit jedem Gott gegenüber forderte.

Da hellenische Götternamen vielfach ägyptische Götter bezeichnen, sieht man nur selten auf den ersten Blick, ob es wirklich hellenische Götter sind. Die Dioskuren freilich stehen über jedem Zweifel, aber nicht deshalb, weil die alexandrinische Münze ihr Bild geprägt hat. Man wird äußerst vorsichtig, wenn man sogar an der Nemesis, die so rein hellenisch, ja geradezu hellenisch erdacht aussieht, verdächtige Beziehungen zu ägyptischen Tempeln entdeckt. Es kommt jedesmal auf die weihenden oder betenden Menschen, auf den ganzen Kreis an; nur von hier läßt sich erraten, ob mit Apollon nicht Horos, mit Athene nicht Neith gemeint sei. Hellenische Tempel wurden ausdrücklich von ägyptischen unterschieden; zwar übernahmen sie den Festzug, in dem die Götter umhergetragen wurden, von den Ägyptern, gestatteten aber Laien die Teilnahme daran, ganz im hellenischen Sinne, dem ja eigentlich der Priesterstand ägyptischer Art unbekannt ist. Jede echt hellenische Gemeinschaft, sei es eine Stadtgemeinde, ein ländlicher Verband oder ein Verein, sieht in hellenischen Göttern den Ausdruck eignen Wesens und lehnt schon aus diesem starken Volksgefühl heraus die fremden Dämonen ab, und doch schleichen sie sich immer wieder hinein. Ungewöhnlich sichtbar gehen die

religiösen Gedanken der Hellenen in die ägyptische Welt ein, sobald es sich um Tod und Bestattung handelt, selbst in dem stark hellenisch geprägten Alexandreia. Die aufgedeckten Totenstädte, vor allem Kôm eš šugâfa, zeigen zwar makedonische Gestalt des Einzelgrabes und in den Kuppelhallen wie in den Reihen der kleinen Kastengräber hellenischen Brauch; aber der Bilderschmuck stammt fast ganz aus ägyptischen Vorstellungen, nur oberflächlich gewandelt durch die Hand von Bildhauern, die auch an hellenische Formen gewöhnt waren. Die Götter und der Tote sind ganz ägyptisch aufgefaßt, von hellenischem Glauben kaum noch eine Spur, wenn man nicht den Totengott Anubis in hellenischer Rüstung und Haltung so deuten will. Bis zur Wasserleitung, die dem Toten nach dem oft wiederkehrenden Wunsche: „gebe dir Osiris kühles Wasser" die Erquickung auch ins Grab führt, entspringt alles aus ägyptischem Jenseitsglauben, der mit seinem Geheimnis alle hellenischen Vorstellungen überwand. Wie die Bürgerschaft Alexandreias wird auch jede der anderen Gemeinden innerhalb der Stadt ihren eignen Gott gehabt haben. Bei den Juden hieß er natürlich Jahwe, bei den Kleinasiaten mochte es die „große Mutter" oder Adonis sein. Hadrian verlieh dann der Stadt der Neuhellenen den Gott Antinoos, der als Osiris-Antinoos Totengott wurde; auch damals vermochte man sich eine neue Stadt ohne Verehrung des Gründers und ohne amtlichen Gott nicht zu denken.

Der König, der ja in seiner Person geradezu der Staat war, stand im Mittelpunkte religiöser Anschauungen sehr ungleicher Art, die zum Teil von ihm ausgingen, zum Teile sich auf ihn bezogen. Die eigne Stellung der Ptolemäer zu Göttern und Glauben blieb im Hintergrunde und gleichgültig mit der einzigen Ausnahme Philopators, der dem Dionysos ergeben war und für ihn wirkte. Wenn diese hellenischen Fürsten auf der Höhe der Zeitbildung überhaupt religiösen Gedanken zugänglich waren, werden sie die hellenischen Götter anerkannt haben; aber wahrscheinlich glaubten sie auch an diese nicht, sondern standen auf Seiten der allgemeinen philosophisch gefärbten Aufklärung, die in den höheren Kreisen von den Stoikern, tiefer unten von den Kynikern getragen wurde. Um so wichtiger war die amtliche königliche Religion, die damit das Gepräge der Staatsreligion erhielt. Ihr Kern ist der Gott Alexandros, nicht als Stadtgründer, sondern als Reichsgründer. Alexanders hinreißende Persönlichkeit überredete schon bei seinen Lebzeiten die nicht unvorbereitete Stimmung der Welt, in ihm ein höheres Wesen zu erblicken; als der Amon der Oase Siwa ihn seinen Sohn und einen

Gott nannte, sprach er nur aus, was in der Luft lag. Der Gott war zwar in seiner menschlichen Erscheinung zu Babylon dem Fieber erlegen, lebte aber in Wahrheit fort. Auch weiter beherrschte er sein endloses Reich; als es zerfiel, stellte der Dienst des Gottes Alexandros noch immer die Reichseinheit dar, nirgends aber wirksamer und anschaulicher als in Alexandreia, wo die Leiche des Menschen Alexandros ruhte, wo der Gott inmitten seiner Verehrer geistig lebendig blieb. Ptolemaios Soter nahm freilich das Diadem und nannte sich König, jedoch ohne die höhere Würde des göttlichen Reichskönigs Alexandros damit anzutasten. Dieser Reichsgott Alexandros fiel in den Augen des nüchtern Denkenden freilich mit dem Stadtgründer Alexandros zusammen, keineswegs aber in der Religion, wie es ja auch verschiedene Madonnen gibt. Es ist gut, von vornherein klar zu erfassen, was solch eine amtliche Religion vermag und nicht vermag: sie einigt die Angehörigen des Reichs, mögen sie sonst noch so verschieden sein, zu einem Bekenntnis und einem Dienste, sie prägt äußerlich und in den Gemütern die Einheit des Reiches aus; aber ein Glaube des Frommen kann sie nicht werden. Der staatstreue Bürger dient und weiht dem Reichsgotte; das beladene Herz wendet sich niemals an ihn, sondern an die alten heiligen Namen, jeder an solche, die seinem Volkstume oder seiner Seele am nächsten stehen.

Sehr früh wurde dem Reichsgotte in Alexandreia ein amtlicher Dienst eingerichtet; der erste Alexanderpriester war Menelaos, der Bruder des Ptolemaios Soter, dem Könige gleich an Herkunft. Auch weiterhin gehörten die jährlich wechselnden Alexanderpriester den allerhöchsten Kreisen des Hofes an, dem makedonischen Adel, vielleicht auch manchmal alten alexandrinischen Geschlechtern, bis später die Könige selbst die Würde dieses Priestertums übernahmen. Der Priester Alexanders, der erste Diener des fortlebenden Reichsherrn, stand fast zu gleichem Rechte neben dem regierenden Könige, an Würde, aber nicht an Macht. Man bezeichnete das Jahr nach dem Könige und mit dem Namen des Alexanderpriesters, wie in hellenischen Freistädten der höchste Stadtbeamte dem Jahre den Namen gab. Jede Urkunde trägt an der Spitze in der ausführlichen Jahrangabe beide Namen. Aber sehr bald gesellten sich dem Reichsgründer die Könige selbst zu. Die Stellung der Ägypter zum Könige kam hier nicht ins Spiel, und ihre Anbetung des Pharao als eines Gottes, mochte dieser Gott auch ein Fremdling sein, hat die Vergötterung der Könige nicht herbeigeführt; so streng lehnten die ersten Ptolemäer jede Beziehung zu ägyptischem Wesen ab.

Vielmehr ist aus ähnlichen Anschauungen, wie sie Alexander zum Gotte erhoben hatten, im hellenischen Kreise die Verehrung der Könige erwachsen, der Ptolemäer so gut wie der Seleukiden. Ohne Frage haben diese selbst das Ihrige dazu beigetragen, denn sie konnten den Vorteil nicht übersehen, den die religiöse Bindung der Untertanen mit sich brachte; aber sie dachten doch so aufgeklärt und so hellenisch, daß sie anfangs nur zögernd auf solche Vorstellungen eingegangen sind. Philadelphos erklärte seine wahrhaft große Schwester und Frau Arsinoe zur „bruderliebenden Göttin“ und ließ später sich mit ihr zusammen als „Geschwistergötter“ verehren, wie es ja auch Apollon und Artemis waren. Allmählich erweiterte sich der Kreis; Ptolemaios Soter erhielt in seiner Gründung Ptolemais nicht nur einen städtischen Gottesdienst als Gründer, nicht nur in der Thebais als fortlebender Herrscher wie Alexander, sondern wurde in den Reichsgottesdienst einbezogen; dazu nun die regierenden und verstorbenen Könige, mehrere fürstliche Frauen mit eignen Priesterinnen und Priestern, der „Korbträgerin“ und der „Kampfpreisträgerin“, Namen die ersichtlich von religiösen Festzügen herrühren, endlich mit dem „heiligen Füllen“, einem männlichen Priester. Den Dienst der Könige versah der Alexanderpriester mit. Sie alle wurden den vornehmsten Häusern entnommen und trugen vermutlich mehr eine Würde als ein Amt; aber ihre Namen fehlten in keiner Urkunde, bis man später die allzu lange Jahresangabe kürzte und gerade das Wesentliche, die Namen der Priester und Priesterinnen, fortließ. Sie gehörten an den Hof und hatten Sitz und Dienst in Alexandreia; zog aber der König zu Felde, so begleitete ihn auch dies geistliche Gefolge ins Heerlager. Wie schon bemerkt, übernahmen schließlich die Könige selbst aus Gründen, die wir nicht kennen, das Priestertum Alexanders, damit aber auch ihrer höchstseligen Vorfahren und ihrer eignen Göttlichkeit.

Diese Vergötterung Alexanders, der Könige und einzelner königlichen Frauen, die entweder mit herrschten oder wie Arsinoe an eigner Bedeutung alle überragten, war die eigentliche staatliche, amtliche, königliche Religion des Reichs. In ihr fanden sich alle zusammen, weil sie allen aufgedrängt wurde. Wie man etwa in Alexandreia sie äußerlich darzustellen wußte, davon ahnen wir nichts, dürfen aber mit gutem Grunde vermuten, daß es hier an eindrucksvollem Glanz und Gepränge nicht gefehlt habe, zumal um das Grab Alexanders und die Gräber der Ptolemäer; das Heiligtum des alten Makedonen Lagos, von dem die Ptolemäer abstammten, lag vor der Stadt und gehörte nicht zur amtlichen

Religion. Das wirksamste Mittel, dies Staatsbekenntnis den Untertanen aufzuzwingen, bildete der amtliche Eid, denn er lautete auf den regierenden König, in ausführlicher Fassung auch auf seine Vorfahren; außerdem aber fügte man in der Regel Isis und Sarapis hinzu, weil doch diese allein den Menschen als wirkliche Götter galten. Die Göttlichkeit der Könige konnte man dem Eidbrecher durch schwere Strafen beweisen; aber das Gewissen zu binden vermochten nur Götter, an die das Volk glaubte. Alle diese großartig klingenden Götter, der Heiland, die Geschwisterliebenden, die Wohltäter, der Vaterliebende, der Erschienene, der Mutterliebende, wie die Ptolemäer sich als Götter nennen ließen, wurzelten ebenso wenig wie Alexander in den Herzen der Gläubigen. Viele Weihungen für sie wurden gesetzt, viele sind erhalten; aber sie bezeugen nur die Untertanenehrfurcht vor gottgewollter Obrigkeit. Zu ihnen beten konnte man nicht, und es fiel auch keinem ein.

Soweit die Herrscher überhaupt das Bedürfnis empfanden, sich an hellenischen Gottesdiensten zu beteiligen, taten sie es wie jeder andere, nur tausendmal prunkvoller; den großen Göttern gegenüber waren sie auch nur Menschen. So feierte schon Philadelphos den Dionysos, der nach einer Überlieferung Urahn des Hauses sein sollte, zusammen mit seinem Vater Soter und dem göttlichen Alexandros in einem Feste, das an Glanz alles überstrahlte, was die hellenische Welt bis dahin kannte. Besonders aber pflegte der vierte König den Dienst des Dionysos in jeder Richtung und nahm eine ganz persönliche Stellung zu den Mysterien, die sich um den Gott gebildet und überall Gemeinden erweckt hatten; ihnen galt sein Erlaß: „jeder, der im Lande in den Dienst des Dionysos einweiht, soll nach Alexandreia herabsegeln, wer unterhalb von Naukratis wohnt, binnen zehn Tagen vom Aushang dieses Erlasses an, wer oberhalb wohnt, binnen zwanzig Tagen, und soll sich bei Aristobulos auf dem Meldeamte eintragen lassen binnen drei Tagen von der Ankunft an, soll sofort mitteilen, von wem er die Kenntnis der heiligen Handlungen hat bis zu drei Menschenaltern hinauf und soll die heilige Lehre versiegelt einreichen mit Aufschrift seines Namens.“ Man braucht nur diese Worte sich anschaulich zu machen, um zu sehen, daß hier ein mächtiger Glaube weit um sich gegriffen hat; der vergöttlichte König als Diener des wahrhaftigen Gottes Dionysos, eingeweiht in die geheimnisvollen Erschütterungen und Läuterungen dieses lebendigen Glaubens, dieser hochheiligen Handlungen — der Gegensatz der kalten, anerkannten, amtlichen und der begeisternden, ge-

glaubten, gefühlten Religion könnte nicht klarer geschildert werden. Noch einer der letzten Ptolemäer hat sich als den „Neuen Dionysos“ verehren lassen.

Die Staatsreligion, die wir uns klar zu machen suchten, bot kaum die Möglichkeit eines Widerspruchs; wo etwa hellenische Freidenker die Menschenvergötterung ablehnten, konnten die königlichen Menschen sie mit sich versöhnen. Dagegen forderte das Verhältnis des Königs zu seinen ägyptischen Untertanen und ihrer Religion viel Festigkeit und Klugheit; denn hier stand er uralten, mächtigen, wirklichen und geglaubten Göttern gegenüber, die keine amtliche Religion auch nur anzutasten vermochte. Das Volk war so fromm, dem Dienste seiner Götter so leidenschaftlich ergeben, daß der Herrscher sich mit ihm nur dann gut stellen konnte, wenn er den Weg zu Re und Amon, Isis und Osiris und der ganzen ägyptischen Glaubenswelt fand. Die Ptolemäer selbst mögen wenig genug davon gehalten haben, obwohl wir nicht wissen, ob etwa dieser oder jener unter ihnen dem Zauber des Geheimnisvollen ebenso erlag wie Tausende der Hellenen; jedenfalls haben die ersten Könige kühle Zurückhaltung wahren müssen, schon um den sorgsam geschützten Abstand des erobernden Herrn von den unterjochten Knechten nicht zu verwischen. Und doch waren dieser Knechte viel, war ihre Arbeit so unentbehrlich, ihre Stimmung so abhängig von der mächtigen Priesterschaft, daß jeder König wiederum aus seiner kühlen Zurückhaltung heraustreten mußte. Die Ptolemäer haben anfangs im Bewußtsein ihrer Stärke den Ausweg gewählt, sich mit den ägyptischen Göttern gut zu stellen, aber die Priestermacht zu brechen. Sie bauen Tempel ganz wie die einheimischen Pharaonen; Dendera, Edfu, Kom Ombo und Philai zeugen noch davon. Sie opfern den seltsamen tierköpfigen Dämonen und lassen sich opfernd oder betend an den Tempelwänden genau so darstellen, als wären sie die echtesten aller Pharaonen; sie stiften reiche Weihgeschenke, bezahlen die kostspielige Bestattung der heiligen Stiere Apis und Mnevis aus eigner Tasche, und Euergetes I. führt aus dem Zweistromlande die Götterbilder, die einst die Perser geraubt hatten, siegreich wieder heim. Da sie aber selbst Götter sind, lassen sie sich fast in jedem Tempel neben dem Hauptgotte als „Mitgötter“ verehren, suchen also auf diese Weise in die ägyptische Religion selbst einzudringen und vor allem die Rechte der Götter sich anzueignen. Der König erklärt sich zum Vertreter der Götter auf Erden und nimmt daher das sehr ausgedehnte Götterland in seine Verwaltung, während die Priester nur noch unter genauer Auf-

sicht darin tätig sein dürfen; er nimmt den Priesterschaften die rechtlichen oder wirklichen Monopole, die sie ausgeübt hatten, entzieht ihnen die Abgabe vom Weinbau, um damit den Dienst der neuen Göttin Arsinoe zu begründen, beschränkt das Asylrecht, das die Priester aufs höchste schätzen, jeder geordnete Staat fürchten muß, und verlangt, daß sie sich für alle solche Wohltaten auch noch bedanken. Aus ganz Ägypten mußten im dritten Jahrhundert v. Chr. Vertreter der Tempel am Geburtstage des Königs regelmäßig in Alexandreia zum Glückwunsche erscheinen; sie verbanden damit eine geistliche Versammlung in Kanobos, wo auf dem Vorplatze des Osiristempels rechts und links Altäre für alle Tempel ersten Ranges standen, damit deren Priester hier opfern könnten. Im Jahre 238 v. Chr. faßten sie einen Beschluß, der noch erhalten ist; diese Inschrift, hieroglyphisch, demotisch und griechisch, hat mit zur Entzifferung des Ägyptischen geholfen. Sie spricht in tiefster Ergebenheit den Dank der Priester für alle Wohltaten des Ptolemaios Euergetes aus und häuft auf ihn und das königliche Haus alle Ehren, die nur einem Pharao zu Teil werden können. In der Abfassung wie im Inhalte spiegelt sich die unbedingte Übermacht des Königs.

Wenige Jahrzehnte später sieht es ganz anders aus: Epiphanes muß sich in Memphis zum Pharao krönen lassen, und die Inschrift von Rosette, der eigentliche Ausgangspunkt der Hieroglyphenentzifferung, klingt auch im griechischen Texte ganz ägyptisch. Auch sie überschüttet den König mit Dank, aber für Geschenke, die seine selbstbewußten Vorfahren niemals gemacht hätten, und jedes Wort dieser geschwätzigen Heiligkeit wird bei aller Höflichkeit vom Untertone eines stolzen Siegerbewußtseins getragen. Aufstände nötigen den Königen immer mehr ab bis zu dem großen Friedens- und Versöhnungserlasse des zweiten Euergetes, der den Priestern sehr weit entgegenkommt. Freilich haben auch die letzten Könige hin und wieder sich durchzusetzen versucht; aber im allgemeinen behaupten die Priester das Feld, bringen das Götterland zum großen Teile wieder an sich und erobern das Asylrecht zurück. Diese Nachgiebigkeit hängt mit persönlicher Meinung des Königs nicht zusammen: auch die letzten Ptolemäer werden gelacht oder es widerlich gefunden haben, wenn die Leichen der heiligen Tiere mit amtlichem Gepränge bestattet wurden; aber es war eine Staatsnotwendigkeit so gut wie die ersten Ptolemäer es sich hatten gefallen lassen müssen, für Söhne des Re erklärt zu werden. Nach außen erschienen sie alle als eifrige

Verehrer der Landesgötter. Vermutlich haben sie auch mehr als wir verfolgen können, an heiligen Handlungen des ägyptischen Gottesdienstes selbst Teil genommen.

Damit war es nun freilich aus, als Augustus die Ägypter ins Nichts zurückwarf. Es gab keine Krönungen mehr, dem Kaiser fiel es nicht ein, die kostbaren Linnenbinden zu bezahlen, worein man die seligen Stiere wickelte; diese Last wurde jetzt den ägyptischen Tempeln aufgelegt. Sehr fühlbar wurde der in den letzten Zeiten wieder angeschwollene Tempelbesitz beschnitten, das Asylrecht den meisten Heiligtümern entzogen und die gesamte Priesterschaft der Aufsicht eines hohen römischen Beamten untergeben, dessen Strenge man zu fürchten hatte. Von irgend welchen Ansprüchen auf Macht ist in den folgenden Jahrhunderten nicht mehr die Rede. Aber auch Augustus legte Wert darauf, seinen ägyptischen Untertanen Pharao zu scheinen, obgleich er doch mehr den alten persischen Großkönigen glich, die irgendwo weit vom Nile entfernt unsichtbar thronten. Er und seine Nachfolger bauten weiter; auf Philä steht noch Hadrians offene Halle. Sie ließen sich an den Tempeln betend und opfernd verewigen, als seien sie ein Ramses oder ein Ptolemaios. Schwerlich dachten sie über die Götter der Ägypter anders als der aufgeklärte, nüchterne Römer ihrer Zeit; erst später haben einzelne Kaiser in religiösen oder auch romantischen Stimmungen die geheimnisvollen Mächte des ägyptischen Glaubens zu verehren begonnen.

Im Osten des römischen Reichs erbten sie von den hellenistischen Königen die göttliche Verehrung, die ihnen Rom noch lange nicht zugestand; denn in Rom konnte nur durch besonderen Beschluß des Senats der Kaiser nach seinem Tode in den Stand der Göttlichkeit, der keineswegs den Stand der Götter erreichte, befördert werden. Danach fragte die hellenisch-orientalische Welt nichts. Besonders Augustus galt ihr obendrein als ein Wesen himmlischer Art, hatte er doch endlich nach hundertjährigen Erschütterungen der Welt den Frieden gebracht; ihn als den Heiland der Welt den Göttern gleich zu setzen, gebot nicht nur die Klugheit dem Unterworfenen, sondern auch ein echtes Gefühl dem endlich Aufatmenden. So trägt gerade bei Augustus die göttliche Verehrung wirklich etwas von Religion an sich, während sie weiterhin bei seinen Nachfolgern eine reine Staatseinrichtung wird wie zur Zeit der Ptolemäer, vorgeschrieben, beobachtet, aber weder geglaubt noch gefühlt. Ob der Augustusverein, von dem wir in Alexandreia hören, wirklich religiös gestimmt war, läßt das

einzige erhaltene seiner Aktenstücke nicht durchblicken. Der Kaiserkultus zog ohne weiteres den Kaisereid nach sich, der bei allen amtlichen Gelegenheiten verlangt wurde. Vielleicht ist es nicht ohne Bedeutung, daß nunmehr Isis und Sarapis aus dem Staatseide ausscheiden; der Kaiser wollte diese Ägypter nicht neben sich dulden und fühlte sich stark genug, die Menschen zu binden, ohne auf ihre Seele zu wirken. Wie der Herrscherkultus von Hause aus von Ägyptern und Hellenen verschieden verstanden wurde, so sicher auch der Kaiserkultus; aber es kam nichts darauf an, wenn sie nur alle die Form wahrten, Kaisareia und Sebasteia bauten, Büsten und Statuen der Kaiser errichteten und die Thronbesteigung des Herrschers als das Erscheinen eines neuen Gottes feierten. Nächst Augustus scheint Kaiser Hadrian die lebhafteste Verehrung genossen zu haben, wenigstens sind Hadrianstempel besonders häufig. Er wollte ja auch der Weltheiland, der Sosikosmos, sein und regte zur untertänigen Frömmigkeit an, indem er sich auf seinen Reisen allen Völkern zeigte. Alexandreia wurde von allen diesen Gestalten und Bewegungen der Staatsreligion am stärksten berührt. Hier traf zuerst die Nachricht vom Tode eines göttlichen Imperator Augustus ein, hier wurde der Aufgang des neuen Gottes mit dem größten Gepränge gefeiert. Kam er gar im Fleische, so brachte ihm die ebenso leicht berauschte wie aufgeklärt höhnische Weltstadt Huldigung wie Lästerung entgegen; Vespasian konnte hier Kranke wunderbar heilen und mußte doch die giftigen Reden der Alexandriner dulden. Daß die Alexandriner sich hinreißen ließen, besagt nichts: haben sie doch um eine tote Katze oder um eine Sandale sich blutige Straßenkämpfe geliefert.

Die römischen Götter sind in Ägypten eingezogen, aber sie haben nicht Fuß gefaßt und sollten es zunächst auch gar nicht. Die nicht sehr zahlreichen echten römischen Bürger werden an ihrem römischen Gottesdienste festgehalten haben, der doch immer amtlich war; von der Feier der Saturnalien erfahren wir gelegentlich, ohne zu ahnen, ob die Religion noch viel damit zu tun hatte. Je mehr Hellenen der Provinz zum römischen Bürgerrechte gelangten, desto mehr Verehrer erwarben die römischen Götter, Verehrer freilich, die ihrem amtlich verliehenen Glauben so fern wie nur denkbar standen. Als dann Caracalla allen Bevorrechteten das Bürgerrecht verlieh, zog er sie alle in den Dienst seiner Götter hinein, wie er es im Eingange des Erlasses ausspricht: „so glaube ich mit großzügiger Frömmigkeit der Erhabenheit der Götter Genüge tun zu können, wenn ich die Fremden, so bald sie meine Untertanen werden, dem Dienste der

Götter zuführe". Dem Jupiter Capitolinus werden Tempel errichtet; aber wo wir einmal hineinblicken können, sehen wir in seinem Tempel amtliche Festlichkeiten und auf der anderen Seite stark ägyptische Formen des Gottesdienstes. Das waren damals die beiden Möglichkeiten: römische Götter waren lediglich anerkannte, äußerlich beobachtete Staatsreligion; schlich sich aber Glaube und Gefühl ein, so trug es ägyptische Züge, die in ihrem eignen Lande mächtig blieben. Wollte schon Caracalla das Reich stützen, indem er die neuen Reichsbürger auch religiös daran band, so versuchte es Decius 250—1 n. Chr. mit der Deutlichkeit der Verzweiflung: die Opferkommissionen, die er einsetzte, sollten darüber wachen, daß die römischen Bürger den Staatsgöttern opferten. Aber trotz aller Strenge blieb es Form und Schein. Wenn mit Augustus die Göttin Roma gemeinsam verehrt wurde, so konnte zu seiner Zeit und weiterhin nichts klarer das Wesen römischer Religion in den östlichen Provinzen ausdrücken: Rom selbst wurde Staatsreligion, und in einer Weise, für die uns die Gegenwart kaum Verständnis lehrt, fielen beide Glieder dieses Doppelbegriffes, Staat und Religion, in eins zusammen.

Aber die amtliche Religion, so anspruchsvoll sie auch auftrat, versank in Wirklichkeit in ein Nichts vor der Gewalt der echten religiösen Bewegungen, die durch Jahrhunderte vorbereitet gerade im Beginne des römischen Kaiserreichs zu gewaltiger Kraft anschwollen. Die griechischen Götter waren nur noch Namen; wer sie bekannte, meinte kaum jemals sie selbst, sondern Isis und Sarapis oder die Allgemeingut gewordenen Begriffe einer oberflächlichen Philosophie. Gerade in Alexandreia, wo das Herz der damaligen Welt schlug, drängten sich auch alle Strömungen der Frömmigkeit, der rauschenden und rasenden Gottesbegeisterung, des muffigsten Aberglaubens zusammen. Seit langem waren hier die Götter Kleinasiens und Syriens heimisch, unter vielen Namen die „große Mutter" und ihr Geliebter, der schöne Adonis, mit ihren leidenschaftlichen, zuchtlosen Gottesdiensten, in denen die Schamlosigkeit höchste Vergöttlichung bedeutete. Solche Vorstellungen und gottesdienstliche Handlungen verschmolzen mit denen der Ägypter, die von Hause aus ganz anders gestimmt waren, aber in heiligen Geschichten und in der schrankenlosen Hingabe sich mit jenen berührten. Nicht auf einmal, nicht an einem Orte hat sich diese Mischung oder besser Durchdringung der Religionen des vorderen Orients vollzogen; aber was in tausend verborgenen Bächen von weit und lang her floß, vereinigte sich zum mächtigen Strome, und

gerade im Alexandreia jener Zeit drängten sich alle Wasser zusammen.

Ein tiefes religiöses Bedürfnis durchbebte die Welt; man suchte Frieden, äußerlich und innerlich, mit den Menschen und mit Gott. Denn das Gewissen, das heißt die Persönlichkeit, war nun ganz selbstbewußt geworden und begnügte sich nicht mehr mit äußerer Heiligkeit, sondern wollte durch strengste Reinheit zur innigen Gemeinschaft mit Gott vordringen. Ehrwürdige Überlieferung half nicht mehr, Opfer und heilige Formen genügten nicht; der erwachte Mensch suchte neue Wege. Aber doch nur wenige vermochten auf eigner Bahn zu gehen, die meisten schwankten hin und her und suchten Führer. Propheten und Verkünder aller Art boten sich ihnen an: auf den Straßen der Großstädte begegneten sich die Diener der großen Mutter und die Priester der Isis, die kynischen Bettelprediger und die feineren Stoiker, und den Apostel Paulus müssen wir uns, wollen wir sein Auftreten wirklich anschauen, als einen der vielen Wanderprediger aller Religionen und Richtungen vorstellen. Die höher gebildeten Hellenen hielten zur ernsten Selbstzucht der Stoa, zu weiteren Kreisen sprachen die grobdeutlichen Kyniker von der schlichtesten Tugend, aber die Massen suchten Offenbarung. Die gab es in den geheimnisvollen Diensten des Orients, mit denen die alten tiefsinnigen Mysterien der Hellenen zu verschmelzen begannen; bis in die Stoa drang die Sehnsucht nach übermenschlicher Erleuchtung. Umgekehrt aber glitten auch Gedanken der hellenischen Philosophie in die Religionen des Ostens; ägyptische Göttergeschichten und Priestergedankengespinste nahmen Begriffe einer ganz anderen Welt in sich auf und wurden zur Philosophie wie die Philosophie Religion wurde. Das berühmteste Beispiel, ein Gedankengebilde von gewaltiger Wirkung bis auf die Gegenwart, ist der Logos geworden; der Weltsinn hat sich schließlich zum persönlichen Gottmenschen und Gottessohn umgewandelt.

Was den Religionen des Altertums, die aus Göttern, Gottesdienern und Gottesdiensten bestanden, ursprünglich am fernsten lag, die Lehre und die Überzeugung, beherrschte mehr und mehr die Menschen. Um gewisse Götter und geheimnisvolle Gottesdienste spannen sich Lehre und Glaube, deren Wurzeln weit hinausreichten ins Ägyptische und Asiatische, in hellenische Mysterien und hellenische Philosophie. Diese Lehren und ihre Gemeinden hafteten nicht mehr wie die alten Religionen an einem Lande und einem Orte, sondern waren innerlich gerade so volklos, so allerwelts-

gestaltig wie ihre Bekenner, die in Weltstädten wie Alexandreia wohnten, kamen und gingen, ohne mehr zu wissen, als daß sie Untertanen Roms und Menschen seien. Aus den Völkern, die sich lösten und willig oder unwillig im Weltreiche aufgingen, erwuchs damals der Mensch. Auch hier reichen die Ursprünge des Gedankens weit hinauf; aber nun trifft das Bewußtsein, nur Mensch zu sein und nur Menschen zu begegnen, mit dem vollen Erwachen der Persönlichkeit zusammen, reißt alte Schranken nieder und reift zu dem Gedanken der Menschheit, der Menschlichkeit. Das konnte nicht ohne Wirkung auf die Vorstellung von Gott bleiben. Die weltstädtische Durchdringung von Göttern und Religionen sowie die Philosophie hatten vorgearbeitet, die Unterschiede verwischt, so daß die großen Götter einander zum Verwechseln ähnlich wurden. Ob man auf diesen oder jenen schwor, bedeutete fast nichts mehr; jeder Gott wurde Herr des Leibes und der Seele, des Lebens, des Todes, des Himmels und der Erde. Er wurde zugleich dem geweihten Kreise seiner Bekenner der einzige Gott, neben dem alle anderen zu niederen Dämonen herabsinken oder überhaupt vergehen; dem Menschen und der Menschheit steht nicht mehr eine Vielheit von Göttern, sondern Gott gegenüber. Das war nicht neu, sondern tiefster Glaube der großen Hellenen; aber erst jetzt durchdrang es das Volk. Ob sie sich nun um Isis oder Dionysos, um Asklepios oder Hermes sammelten, sie meinten Gott. Religiöse Hymnen auf Isis und Asklepios beweisen das noch sicherer als viele einzelne Züge. Aber noch wagten nur die höher Gebildeten auch Gott zu sagen; die Tausende der Heilbedürftigen wollten einen Namen. Deshalb bildeten sich um Isis und Dionysos, Asklepios und Hermes Religionen mit Lehre und Sakramenten, mit Glauben und Weihen, die wohl in Gebräuchen und Gottesdiensten von einander abwichen, aber alle dasselbe boten und verkündeten: Erlösung und Offenbarung. Weder Land noch Meer beschränkt sie, weder Volkstum noch Sprache; überallhin dringen sie, Weltreligionen allgemeiner Verbreitung und allgemeinen Inhalts.

Vom Isisglauben, vielleicht der mächtigsten dieser Weltreligionen, hat uns Italien mehr bewahrt als sein ägyptisches Heimatland, und der Hellene Plutarchos deutet ihn uns verständlicher als ein Hymnus, der auf einem Papyrusblatte steht. Ohne Zweifel war Alexandreia sein Mittelpunkt; hier lebte er in den Gemütern, von hier ging er im vollsten Sinne hinaus in alle Welt. Die Gemeinde des Dreimal Großen Hermes fand alle Weisheit in ihren Heiligen Schriften, den hermetischen Büchern, die wie es scheint

viel wüsten Aberglauben und Zauberkram, zum erheblichen Teile aus ägyptischer Quelle, enthielten. Lange Papyrusrollen und Bücher mit endlosen Zauberformeln, Beschwörungen und Anweisungen dazu zeugen noch heute von Gedanken, die etwa die großen, wenig gebildeten Massen solcher Weltgemeinden bewegen mochten. Asklepios war und blieb der Heilgott, aber auch er wuchs, mit einem vergöttlichten altägyptischen Weisen in Eins verschmolzen, zur Weltbedeutung und Weltherrschaft empor. Während diese Religionen schon im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit blühten, neben ihnen, wie sich von selbst versteht, kleinere Gemeinden ähnlicher Art, z. B. die Poimandres-Gemeinde, wurde erst im zweiten Jahrhundert der persische Sonnengott Mithra mächtig, bald so sehr, daß er alle andern zu überwuchern drohte.

Mitten in solcher Umgebung taucht das Christentum auf, aus verwandten Stimmungen und Vorstellungen, eine Religion der Menschheit und der Welt wie jene, und kämpft mit ihnen um die Oberhand. Wie jene großen Weltreligionen, auch darin verschieden von den alten Volksreligionen, aus der Kraft lebendiger Überzeugung heraus ihr neues Heil werbend in die Welt hinaustrugen, so tat es auch das junge Christentum. Auf der einen Seite folgte es der Ausbreitung des Judentums, denn gerade im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit gewann der jüdische Glaube durch eifrige Arbeit seiner Sendlinge überall in der Welt Anhänger bis zu Kaiser Neros Gemahlin hinauf; zugleich aber führte es die unvergleichliche, unermüdliche Stoßkraft und Begeisterung des Apostels Paulus durch die Länder hellenischer Kultur. In Alexandreia ist die Christengemeinde offenbar inmitten der großen und gebildeten Judenschaft schon sehr früh entstanden; bereits dem Paulus begegnete ein alexandrinischer Judenchrist Apollos, der in hellenischen Kreisen Einfluß gewann. Nur so begreift man, daß Paulus selbst Alexandreia niemals betreten hat, denn an sich mußte ihn die Weltstadt unwiderstehlich locken, war er doch mit allen Sinnen und Gedanken der echte Großstädter. Aber die Vereinbarung mit den Uraposteln untersagte ihm die Gemeinden, die aus der Synagoge hervorgingen, und daran hat er sich, Rom allein ausgenommen, auch gehalten.

Mehr als ein Jahrhundert lang hören wir dann so gut wie nichts von den Christen Alexandreias; seltsam genug, denn gegen Ende des zweiten Jahrhunderts finden wir sie schon stark entwickelt und den neuen Glauben bereits auf dem Eroberungswege das Niltal hinauf. Es gab ein Ägypterevangelium; das bedeutet, daß die Worte und

das Leben Jesu hier eine eigne Gestalt gewonnen hatten neben den vielen andern, die um den Vorrang noch kämpften, sicherlich ein Zeichen frischen Lebens. Damals gründete Clemens die Katechetenschule in Alexandreia und suchte eine christliche höhere Bildung zu verbreiten, die freilich, nach seinen Schriften zu urteilen, ein etwas wunderliches Gemisch aus hellenischer Weltbildung und jüdisch-christlichen Anschauungen, aus Stoa und Altem Testamente wurde, immerhin ein sehr ernsthafter Versuch, die besten Früchte alexandrinischen Wesens dem Christentum dienstbar zu machen. Origenes, der feinste Denker der griechischen Kirche, erhob das Christentum zur Wissenschaft und zur Philosophie. Nur in Alexandreia konnte das gelingen, wo noch immer hellenische Wissenschaft blühte und zugleich die Gedankenwelt des Orients hineinwirkte. Es ist kein Zufall, wenn gleichzeitig in Alexandreia Ammonios Sakkas die Verkündigung des Heils in Platon begann, die wir neuplatonische Philosophie nennen, in Wahrheit ebenso eine religiöse Philosophie wie das Christentum des Origenes. Der Glaube an den Logos errang durch das Werk und in der Gestalt des großen Theologen einen Platz unter den hellenischen Weltanschauungen und durfte sich nun frei neben dem Glauben an Platon oder neben der Stoa sehen lassen. Er erhielt ein unverkennbar alexandrinisches Gepräge, das auf Jahrhunderte hinaus die Gedanken des Christentums bestimmt hat. Darin liegt die unvergleichliche Bedeutung Alexandreias für die Geschichte der Kirche. Alexandreia hat ihr den Origenes gegeben, und Origenes schmiedete aus alexandrinischem Stahl die Waffe, womit die Kirche die Geister bezwungen hat. Wie hätte eine Bewegung wenig gebildeter Massen, mochte sie noch so stürmisch hinreißen, noch so reinen Willens sein, Isis und Mithra überwinden können? Nur die Durchdringung mit echt hellenischer Bildung führte sie zum Siege.

Um die Wende des Jahrhunderts taucht auch der erste Name eines alexandrinischen Bischofs auf. Im dritten Jahrhundert mehren sich die Zeugnisse für das Christentum: die ältesten Papyrusblätter mit Stücken aus der Bibel oder andern christlichen Schriften stammen aus dieser Zeit, darunter die kostbaren Worte Jesu, die so deutlich in Mystik und Gnosis hinüber gleiten: „Jesus spricht: wenn ihr euch nicht der Welt enthaltet, werdet ihr das Reich Gottes nicht finden, und wenn ihr den Sabbat nicht heiligt, werdet ihr den Vater nicht sehen. Jesus spricht: ich stand mitten in der Welt und sie sahen mich im Fleische, und ich fand sie alle trunken

und fand keinen Durstigen unter ihnen, und es leidet meine Seele an den Söhnen der Menschen, denn sie sind herzensblind und sehen nicht. Jesus spricht: wo zwei sind, sind sie nicht ohne Gott, und wo nur einer ist, sage ich: ich bin mit ihm. Wecke den Stein, dort wirst du mich finden; spalte das Holz, auch ich bin dort." Andre Worte stehen den Evangelien näher, manche entziehen sich auch noch einem sicheren Verständnisse, um so mehr, je tiefer sie in gnostische Vorstellungen führen. Die Gnosis, die übermenschliche, auf Erleuchtung beruhende Erkenntnis, war geradezu eine eigne, freilich sehr vielgestaltige Religion, die damals weit über die Welt wirkte. Auch sonst deutet hier ein Brief, dort ein Opferzeugnis aus der großen Christenverfolgung unter Kaiser Decius 250—1 n. Chr. auf Christen; aber es bleibt höchst auffällig, wie wenig die Urkunden und Briefe jener Zeit von einer Bewegung verraten, die schon mächtig gewesen sein muß. Vielleicht sähe es anders aus, wenn wir von Alexandreias schriftlichem Nachlasse auch nur das Geringste besäßen. Das dritte Jahrhundert wurde zur härtesten Bewährungszeit auch für die alexandrinischen und ägyptischen Christen; zumal die schweren Verfolgungen unter Diokletian blieben noch Jahrhunderte lang im Gedächtnisse, und von hier an zählte man die Ära der Märtyrer. Es gab wohl schon mehrere Kirchen in Alexandreia; in eben dieser Zeit scheint Bischof Theonas den ersten großen Bau aufgeführt zu haben.

Sogleich nach der entscheidenden Wendung, die sich an Kaiser Konstantins Namen knüpft, tritt Alexandreia, das schon viel gegolten hatte, auf dem Konzile zu Nikaia in den Vordergrund der Gesamtkirche, und die Alexandriner Areios und Athanasios spalten und führen die Geister, beide genährt von der Wissenschaft des Origenes. Der alexandrinische Bischof besitzt nicht nur die Aufsicht über alle ägyptischen Bischöfe, sondern gewinnt als Patriarch ein allgemeines Ansehen in der ganzen östlichen Kirche. Kraftvolle und gebildete Männer erkämpfen sich eine Stellung, die der des römischen Bischofs gleich kommt; ja in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts sah es aus, als könne der große Kyrillos für sich und seine Nachfolger die Herrschaft über die Gesamtkirche erringen. Der Patriarch war damals auch äußerlich so mächtig, daß er den byzantinischen Statthalter fast ersetzte, wo nicht verdrängte, wenn man auch Ägypten nicht geradezu einen Kirchenstaat nennen darf. Allein die Kaiserstadt Rom ließ sich selbst damals nicht besiegen. Der Jahrhunderte währende Kampf der Herrscherstadt und der Weltstadt um den Vorrang entbrannte noch einmal in der Kirche;

der Alexandriner unterlag, obwohl Rom von den Hunnen bedroht und das weströmische Reich nur noch ein Schatten war. Die persönliche Bedeutung des römischen Bischofs Leo, seine Geschicklichkeit und seine politischen Erfolge machten ihn stärker, als das Konzil von Chalkedon 451 die Lehre der Alexandriner von den Naturen Christi, nämlich das völlige Aufgehen der menschlichen in der göttlichen, verwarf. Diese Entscheidung hat das Urteil über Alexandreia, seine Christen, das ägyptische Christentum überhaupt gesprochen, denn die monophysitische Lehre war nun eine verdammungswürdige Ketzerei, und ihre Anhänger wurden von der rechtgläubigen Reichskirche in den Winkel geschoben. Alexandreias große Tage waren vorüber, es war nur in der Ordnung, daß der heilige Markus von Alexandreia nach Venedig übersiedelte.

Bis in die arabische Herrschaft hinein wahrte die alexandrinische Kirche noch ihre hellenische Bildung; aber wenn auch der Osterfestbrief eines Patriarchen aus dem Beginne des achten Jahrhunderts äußerlich ein Beispiel schönster hellenischer Schreibkunst ist, in der Sprache die Redekunst byzantinischer Kanzeln glänzend vertritt und ohne eigne Gedanken zu bringen immerhin noch von der Schule christlicher Wissenschaft zeugt, so bleibt er doch weit hinter seinen großen Vorgängern, den Briefen des Athanasios zurück, starr in der Behauptung der Lehre wie in der Verdammung der Gegner: „Also verdammen diejenigen sich selbst, die an ihm nach der unaussprechlichen Einswerdung zwei Naturen voraussetzen. Denn dies fügt der Heiligen Dreiheit eine vierte Zahl hinzu, erschüttert das heilbringende Leiden, das er um unsertwillen freiwillig auf sich genommen hat, und entfremdet den fleischgewordenen Gott Logos selbst seinem freiwilligen sündlosen Leiden, knüpft es vielmehr nur ans Fleisch und an den bloßen Menschen als an etwas Gesondertes. Die Anhänger der anderen gottlosen Partei aber, die unter dieselbe Verdammung fallen und sozusagen nur mit andern Ausdrücken das Gleichgewicht des Irrtums halten, erkühnen sich zu sagen, gerade seit der Einswerdung sei der Leib des Herrn leidlos und in jeder Beziehung unzerstörbar, womit sie das furchtbare Geheimnis unsrer Erlösung als ein Wunder in Schein und Vorstellung umdeuten.“ Der Patriarch führt nun Stellen aus den großen Vätern an und wendet sich dann zu den Seinigen: „ihr aber, des untadeligen Glaubens Liebhaber, der besten Verfassung Zöglinge, der Kirche heilige Lämmer, trachtet danach, sie lebenslang ungestört zu bewahren, im Besitze nüchterner Überlegung und wahrer Einsicht, um nicht in die Dornen derer

zu fallen, die sie bei Gelegenheit darüber hinsäen, und nicht von ihren Gift spritzenden Pfeilen erlegt zu werden, sondern vielmehr einsichtsvoll zu bedenken, welche Mißachtung darin liegt gegen die rechten Lehren der erlesenen Väter, die Christus als den Einen verkünden und gebieten, eine fleischgewordene Natur an ihm zu bekennen, ein Wesen, eine gottmenschliche Wirkung und einen Willen; wie aber damit auch die Überlieferungen der Apostel zunichte gemacht sind, die ins ganze Menschengeschlecht den Samen des Heils von oben her gestreut haben und nichts davon lehren, daß man bei dem einen Christus an Naturen und natürliche Eigenheiten denken dürfe, eine Erfindung von Neulingen, die ohne Gottesfurcht der Gemeinde gewaltet haben, Fachgelehrte nicht Gottesgelehrte."

Von solchen Gedanken ahnten freilich die Mönche der westlichen Wüste und der Menasstadt nichts, die Kyrillos zum Kampfe gegen die ungläubigen „Hellenen" nach Alexandreia rief; ihrer Roheit fiel Hypatia zum Opfer. Damals war Ägypten im wesentlichen christlich; aber es gab doch noch Hellenen, die an der alten Bildung festhielten und sich besonders von dem stumpfen Mönchswesen abgestoßen fühlten. In den Volksmassen scheint der alte ägyptische Zauberspuk weiter geherrscht zu haben, nur daß jetzt Sabaoth und Jesus neben Horos und Apollon angerufen wurden; die Namen änderten sich, der Inhalt und der Aberglaube blieben. Die Dämonen, die gerade in den letzten Zeiten ägyptischen Glaubens in großer Zahl die Gemüter ängsteten, wurden ersetzt oder lebten fort in christlichen Heiligen, und aus der Verehrung, die Ägypten einst den zerstreuten Gliedern des Osiris erwiesen hatte, ist wohl der Reliquiendienst der Kirche erwachsen. Die christliche Orakelfrage gleicht in Form und Inhalt der heidnischen, und das Sakrament des Altars leistet dasselbe wie einst das Kultmahl des Sarapis. Sogar die Vorstellungen vom Gericht und vom Leben nach dem Tode berühren sich, und dem ungebildeten Volke wird Christus als Richter ziemlich ebenso erschienen sein wie Osiris. Auch die Bestattungsweise blieb bestehen; erst allmählich hat die christliche Denkweise gegen die Mumie sich aufgelehnt. Hier wie überall beharrt unter den großen Wandlungen und geistigen Bewegungen eine breite Unterschicht auf derselben Stufe des Denkens und Fühlens.

Das geistige Leben.

Alexander der Große erschloß den Hellenen die Welt des Ostens und Südens, nicht nur der Lanze des makedonischen Ritters und dem

Schiffe oder dem Packesel des hellenischen Kaufmanns, sondern auch hellenischer Bildung und Wissenschaft. Er lebte selbst darin und erkannte es als königliche Pflicht, den Forschungen seines Lehrers Aristoteles alles dienstbar zu machen, was seine Eroberungszüge in Sehweite rückten. So förderte er eine Ausdehnung hellenischen Geisteslebens ins Weite, die sich schon vor ihm angebahnt hatte und durch niemand stärker als gerade durch Aristoteles vertreten wurde. War seit dem fünften Jahrhundert Athen mehr und mehr der geistige Mittelpunkt der Hellenen geworden, hatte es den Gipfel seiner geistigen Vormacht in Platon erreicht, so begann die Lösung schon in derselben Zeit und wurde durch Alexanders Taten nur beschleunigt. Nicht als ob Athen nun geistig verödet wäre; es blieb bis zum Ende der alten hellenischen Bildung ein Sammelplatz, aber doch mehr Sammler als Anreger. Wissenschaft und Kunst verlangten jetzt mehr, größere Mittel, kräftigere Förderung, weitere Bewegungsfreiheit, die ihnen die machtlose kleine Freistadt in Attika nicht zu gewähren vermochte. Große Reiche drängten die hellenische Kleinstaaterei und ihre Enge, aber auch ihre Entfaltung tiefster Kräfte zurück und schafften dem hellenischen Geiste Raum und Macht.

Wie Alexanders Vorbild seine Nachfolger überall bestimmte, so auch hier. Die hellenischen Könige, gleichviel ob Seleukiden oder Ptolemäer, standen auf der Höhe der Zeitbildung und pflegten das geistige Leben, weil Alexander es getan hatte, weil es in der Luft lag, weil es sich für einen König schickte, weil es die Stimmung der Hellenen gewann, manch einer auch, weil es sein eignes Leben war. Daß die Ptolemäer in diesem Wettbewerb der Könige den Preis davon trugen, verdankten sie nicht ihrer überlegenen Bildung und Begabung — davon darf am ehesten bei der großen Arsinoe die Rede sein — sondern dem unerhörten Aufblühen Alexandreias. Aber sie haben die Blüte der Stadt verständnisvoll begünstigt und in echt hellenischer Gesinnung alles hierher gezogen, was im Geistigen etwas bedeutete. Es war doch zum großen Teile ihr persönliches Verdienst, wenn Alexandreia in kurzer Zeit der Brennpunkt hellenischer Wissenschaft, Kunst und Bildung wurde, wenn alle Männer von Geist sich hierher gezogen und bald hier heimisch fühlten. Unter ihrer Pflege gewann Alexandreia den Rang als geistige Führerin der hellenischen Welt auf lange Zeit hinaus.

Schon Ptolemaios Soter, der selbst zur Feder griff, um Alexanders Feldzüge nach eignem Erlebnis zu schildern, gründete in seiner Hauptstadt die Bibliothek und das Museion, die beiden festen

Stützpunkte der Wissenschaft. Ernstliche Versuche, die hellenische Literatur zu sammeln, waren im vierten Jahrhundert bereits gemacht worden; um aber wirklich Erfolg zu haben, bedurften sie sehr großer Geldsummen, die weder Privatleute noch Freistädte, sondern nur ein großes Reich aufbringen konnte. Die geistigen Gründer und Leiter des Unternehmens wollten zunächst alles vereinigen, was in hellenischer Sprache geschrieben worden war. Dessen gab es bereits unendlich viel, jedoch ließ es sich keineswegs leicht auftreiben. Der Buchhandel lieh wohl noch kaum entscheidende Hilfe, und da die Hellenen zwar geistige Schätze in Fülle erzeugt, aber wie der geistig Reiche so gern tut, sie nicht sparsam zusammen gehalten hatten, gelang es schon damals nicht mehr, die ältere hellenische Literatur vollständig einzuheimsen. Was aber Alexandreia noch erreichen konnte, das war nun der Gegenwart gesichert und ging als Inbegriff hellenischen Schrifttums auf die Nachwelt über. Seitdem ist freilich, zumal im Mittelalter, viel verloren gegangen; aber im wesentlichen hängt doch das, was wir heute noch an althellenischen Werken besitzen, vom Bestande der alexandrinischen Bibliothek ab; wieviel reicher Alexandreia war, lehren deutlich die Funde hellenischer Bücher im Boden Ägyptens, denn was im mittleren oder südlichen Ägypten ans Licht kommt, muß auch in der Bibliothek gewesen sein. Verschiedene Zahlen für den Bestand werden überliefert; sicher ist, daß hier die erste große Büchersammlung mit Hunderttausenden von Rollen entstand und auch weiterhin allen späteren überlegen blieb. Mit dem Sammeln freilich war es nicht getan. Denn besonders die ältere Dichtung lief in recht verschiedenen Gestalten um. Das lag zum Teil an der mündlichen Überlieferung, die lange neben der schriftlichen einherging, zum Teile aber auch an der Sorglosigkeit, mit der Verfasser und Buchhandel die Ausgaben und die Texte in die Welt gehen ließen. Die homerischen Gedichte zumal, die in älterer Zeit bei jedem Feste vorgetragen wurden, die später jeder gebildete Hellene in der Schule lernte und fürs Leben behielt, gerieten durch unzählige unbeaufsichtigte Abschriften in Unordnung, so daß es viele im Kleinen, bisweilen auch im Großen ungleiche Fassungen gab. Wer konnte und wollte auch einen Vortragenden oder Schreiber hindern, aus dem geläufigen Schatze der epischen Sprache etwas hinzuzufügen oder umzugestalten! Daraus erwuchs nun den Sammlern die Aufgabe, zunächst durch eine sorgsame Prüfung der Sprache und des Inhalts einen zuverlässigen Wortlaut herzustellen, wie man ihn für den Ursprung annehmen durfte. Sie leisteten es vor allem

am Homer; es ist heute noch, obgleich nur in Spuren und durch Schlüsse erkennbar, welche große Arbeit hier getan worden ist, wie sehr sich der alexandrinische Homer vom früheren unterschied.

Die Leitung der Bibliothek lag in der Hand eines Gelehrten, der damit einen führenden Platz im hellenischen Wissenschaftsleben gewann. Männer wie Apollonios und Kallimachos, die Homerforscher Zenodotos und Aristophanes haben durch ihre persönliche Bedeutung der Bibliothek den großen Namen erhalten. Euergetes II. freilich, obwohl selbst Schriftsteller, griff gewaltsam auch hier ein und scheint einen Offizier zum Bibliotheksvorsteher gesetzt zu haben, vielleicht als Aufsicht über die freiheitlich gesinnten Gelehrten. Aber weder damals noch durch den Brand zu Cäsars Zeit ist sie vernichtet worden, vielmehr hat sie die Kaiserzeit hindurch fortbestanden.

Wie die große Bibliothek, so lag auch das Museion innerhalb der königlichen Burg. Es war ein Heiligtum der Musen, an dessen Spitze aus königlicher Ernennung ein Musenpriester stand, zugleich aber der zweite Sammelpunkt des geistigen Lebens. Denn zum Museion gehörte ein Kreis von Gelehrten, die freie Wohnung hatten, auf Kosten des Königs gemeinsam ihre Mahlzeiten einnahmen und durch hohe Gehälter über die Sorgen des Daseins erhoben ganz ihrer geistigen Arbeit leben konnten. Ihr Verband erschien wie einer der zahlreichen Kultusvereine, die sich um Heiligtümer und Götter scharten; aber die königliche Gründung und Gunst, die Berufung der Mitglieder und die großen Mittel für wissenschaftliche Unternehmungen jeder Art unterschieden ihn von jedem andern Vereine. Männer dieses Kreises begegnen uns öfters in den Urkunden und heißen hier stets „steuerfreie" Philologen oder Philosophen; damit werden sie ohne nennenswerten Unterschied als Gelehrte bezeichnet. Die ersten Geister der hellenischen Welt im Museion, der Akademie der Wissenschaften, zu vereinigen, war der Ehrgeiz der Könige, und die besten Köpfe folgten dem Rufe gern, der ein sorgloses Leben und jede Möglichkeit der Forschung öffnete. Auch das Museion bestand weit in die Kaiserzeit hinein und genoß den Schutz des Kaisers, der freilich nicht so wirken konnte wie einst die unmittelbare Nähe eines reichen, gebildeten Hofes, der auf seine Gelehrten stolz war.

Neben den Forschungen, die dem Texte der älteren Literatur galten, pflegten die Alexandriner besonders die Naturwissenschaften im weitesten Umfange. Hier entwickelte sich auf der

Grundlage, die Hippokrates gelegt hatte, die wissenschaftliche Heilkunde der Hellenen, hier die Tierkunde und Pflanzenkunde im Anschlusse an Aristoteles. Nur durch die Verfügung über Geld, Menschenkraft und Räume vermochte Eratosthenes seine erdkundlichen Arbeiten wie die berühmte Meridianmessung durchzuführen. Mancherlei wird davon berichtet; aber erst die Papyrusfunde der letzten Jahrzehnte zeigen, wie weit alexandrinische Wissenschaft sich spannte, zeigen es in Werken, die im ägyptischen Lande ausgegraben doch ganz das Gepräge Alexandreias tragen: die Nervenlehre, die bereits den Unterschied der sensorischen und motorischen Nerven kennt, mag als Beispiel für alle andern stehen.

Einen Höhepunkt erreichte das geistige Leben am Hofe des Philadelphos und der großen Arsinoe. Beide gingen mit Verständnis auf alles ein, was Wissenschaft und Dichtung boten, wußten den Glanz zu schätzen, den die Musen einem Diadem verleihen, und umgaben sich mit einem Kreise, wie er selbst in Alexandreia kaum jemals wieder sich zusammengefunden hat. Der Hymnus des Theokritos, der selbst zu den Sternen des Hofes gehörte, verkündet mit jedem Worte, wie teuer der König den Dichtern war, wie sie in ihm den großen Gönner erblickten. Es war damals in Alexandreia wie mehr als 1700 Jahre später in Florenz um Lorenzo Medici: eine Fülle von Geist und Gaben geschart um einen Herrn, der zwar nicht selbst geradezu führte, aber doch nicht ohne eigne Tätigkeit mitten darin lebte, wenn auch der König persönlich an den Magnifico nicht heranreichte. Philadelphos sammelte Bücher; man sagte er sei begierig auf fremde Werke und fremde Weisheit. So hatten die Juden einen Anschein für sich, als sie ihn zum Urheber der griechischen Übersetzung des Alten Testaments machten. Damals etwa begonnen hat sie mindestens eines Jahrhunderts zur Vollendung bedurft; daß aber der König von den Heiligen Schriften der Juden gehört und nach ihrem Inhalte gefragt habe, ist an sich nicht unglaublich. Was der Brief des Aristeas breit ausmalend fabelt, verrät freilich die weit übertreibende Erfindung und erinnert an ähnliche Gespräche, die Alexander mit den Brahmanen geführt haben sollte. Philadelphos sammelte aber auch Tiere, nicht nur ostafrikanische Elefanten für sein Heer, sondern auch Wildesel, Pferde und Hunde besonderer Art, die er sich von Vasallen, wie es der arabische Scheich Tubias im Ostjordanlande war, schicken ließ. Damit bot er der Tierkunde Gegenstände, deren sie sonst schwerlich habhaft wurde.

Vor allem aber zog er die berühmten Dichter seiner Zeit an den Hof. Menander freilich wollte nicht bleiben, weil er wohl zu sehr Athener war; aber Theokritos fühlte sich im Treiben der Weltstadt und der reichen Königsburg wohl, und niemand stand dem Herrscher näher als Kallimachos. Er leitete die Bibliothek und war der berühmteste Gelehrte, noch berühmter aber als Dichter. Allerdings schüttelt seine Dichtung niemals den Zwang der Gelehrsamkeit völlig ab: man spürt, wieviel er gelesen haben muß, um seine entlegenen Anspielungen aus Sage und Geschichte einzuflechten und seine Sprache mit den feinsten Seltenheiten des gewählten Ausdrucks zu schmücken. Aber sie trocknet nicht ein. Der Hauch höchster Verfeinerung liegt über seinen geschliffenen Erzählungen im homerischen Versmaße; es ist alles so fein, so bedacht, so kunstvoll schlicht, daß wir nicht nur von ihm, sondern auch von seinen Verehrern eine sehr hohe Meinung gewinnen. Mit der königlichen Schwester und Gemahlin verband ihn nahe Beziehung, und sie klingt noch aus dem Tone des Liedes, das er auf den Tod der großen Frau gedichtet hat. Unter diesen hoch gebildeten Menschen, die zwar die höfische Form achteten, sich aber nicht von ihr knechten ließen, ging ein geistiger Verkehr herüber und hinüber, dessen reifste Form das gerade damals blühende Epigramm bildete. Kleine und große Begebenheiten, Geschenke wie Todesfälle fanden darin ihre dichterische Gestalt; als der tragische Dichter Philikos starb, rief man ihm nach: „Gehe dahin, Philikos, ein seliger Wanderer, gehe der Gottseligen Schar schöne Gefilde zu schaun! Wohllaut quelle dir sprudelnd vom efeubeschatteten Haupte, schwärmend eile der Fuß seligen Inseln zu. Wohl dir, sahest du doch des Phaiaken Alkinoos Alter, der im gesegneten Heim sich auf das Leben verstand." Das Leben ein Phaiakendasein, der Tod eine berauschte und berauschende Wanderung zu den Seligen Inseln, das ist die Stimmung dieser höfisch-geistigen Welt, die doch auch ernst zu forschen, künstlerisch zu gestalten und beides zu beurteilen wußte. So deutlich die geistigen Erzeugnisse Alexandreias das besondere Gepräge des Hofes, der Weltstadt, der Berührung mit dem Oriente trugen, sie bewahrten doch ganz lebendig die Verbindung mit dem Geistesleben des Mutterlandes und der übrigen hellenischen Welt; die alexandrinische Literatur der Ptolemäerzeit gehört durchaus in die allgemeine hellenische, wie gerade die Papyrusfunde dartun.

Das ändert sich in der Kaiserzeit. Freilich besteht die alexandrinische Wissenschaft fort und beherrscht das Feld auf den Gebieten, die

bisher schon ihr Eigen gewesen waren. Was die Äußerungen der griechischen und lateinischen Schriftsteller in verstreuten und dürftigen Nachrichten ergeben, wird durch die zahlreichen Überreste literarischer Werke auf Papyrusblättern bestätigt, und einige große Leistungen alexandrinischer Gelehrsamkeit und Dichtung sind durch das Mittelalter hindurch erhalten geblieben. Man bearbeitete die Texte der großen hellenischen Muster weiter; unter Augustus erwarb sich Didymos den Ruhm, der fleißigste aller Gelehrten zu sein, und seine Erläuterungsschriften, z. B. zu den Reden des Demosthenes, tragen in der Tat die köstlichsten Schätze aus verlornen gelehrten Schriften für Geschichte und Sprache zusammen, ohne zu verbergen, daß der Verfasser nur ein mäßiger Kopf war. Am meisten, und wirklich Bedeutendes leisteten die Gelehrten Alexandreias noch in der Heilkunde, die hier ihre Hauptburg besaß, in Mathematik, Technik und Naturwissenschaft. Hier machte Heron seine großen Erfindungen oder vertritt wenigstens für uns mit seinem Namen, was alexandrinische Techniker bis auf seine Zeit, das erste Jahrhundert n. Chr., zustande gebracht hatten: den Automaten, der gegen Einwurf einer Münze die Opferspende hergibt, die mechanisch sich bewegende und Wein schenkende Menschengestalt, den Wagen, der von selbst fährt, also einen Vorläufer des Kraftwagens, die Dampfmaschine und vielerlei andre Kunststücke. Damals wurde so manches entdeckt und gestaltet, was wieder verloren ging und nach seiner neuen Entdeckung weltumstürzend gewirkt hat; die geistige Leistung war da und war bewundernswert, aber es fehlte noch der Sinn für die Übertragung ins Wirksame und Große. Daher ist nur aus manchen technischen Erfindungen der Alten etwas geworden, was über den Versuch des Gelehrten oder die reizvolle Spielerei hinausragte. Geschütze aller Art von sehr erheblicher Kraft wurden für Feldzug und Belagerung gebaut, in ihrer Wirkung den älteren Feuerwaffen überlegen. Besonders war der Schiffbau das Gebiet, auf dem die Seestädte wetteiferten; schon in vorchristlicher Zeit baute Alexandreia wahre Wunder an Größe und Prunk. Am berühmtesten jedoch wurde der Name des gelehrten Ptolemaios, der durch das Mittelalter hindurch klingt als der des großen Erforschers der Erde und der Sternenwelt; sein Lebenswerk hat in der Tat vielen Jahrhunderten den Grund ihres Wissens und immer neue Anregung gegeben.

Dennoch fehlt dieser Blüte, wie sie es sicherlich den Zeitgenossen zu sein schien, das beste, die urwüchsige schöpferische Kraft; sie ist zwar mehr als Nachahmung, aber doch nicht mehr als Aus-

bau oder Fortpflanzung. Gerade um die Zeit des Kaisers Augustus begann der hellenische Geist entscheidend zu altern. Er verlor das unmittelbare Gefühl, in eigner Zeugungskraft fortzuführen, was die voraus liegenden Jahrhunderte geschaffen hatten, er begann sich geschichtlich zu betrachten, weil er aus Mangel an gegenwärtiger Kraft der Vergangenheit bedurfte. Damals wurde die Dichtung und Forschung der älteren Zeit, namentlich das Jahrhundert des Perikles, Platon, Demosthenes als unübertreffliches, unbedingt nachahmenswertes Vorbild auf den Thron erhoben; der Begriff der klassischen Literatur entstand. Sie war noch nicht völlig fest begrenzt, die Blüte der frühen alexandrinischen Dichtung, vor allem Kallimachos, konnte noch hinein gezogen werden; aber je strenger die neue Richtung es nahm, desto enger schnürte sie das Klassische ein, so daß schließlich im zweiten Jahrhundert der Kaiserzeit nur noch die ältere attische Prosa, in manchen Kreisen sogar die Vorstufe ionischer Mundart als Maßstab des guten Stils anerkannt wurde. Dieser sogenannte Klassizismus hat dem Fortgange des hellenischen Geistes unendlich geschadet und wirkt bis auf die Gegenwart, denn noch heute urteilt und wählt die Schule nach seinen Vorschriften, und wenn wir gewöhnt sind, in der eignen Literatur das Klassische zu betonen, so folgen wir nur dem Vorgange jener Betrachtungsweise. Die Hellenen schlossen selbst ihre Entwicklung ab und erklärten, nur noch die Nachahmung habe ein Recht. Die Folge spiegelt sich aufs deutlichste in den Funden griechischer Papyrushandschriften: die Klassiker, allen voran Demosthenes, begegnen immer wieder, weil jedermann sie las und brauchte, ähnlich wie das Schauspiel des Euripides den Geschmack beherrschte, aber die Gegenwart, die denn doch nicht tot war, verschwindet in den Funden völlig. Außerhalb Ägyptens erwuchsen gerade in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit zwar nicht Werke allerersten Ranges, aber doch Schriftsteller und Schriften von Ansehen und Bedeutung: Diodoros schrieb die Geschichte der Welt, Strabon schilderte die Länder und Völker der Erde, Plutarchos erzählte den Hellenen das Leben großer Männer und verbreitete eine platonisch gefärbte Sittenlehre, glänzende Stilkünstler wie Dion von Prusa und Aristeides, der sogar selbst Ägypten besuchte, begeisterten die hellenische Welt. In Ägypten hat man bisher nichts von ihren Werken gefunden, auch nicht von Lukianos, der Jahre lang ein hohes Amt beim kaiserlichen Statthalter Ägyptens bekleidete. Wie es scheint, drangen sie alle nicht in den Gesichtskreis der hellenisch Gebildeten vor, weil die Richtung auf das Klassische die Zeitbildung völlig beherrschte

und das nicht zuließ, was die Gegenwart draußen, in Hellas und Asien und Rom schuf. Die Verbindung mit der allgemeinen hellenischen Literatur und Geisteswelt ging verloren. In Alexandreia, von dem wir ja nur allzu wenig wissen, rührte sich vielleicht etwas mehr Leben; aber kräftig scheint es nicht gewesen zu sein, und jedenfalls gehörte der Stadt keiner der damals, etwa bis zum Jahre 200 n. Chr., führenden hellenischen Geister, während sie im dritten Jahrhundert v. Chr. geradezu in der Mitte aller geistigen Bewegungen, selbst schaffend und führend, gestanden hatte. Wenn das dickleibige, gelehrte Werk des Athenaios den alexandrinischen Geist vertritt, so können wir ihn nur öde und geschmacklos nennen, mag es auch für uns eine der reichsten Fundgruben tausendfältigen Wissens sein. Alexandreia besaß Gelehrte in Menge, Dichter und Künstler der Prosa besaß es nicht mehr. Was in den letzten Jahren durch Papyrusblätter bekannt geworden ist, bedeutet für uns viel, weil es neben dem angebeteten Klassischen, neben mißlungenen Versuchen sogar in ionischer Prosa, niedere Erzeugnisse fürs Volk und für den Tag enthält, die kein vornehmer Attizist auch nur eines Blickes gewürdigt hätte; aber groß und gestaltvoll ist es nicht.

Erst die gewaltige religiöse Bewegung, die wir schon betrachtet haben, brachte neues Leben, und es entspricht nur dem inneren Werte, wenn über die ringenden Weltreligionen das Christentum, über ihre schriftliche Gestaltung die christlichen Denker und Schriftsteller die Oberhand gewonnen haben. Origenes gehört als Gelehrter und Buchschreiber ganz zu Alexandreia; freilich hat auch ihn, so sieht es bis heute aus, das ägyptische Land nicht gelesen. Kein Wunder, denn er muß den ägyptischen Christen zu hoch gewesen sein, ebenso wie die andern großen Männer der hellenischen Kirche in den folgenden Jahrhunderten. Aber Alexandreia selbst war erwacht und trat nun mit seinen Philosophen wieder auf den Kampfplatz der Weltanschauungen, wie fünfhundert Jahre früher seine Dichter und Forscher es getan hatten. Im Sinne der hellenischen Welt war auch Origenes ein Philosoph, ja er gehört in die erste Reihe derer, die dem neuen Glauben den Rang der Philosophie, das heißt die Beachtung der Gebildeten erstritten haben. Gleichzeitig erwuchs in Alexandreia die Philosophie, die zur Religion wurde, die neuplatonische Richtung, und Plotinos hieß neben Origenes der größte Name, der seit langem hier erklungen war. Wie Alexandreia in den Lehrkämpfen der Kirche die geistigen Waffen führte, haben wir uns vergegenwärtigt: Areios und

Athanasios zeigten sich der großen Vergangenheit nicht unwürdig, und die alexandrinische Bildung gewann durch das Christentum den Anschluß an die geistigen Weltbewegungen zurück, sicherlich lebendiger in den großen Patriarchen des vierten und fünften Jahrhunderts als in den fortarbeitenden weltlichen Gelehrten. Aber Hypatia hat mit ihrem Tode die Würde alexandrinischer, ja hellenischer Wissenschaft gewahrt, als die alexandrinische Kirche ägyptisch zu werden, das bedeutet, zu verrohen und zu verblöden begann. Um dieselbe Zeit schuf der Oberägypter Nonnos, der doch als Dichter zu Alexandreias Bereiche gehörte, mit seiner erzählenden Dichtung von den Wanderzügen des Dionysos das letzte große Kunstwerk alexandrinischen und hellenischen Geistes, schon an der Grenze einer neuen Welt, die hellenisches Wesen durch christliches zu verdrängen suchte, anstatt beide zu verschmelzen: er schrieb auch das Evangelium nach Johannes in griechische Verse um.

Alexandreia war in der dramatischen Dichtkunst selbst nicht schöpferisch oder doch nur in geringem Maße, und Menander zu fesseln gelang nicht. Aber die Liebe zur Bühne war so groß wie sie nur in einer Weltstadt sein kann, wo höchste Bildung und leidenschaftlicher Trieb nach Anregung jeder Art zusammen wirken. Leider muß man auch diesmal das Bild wesentlich aus Zügen gewinnen, die andrer Herkunft sind; aber gerade hier liegt kaum eine Gefahr des Irrtums vor, denn was in ägyptischen Provinzstädten sichtbar wird, folgt ohne Zweifel dem alexandrinischen Vorbilde, und was wir von den Theatern in Arsinoë oder Hermupolis, in Oxyrhynchos oder Ptolemais hören, dürfen wir unbesorgt auch vom großen Dionysischen Theater Alexandreias annehmen. Die Ptolemäer veranstalteten Wettkämpfe dramatischer Dichter und Schauspieler, um die besten Kräfte heranzuziehen; nur so reiche Könige konnten das versuchen, denn die großen Darsteller zumal ließen sich fürstlich bezahlen: der um 300 v. Chr. gefeierte Polos, der für zwei Tage seines Auftretens ein Talent erhalten haben soll, wird gewiß auch Alexandreia besucht haben. „Kein Mann des Dionysos“, sagt Theokritos im Preisliede auf Philadelphos, „der sich auf den Gesang versteht, kommt zu den heiligen Wettkämpfen, ohne daß er seine Kunst mit würdiger Gabe lohne.“ Mit welchem Erfolge, das dürfen wir aus Ptolemaïs lernen. Dort gab es um die Mitte des dritten Jahrhunderts einen Verein der dionysischen Künstler, der tragische wie komische Dichter und Schauspieler, Musiker und Theaterfreunde vereinigte; war das in der kleinen und entlegenen Hellenenstadt Oberägyptens möglich, wieviel reicher muß Alexan-

dreias Leben gewesen sein. Die Papyrusfunde haben am häufigsten Stücke das Euripides gebracht, der sicher unter den großen Vätern der Tragödie am meisten gelesen wurde; ob auch aufgeführt, ist eine andere Frage. Dagegen wird Menander oft über die Bühnen gegangen sein, schon weil er der Zeit nach näher stand und allgemein verständlich war, wenn auch seine athenische Enge den weltstädtischen Alexandrinern etwas fremd erscheinen mochte. Wie sein bürgerliches Schauspiel, das den Namen der Komödie ohne Recht trägt, bis in die italische Welt hinein nachgebildet wurde, so erst recht in Alexandreia, aber wir halten nichts davon in Händen. Nur die niedere Posse beginnt vor unsern Augen wieder aufzustehen, weit entfernt von Menanders Feinheit, viel näher den starken Wirkungen des Aristophanes, aber ohne seinen Geist. Das Beispiel, das uns Oxyrhynchos erhalten hat, lehnt sich im Gegenstande an das hohe Schauspiel an und verzerrt die taurische Iphigenie. Dergleichen mag hauptsächlich die ewig schaulustigen, lachlustigen, spottlustigen Großstädter unterhalten haben, und in solche Stücke gehören die Statuetten komischer Schauspieler in Bronze, die verzerrten Masken in Terrakotta.

Allmählich wurde das Theater immer vielseitiger oder kam immer mehr herunter, indem andre Schaustellungen, vor allem der Mimos und der Gesang, ihren Einzug hielten. Der Mimos stellt wenige Personen, meistens nur eine, auf die Bühne und läßt sie in einer eng begrenzten Lage sprechen und durch Gebärden handeln, mit Vorliebe in Vorgängen der Liebe und Eifersucht. Die Dichtungen des Herodas gewähren eine Vorstellung davon, deutlicher noch einige Bruchstücke ägyptischer, das heißt alexandrinischer Mimen, am klarsten aber die Vorträge und die Vortragsweise der Yvette Guilbert. Alles kommt auf die Ausdrucksfähigkeit des Schauspielers oder der Schauspielerin an; Frauen spielen jetzt eine große Rolle. Noch heute könnte die leidenschaftliche Klage eines Mädchens, das bei Nacht vor der verschlossenen Türe des treulosen Geliebten steht, der Wirkung sicher sein. Aber solche Aufführungen blieben nicht ins Theater gebannt; jedes öffentliche Fest forderte außer gymnastischen Darbietungen auch Gaben der Musen, wie man künstlerische Leistungen nannte. Die Städte ließen es sich etwas kosten, um einen hohen Besuch, z. B. den des römischen Statthalters, mit Vorträgen aller Art zu ehren, von der Begrüßungsrede an, die der gemietete Rhetor zu halten hatte, über den Biologen, der eine bestimmte Menschenprägung verkörperte, den Homeristen, den

Dichter homerischer Weise, deren ausgeleierte Klänge uns oft entgegentönen, bis zum Musikanten und Possenreißer. Wenn im zweiten Jahrhundert der römischen Herrschaft der Mime von der Stadt für sein Auftreten 496 Drachmen, der Homerist 448 Drachmen erhält, so kann man sich ausmalen, wie tief die Gemeinde in den Beutel greifen mußte. Bei der Feier einer kaiserlichen Thronbesteigung traten in Klein-Apollinopolis der Stadtgott Apollon und Demos, das Stadtvolk, einander in Wechselrede gegenüber, und der Gott beginnt: „Auf meinem Wagen mit weißer Rosse Gespann bin ich soeben mit Trajan aufgegangen und komme nun, dir o Volk kein Unbekannter, Gott Phoibos, den neuen Herrscher Hadrian anzukündigen, dem alles dient um seiner Trefflichkeit willen und der Tyche des göttlichen Vaters." Mitunter erleuchteten die Musen auch einen der Stadtbeamten selbst wie den jugendlichen Gymnasiarchen Theon von Hermupolis, den wiederum ein andrer mit den Worten feiert: „denn wir kennen dich nicht seit heut erst, Jüngling im Amte, Theon, im Kreise der jungen Gefährten, sondern von lang her, wenn aus ölverströmenden Bechern die Leiber wir salbten, oder schmausend genossen die Gaben der reinen Demeter. Gutes brachtest du freundlich dem Volke, doch Gutes zu Gutem schenkest du hier und heute den Knaben, noch bessere Gabe: jenes brächte wohl auch der begüterte Mann zum Geschenke, reizvoll lächelnden Schein, denn hohl und leer ist der Reichtum, dieses aber der Mann, der Musenkünste gelernt hat. Also ehren wir dich um dies noch weit über jenes; jenes hat dich der Vater gelehrt, doch dieses die Musen."

Ähnlich wie die weltlichen beging man auch die Götterfeste, und umgekehrt erschien zur Verherrlichung eines weltlichen Festes der feierliche Götteraufzug ägyptischer Art im Theater. Beide Formen, innerlich grundverschieden, verschmolzen mit einander. Großartige Veranstaltungen, neben den Ringkämpfen auch Wettbewerb in den Musenkünsten, einst das Vorrecht der Könige, wurden in der Kaiserzeit die Ehrenpflicht der Städte; die Schauspieler und Musiker wie die Preisringer und -Läufer zogen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; was früher nur Ehre war, wurde nun Beruf. Aber es ehrte immer noch die Stadt, wenn einer ihrer Söhne Siege heimbrachte. Wie die Gymnasionverbände so schlossen sich auch in der Kaiserzeit die musischen Vereine zu einem großen Weltverbande zusammen, der den Namen des Dionysos trug und die darstellende Kunst im weitesten Sinne pflegte. Von der Weltstadt bis aufs Dorf reichte die Lust an Spiel und Schauspiel, vom

Tragöden bis zum Tänzer und Spaßmacher, den uns Vasen so anschaulich vorführen. Aber nur bei den Hellenen; den Ägyptern lagen Bühne und Theater so fern, daß man sie wie das Gymnasion geradezu als die Scheide der Völker und der Geister betrachten darf.

Dion von Prusa, der zur Zeit Trajans lebte, malt in seiner Rede an die Alexandriner, einer der ergiebigsten Quellen für das eigentümliche Wesen der Stadt, ihre Leidenschaft fürs Theater; aber es erscheint nicht als Stätte der darstellenden Dichtung, sondern der Musik. Sänger und Zitherspieler sind die Helden der Bühne, und die Alexandriner kennen nichts Höheres als musikalische Aufführungen; die Musik macht sie rasend, und noch Tage lang schwirrt es in allen Gassen von Tönen, „wie man nach einem großen Brande noch lange Holzstücke glühen sehen kann“. Anderswo feire man die Tyrannenmörder und die Schützer der Bürgerfreiheit, in Alexandreia die Helden der Saiten. Wir können an diesem unmißverständlichen Zeugnisse einmal ermessen, wie wenig alle einzelnen Entdeckungen bisher lehren; denn was sie brachten, entspricht nicht von ferne jenem Bilde. Den Liedern, die für Gesang und Begleitung bestimmt waren, fehlen die Noten, und so bleibt uns die Hälfte der hellenischen Dichtung verschlossen, zumal die Chorlieder im Trauerspiel. Die älteste griechische Papyrushandschrift enthält das berühmteste Werk des Dichters und Musikers Timotheos von Milet, seine Verherrlichung des Seesieges von Salamis, die um 400 v. Chr. aufgeführt wurde; aber ohne die Noten bleibt sie uns stumm. Wie oft mag dies Glanzstück großer hellenischer Musik in Alexandreia die Hörer hingerissen haben! Ganz verschwindende Reste freilich sind aufgetaucht, namentlich ein Blatt mit Gesangsnoten und Instrumentalbegleitung, aber es ist unvollständig. Überreste aus den Schriften des Aristoxenos mit kurzen Beispielen bezeugen, daß man sich mit der wissenschaftlichen Musiklehre abgab. Doch das alles ist nicht jenes alexandrinische Leben, das dem Dion mißfiel und uns ganz eigentümlich verwandt anmutet. Wir müssen uns alle die Mimen und Brettldichtungen, die uns zuvor begegnet sind, in Musik gesetzt, von Flöte oder Kitharis begleitet denken, um dem alexandrinischen Wesen etwas näher zu kommen.

Mit der Musik ließ sich in solcher Stadt Geld verdienen; darum gibt der Herr seinen Sklaven dem Musikmeister in die Lehre, damit er eine bestimmte Anzahl von Stücken und Begleitungen lerne; der Bettler, der Syrinx und Dudelsack be-

arbeitet, tut sich mit dem singenden und beckenschlagenden Zwerge zusammen, ein echtes Bild von der Straße der Großstadt, uns in einer Terrakottagruppe erhalten. Bei jedem Feste muß der Spieler der Kitharis wie der Sänger zur Kitharis dabei sein, überall ziehen Musikantenbanden umher, die man Symphonien nannte, und wenn wir infolge der Eigenart der Funde ihnen auf den Dörfern begegnen, wo der Gemeindevorstand sie mietet, so müssen wir uns Alexandreias Straßen erst recht von ihnen belebt vorstellen. Die Arbeit der Kelter, das Familienfest, jedes Dorfvergnügen bedarf der Musik. „Es erklären die fünf Vorsteher des Dorfes Suis, und Kopreus Sarapammons Sohn, Vorsteher einer Gesellschaft von Flötenbläsern und Musikern, nämlich die Dorfvorsteher, den Kopreus mit seiner Gesellschaft zu übernehmen, damit sie den Dorfbewohnern zu Diensten seien auf fünf Festtage vom 10. Phamenoth des laufenden zweiten Jahres an für einen Tageslohn von 240 Drachmen, vierzig Paar Brote, acht Maß Rettigöl, ein Maß Wein für alle Tage zusammen, und ein Maß Essig; seinerseits erklärt Kopreus, auf Vorschuß 20 Drachmen erhalten zu haben. Die Gemeindevorsteher werden Kopreus mit seiner Gesellschaft vom Gau von Oxyrhynchos her mit 10 Eseln empfangen und in das vorbenannte Dorf befördern.“ So sorgte das Dorf für seine Musik. Wie es Alexandreia tat, können wir uns ausmalen, wenn wir des Weltverbandes der musischen Künstler gedenken, der den Sängern und Spielern Rückhalt gab; vor den verwöhnten Alexandrinern werden nur die ersten Kräfte aufgetreten sein. Aber in den Gassen, in den Kneipen wieviel solcher Symphonien!

Nicht mehr der Chor, der Athens tragische und komische Musik aufgeführt hatte, sondern der einzelne Künstler, der Virtuose, beherrscht das Theater. Schon jener Timotheos von Milet; und einmal wenigstens sehen wir's unmittelbar in Alexandreia, denn Theokritos schildert es in seinem Gedichte vom Adonisfeste, wie die Bürgerfrauen, die sich durch's Festgewimmel gedrängt haben, endlich zur eigentlichen Aufführung gelangen: „still Praxinoa, sie will den Adonis besingen, die Argeierin, die geschulte Sängerin, die sich vorm Jahre im Klageliede hervortat. Die singt sicher was Feines; sie ziert sich schon.“ Nun folgt das Adonislied, leider ohne Noten. Wie die Frau überhaupt damals sich den Weg ins öffentliche Leben bahnt, so auch die Sängerin, die weit über den stets etwas anrüchigen Flötenbläserinnen steht. Solche Aufführungen gehörten zum Gottesdienste, der zugleich ein weltliches Volksfest

war. Auch der ägyptische Gottesdienst ließ damals, vielleicht seit Alters, die Musik zu: zu Ehren der vergöttlichten Prinzessin Berenike, heißt es im Priesterbeschlusse von Kanobos, sollten die heiligen Schreiber Lieder verfassen und die Chormeister sie den Sängern und Sängerinnen einüben.

Die höhere Bildung, wie sie sich in alexandrinischer Wissenschaft und Kunst ausprägte, griff ins tägliche Leben am wirksamsten durch ihre Zöglinge ein, weniger durch Gelehrte und Künstler als durch die Träger der gebildeten Berufe. Wenn wir heute ein Bild davon zu zeichnen wenigstens versuchen dürfen, so verdanken wir es fast allein den Urkunden und Briefen; auch hier freilich müssen wir darauf verzichten, den geschichtlichen Werdegang zu verfolgen. Gemäß der Stellung, die Alexandreias medizinische Gelehrsamkeit sich errang, stand auch der Beruf des Arztes besonders in Ehren. Diese hellenischen Ärzte haben uns die zahlreichen Bruchstücke medizinischer Bücher und damit Zeugen ihres Lehrganges wie ihres Wissens hinterlassen, so daß wir noch heute ein wenig in den Kampf einer mehr theoretischen und einer ganz praktischen Richtung hinein blicken können: „man muß die jungen Leute von vornherein nur im Notwendigen üben, denn das Leben ist kurz und die Kunst ist lang, sagt Hippokrates. Ist es denn nicht Torheit, wenn der Student noch nicht weiß, was eine Blutung, was Wassersucht ist, wenn er sonst von dem Alltäglichsten der Chirurgie, ich meine die Arten der Verbände, die Anwendung von Schwämmen, keine Ahnung hat, daß er so an die vielbehandelte Frage herantrete und untersuche, was die Chirurgie sei, wie man sie gefunden habe und inwiefern sie vor der ärztlich geregelten Lebensweise den Vorzug habe?" Wissenschaft und Praxis verzweigten sich weit: Frauenkrankheiten und Augenleiden, Nervenlehre und Operationen, alles war in Fachschriften behandelt und zog aus den Erfahrungen der Ärzte immer neue Nahrung, wie etwa die Aufzeichnungen eines Augenarztes zeigen. Demgemäß gab es auch Sonderärzte für die Einzelgebiete wie übrigens schon bei den Ägyptern, die ja die Heilkunst seit Jahrtausenden gepflegt hatten und lange Zeit bei allen Völkern den höchsten Ruf genossen. Blickt man freilich in ihre Papyrusbücher medizinischen Inhalts, so wird man recht bedenklich gestimmt, denn wüster Zauber mit unzähligen Formen der Beschwörung überwuchert die Ansätze ernstlicher Forschung. Was die Behandlung der Mumien an Kenntnissen des Körperbaus und der Eingeweide von selbst mit sich brachte, verschwindet hinter dem Wuste des abergläubischen Hokuspokus. Daher mußte im wesentlichen die

Wissenschaft des hellenischen Arztes auf eignen Füßen stehen, wenn auch gewiß mancherlei Hausmittel und Handgriffe vom ägyptischen Kollegen zu lernen waren. Da auch in hellenischer Zeit die Sitte des Einbalsamierens, wie sie schon Herodotos beschreibt und die Mumien selbst bestätigen, noch lange bestehen blieb, hatte der hellenische Arzt oft genug mit jenen Leichenöffnern und Leichenpöklern zu tun, und der giftige alexandrinische Hohn prägte auf ihren Bund das Epigramm: „Der Arzt Krateas und der Leichenbestatter Damon schlossen mit einander einen Vertrag: dieser stahl von den Mumien die Binden und schickte sie seinem Freunde Krateas zum Verbinden, und als Gegenleistung schickte ihm Krateas alle, die er behandelte, zum Einbalsamieren." Die Heilung durch den Tempelschlaf haben wohl erst die Hellenen ins Land gebracht, und solche Tempelheilstätten, wie wir sie im Asklepiosheiligtum zu Memphis oder auf der Westseite von Theben beim heutigen Deir el bahri im alten Totentempel der Königin Hatschepsut finden, wo Asklepios und der alte ägyptische Weise Imhotep, beide vergöttlicht und in Eins verschmolzen, Kranke heilten, gehören den Gläubigen oder Abergläubigen beider Völker.

Außer den königlichen Leibärzten gab es am Hofe der Ptolemäer, aber auch in der Kaiserzeit einen „Oberarzt", dem vielleicht eine Aufsicht über alle Ärzte zustand. Denn der Stand der Ärzte war kein ganz freies Gewerbe, sondern mindestens teilweise ein staatliches Amt. Die Staatsärzte wurden herangezogen, um amtliche Gutachten zu erstatten in allen Fällen, die ein gerichtliches Verfahren voraussehen ließen, vor allem also bei Körperverletzungen, die ja außerordentlich oft vorkamen. Ihre Dienste lohnte der Staat durch Befreiung von der Liturgie, dem aufgebürdeten Amte, aber er verlangte auch den Nachweis ärztlicher Kenntnisse; das ist einer der seltenen Fälle, wo wir eine Art von Berufsprüfung im Altertum beobachten können, ohne über die Anforderungen etwas zu wissen. Von hier aus gesehen erscheint der Oberarzt in Alexandreia, bisweilen ein Mitglied des Museion, in der Tat als der oberste Medizinalrat des Landes. Später aber in byzantinischer Zeit wandelte sich sein Name „Erzarzt" in eine Ehrenbezeichnung ohne besonderen Inhalt, etwa dem Titel Sanitätsrat entsprechend. Von der Krankenbehandlung wissen wir so gut wie nichts, wenn wir nicht auf Ägypten übertragen wollen, was die Schriften der hellenischen Ärzte ergeben. Einige Rezepte, die z. B. Wein, Honig und Pökelfisch verordnen, helfen uns wenig. Krankenhäuser kannte man, sogar auf dem Dorfe; sie machen den Eindruck persönlicher

Unternehmungen der Ärzte. Die christliche Kirche hat dann Krankenhäuser in Verbindung mit Gotteshäusern gegründet. Zum Heere gehörte der Soldatenarzt, zu den Reitern der Roßarzt, und im Heerlager befand sich die „Gesundheitsstation". Alles macht die amtliche Anerkennung und allgemeine Schätzung des Arztes sehr deutlich; es war auch damals so wie Homer sagt: ein Arzt ist soviel wert wie viele andre Menschen zusammen.

Zu tun fand er genug. Außer den Körperverletzungen, die ägyptische Neigung zur Gewalttat gewöhnlich machte, außer seiner und der niederen Gehilfen Arbeit an den Leichen nahmen ihn die häufigen Seuchen und das immer dauernde Elend des Orients, die Augenkrankheiten, stark in Anspruch. Ob hellenische Heilkunde schon zu Maßregeln gegen solche Volkskrankheiten vorschritt, wissen wir nicht. Eine gewisse Gegenwirkung mochte vielleicht das Bad ausüben, das der Ägypter damals wie heute im Nil nahm, der Hellene aber im Badehause verlangte. In den größeren Provinzstädten entfaltete der Gemeinderat gerade im Bau und in der Ausstattung der Bäder großen Prunk; in Alexandreia dürfen wir uns alles noch viel größer und reicher, ähnlich wie in Rom, vorstellen, Badehäuser mit weiten Wasserbecken, Wandelhallen, Liegehallen, alles mit der erlesensten Kunst der Bildhauer und Maler geschmückt. Hier traf sich die vornehme Welt und entfaltete eine Üppigkeit, die dem strengen Christen Clemens ebenso verwerflich erschien wie die mehr als freien Sitten der Männer und Frauen, große Gastereien im Wasser und bereitwillige Schaustellung der badenden Damen; wie so oft hat er zuerst genau beobachtet, was er verdammt. Dem Hellenen war das Bad ein unentbehrliches Lebensbedürfnis, das er bis in entlegene Dörfer verpflanzte: auch hier fand man Bäder mit Abteilungen für Männer und Frauen, mit kaltem und heißem Wasser, mit Badewärtern, die auch die Frauen bedienten. Die Kleider wurden in besonderer Ablage Wächtern anvertraut, die diesen Dienst von der Gemeinde pachteten; trotzdem wurde gestohlen. Die Heizung der Bäder, zumal in Alexandreia, nahm ein Heer von Arbeitern in Anspruch, so daß Kaiser Caracalla die Heizer ausnehmen mußte, als er die Ägypter aus Alexandreia auswies.

Gerade aus der Weltstadt liegen noch mehrere Verträge mit der Amme vor, die hier offenbar ganz gewöhnlich war, oft eine Sklavin, die der Herr vermietete; aber auch freie Frauen nahmen Kinder zu sich in Pflege. Wenn diese Urkunden uns besonders häufig das Findelkind vom Schutthaufen vorführen, das der Amme

übergeben wird, so mag es ein Zufall sein, aber doch auch nicht, weil die große Zahl der ausgesetzten Säuglinge die Hilfe der Amme vor allem notwendig machte. Das Kind blieb lange an der Brust, oft über zwei Jahre; die Amme mußte das Kind und sich selbst öfters vorstellen, alles vermeiden, was ihrer Milch und dem Kinde schaden könnte, kein anderes Kind daneben säugen und sich des Mannes enthalten; stirbt das Kind, so hat sie Ersatz zu liefern, „weil sie ein unsterbliches zu nähren übernommen hat." Die Gleichmäßigkeit dieser Urkunden zeigt, wie gewöhnlich sie waren, und ihr Inhalt, der nicht nur die übliche Vorsicht, ja Ängstlichkeit im Rechtsverhältnisse, sondern auch Kenntnis der Gesundheitspflege an den Tag legt, weist auf den Einfluß des Arztes hin.

Wer von den Anschauungen der Gegenwart her an das hellenistische Ägypten herantritt, bemerkt mit Erstaunen, wie sehr im allgemeinen Ansehen der Jurist zurücksteht. Wir sind nicht in Rom, wo die Vertreter und Lehrer des Rechts viel galten; im Orient, auch in Alexandreia, gab es der vornehmen römischen Juristen nicht viel, wenngleich sie begegnen, einer sogar mit dem ius respondendi, der Befugnis, rechtsverbindliche Auskunft zu erteilen. Damit wird nicht etwa gesagt, Recht und Rechtskunde habe wenig bedeutet, vielmehr lehren gerade die Papyrusurkunden, wie tief sie ins tägliche Leben griffen, wieviel dazu gehörte, sich durch alle Klippen hindurchzufinden. Die verschiedenen Rechtskreise, die sich hier berührten, die Gerichte der Ptolemäerzeit mit ihren Sprengeln, in der Kaiserzeit die Sammlung aller richterlichen Gewalt im Statthalter, der sie andern übertragen mußte, alle diese Schwierigkeiten stellten ganz abgesehen von den tausend verwickelten Fällen des Lebens hohe Anforderungen an die Rechtskenner. Aber sie blieben im Hintergrunde. Die königlichen Richter der Ptolemäerzeit waren Laien, und auch ihr „Einführer" wird schwerlich mehr als die Geschäftsübung des Verwaltungsbeamten besessen haben; die Beamten aber, die so oft eine bedingte Gerichtsbarkeit ausübten, hatten ohne Zweifel nur die Erfahrung für sich. Der römische Statthalter war ein hoher Offizier und zugleich Verwaltungsbeamter, ebenso die Epistrategen, denen er gewöhnlich Verhandlungen übertrug, und der hellenische Stratege, der oberste Gaubeamte, glich mehr einem höheren Polizeimann als einem Juristen. Die Rechtsanwälte auf der anderen Seite hatten zwar die Pflicht, dem Gerichte die in Betracht kommenden Rechtssätze vorzulegen, besaßen aber selbst nicht juristische, sondern rhetorische Bildung. Ihre eigentliche Aufgabe sahen sie darin, die Sache ihrer

Auftraggeber mit allen Künsten der Rede ins beste Licht zu rücken, und besonders vor hellenischen Richtern wirkte zu allen Zeiten das schwungvolle Wort mehr als das schlichte Recht. Die Aufsicht des Staates über diese Rhetoren des Gerichtssaals sorgte nur dafür, daß sie ihre Gewandtheit nicht zum Schaden der Staatskasse ausnutzten. Gewiß erwarben Richter wie Verteidiger allmählich durch den Gebrauch auch Rechtskenntnisse, allein grundsätzlich herrschte doch der Laie in einem Umfange, der über die äußersten Forderungen von heute weit hinausgeht; freilich glichen in der Ptolemäerzeit zum Teile, mehr noch unter den Kaisern die Gerichte dem, was wir etwa Polizeigericht nennen würden.

Das Recht ruhte eigentlich auf dem sachverständigen Berater, der im Hintergrunde blieb und in der Verhandlung gar nicht genannt wurde, aber überall zugegen gewesen sein muß. Besonders in Alexandreia läßt sich weder unter den Ptolemäern der Erzrichter noch später der römische Statthalter ohne einen ganzen Stab durchgebildeter Juristen denken. Gerade in der Kaiserzeit, als die Rechte und Rechtskreise sich immer stärker durchdrangen, muß er Männer um sich gehabt haben, die mit dem römischen Rechte, den Stadtrechten Alexandreias und der andern Freistädte, mit dem alten Königsrechte und mit dem ägyptischen Landrechte genau Bescheid wußten. Ausarbeitungen wie wir sie in einer stattlichen Papyrusrolle aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. vor uns haben, die eine Fülle von Sätzen aus römischem und alexandrinischem Rechte mit vielen Anwendungen bringt, wären sonst ebenso wenig denkbar wie die wichtigste Quelle des altalexandrinischen Rechts, eine Rolle aus frühptolemäischer Zeit. Dazu nun die zahlreichen Beispiele des angewandten Rechts, Privaturkunden wie Protokolle gerichtlicher Verhandlungen, und die Reste juristischer Bücher meistens in lateinischer Sprache. Alexandreia hat ohne Zweifel auch die Gelegenheit geboten, die Rechtswissenschaft zu lehren und zu lernen; aber von besonderer Blüte dieses Gebietes hören wir nichts, und als Alexandriner wie Juden sich anschickten, ihren Streit in Rom dem Kaiser Trajan vorzutragen, beriefen beide Seiten Gelehrte aus den berühmten Rechtsschulen Syriens zu ihren Sachwaltern, wie auch noch Jahrhunderte später ägyptische Hörer auf der Hochschule zu Beirut zu finden waren. Für die heutige geschichtliche Betrachtung hat der Einblick, den uns die Papyrusurkunden mehr als irgend eine andere Quelle gewähren, unschätzbaren Wert, weil er uns hellenisches, ägyptisches, römisches Recht neben einander und schließlich mit einer sonst nirgends er-

reichbaren Anschaulichkeit die Umbildung des altrömischen Privatrechts zum allgemeinen Menschenrechte sehen läßt, eben den Weg, der im Corpus Juris Justinians vollendet ist. Da die Rechtsprechung zu den Amtshandlungen des römischen Beamten mit Gerichtshoheit gehörte, wurden seine Amtstagebücher und Auszüge daraus rechtskräftig, ja geradezu Rechtsquelle; auch das Protokoll einer Gerichtsverhandlung wurde in dieser Weise abgefaßt und gab deshalb jede Frage oder Äußerung des richtenden Beamten und die Antwort der Gegenseite wortgetreu wieder. Das Protokoll der Ptolemäerzeit dagegen ist ein sprachlich wohl abgerundeter Schriftsatz, der vom Standpunkte eines Dritten aus über den Gang der Verhandlung berichtet; hier kam es mehr auf den gebildeten Rhetor an.

Auch die Urkundenbeamten, die hellenischen und die ägyptischen Notare, mußten durch ihre Tätigkeit selbst sich ins Recht einarbeiten; die hellenischen Agoranomen, von Hause aus eine Marktpolizei, reine Verwaltungsbeamte, hatten überwiegend mit Verträgen hellenischen Rechts zu tun, die ägyptischen Monographen, von der Regierung aus den Schriftgelehrten der Tempel bestellt, pflegten das ägyptische Landrecht und die demotische Urkunde; und die große Zunft der Urkundenschreiber, die ohne staatlichen Auftrag, ohne amtliche Gewähr gegen Geld Verträge, Eingaben oder Briefe aufsetzten und ins Reine schrieben, mußten auf allen Gebieten zum wenigsten die Rechtsformen beherrschen. Aber Juristen eigentlichen Sinnes waren weder sie noch die Notare. Ebensowenig die hohen Beamten in der Umgebung des Königs und später des Statthalters. Der „Briefschreiber“ und der „Tagebuchschreiber“ am Ptolemäerhofe, die nächsten Gehilfen und Ratgeber des Herrschers, bedurften einer gründlichen rhetorischen Bildung, weil der Hellene auch vom amtlichen Schreiben eine anständige Sprachform forderte, und umfassender Verwaltungskenntnis. Was aber der Schreibstubenvorsteher beim Statthalter zu tun hatte, kann uns der berühmte Lukianos erzählen, denn er bekleidete dies Amt: „Prozesse einzuleiten, ihre Termine anzusetzen, über alle amtlichen Handlungen und Äußerungen (nämlich des Statthalters) Tagebuch zu führen, die Reden der Rechtsprechenden sprachlich zurecht zu stutzen, die Entscheidungen des Vorgesetzten möglichst deutlich, genau und zuverlässig sicher zu stellen und zur öffentlichen Aufbewahrung für alle Zeiten auszuhändigen“. Dafür bezog er ein Gehalt von vielen Talenten. Je höher das Amt, desto mehr Rhetorik und Geschäftsüberblick; tiefer unten, etwa in der Schreib-

stube eines Strategen, mochte schon ein tüchtiger Schreiber genügen, der Erfahrung besaß. Die Briefe der Könige und die Erlasse der Statthalter sind unsre besten und unwiderleglichen Zeugen; von der wohlgesetzten, aber ganz schwunglosen Sachlichkeit der Verträge unterscheiden sie sich deutlich, bis die byzantinische Zeit das Verhältnis umkehrt. Wie sich von selbst versteht, blieb es den Königen oder Statthaltern unbenommen, auch einmal selbst zu diktieren oder selbst zu ändern; es fehlt uns nicht an Beispielen, wo wir es noch merken können.

Von der Schule jener Zeit geben mehrere Briefe, eine Reihe ganzer oder zerfetzter Hefte und Tafeln mit allerlei Übungen und sonst noch hier und da verstreute Bemerkungen mehr Anschauung als von vielen andern Lebensgebieten. Aber wie hoch das Schulwesen Alexandreias über den Provinzstädten stand, können wir nur vermuten. Es ist ja innerlich gewiß, daß hier, am Sitze der Bibliothek und des Museion, gerade der höhere Unterricht in Berührung mit der alexandrinischen Wissenschaft die höchste Stufe erreicht hat; aber einen Einblick öffnen eigentlich nur die Schriften des Christen Clemens mit ihrer Behandlung dessen, was damals für den Gebildeten an Wissen notwendig schien. Was im ägyptischen Lande zu Tage gekommen ist, bleibt gewiß hinter Alexandreia zurück. Schulzwang gab es nicht, und die Kinder der Ägypter wuchsen ohne Unterricht auf, sofern nicht die Priesterkinder in Tempelschulen etwas lernen konnten oder mußten. Vom künftigen Priester forderte man Kenntnis der drei Schriftarten hieroglyphisch, hieratisch und demotisch, außerdem ohne Zweifel mancherlei aus dem Inhalte der Heiligen Schriften. Aber schon die Kunst des Lesens und Schreibens war keine Kleinigkeit, zumal da auch die alte Sprache der heiligen Bücher der gesprochenen Sprache des Lebens fern stand. Wohlhabende und gebildete Ägypter hielten gelegentlich ihren Kindern einen griechischen Hauslehrer, und nicht wenige werden sich die Grundlagen hellenischer Schulbildung angeeignet haben. Die hellenische Schule war ein Unternehmen des Lehrers; wenigstens sehen wir bisher noch nichts von öffentlichen Schulen, auch nichts von staatlicher Fürsorge, die der Hellenismus anderswo bereits erreicht hatte. Da aus dem Schutte von Dörfern Schulübungen aufgetaucht sind, fehlte es auch hier nicht am „Lehrerhause“, wie der Hellene sagte. Von der Einteilung der Schüler, ihrer Zahl, vom Lehrplane wissen wir fast nichts, ebensowenig von der Stellung des Lehrers, seinem Ansehen, seiner Vorbildung. Der Unterschied des gewöhnlichen Schulmeisters vom großstädtischen Professor der

Rhetorik dürfte recht beträchtlich gewesen sein. Wer es zahlen konnte, nahm einen Privatlehrer in Dienst, der den eigentlichen Unterricht zu geben hatte, während der Pädagoge, oft ein Sklave, den Knaben in die Schule begleitete und ihm beim Arbeiten half. Solche Familien ließen auch die Töchter etwas lernen; vom Lehrer und von den Büchern der kleinen Heraïdûs ist in den Briefen ihrer hellenisch gebildeten Eltern Apollonios und Aline zur Zeit Hadrians die Rede. Bezog der Sohn eine höhere Schule in der Provinzstadt oder gar in Alexandreia, so begleitete ihn wohl ein Privatlehrer; vielleicht vertraute er sich auch ganz einem solchen an. Ein paar Briefe beziehen sich auf solches Studentenleben, Ermahnungen des Vaters, sich um nichts andres als um die Bücher zu kümmern, Bitte des Sohnes, der Vater möge ihn besuchen: „Sieh, zum fünften Male schrieb' ich dir jetzt und du hast mir, außer ein einziges Mal, nie geschrieben, weder von deinem Befinden noch hast du mich besucht. Du versprachst: ich komme, aber du kamst nicht, um zu erfahren, ob mein Lehrer sich meiner annimmt oder nicht. Er fragt auch selbst fast täglich nach dir: kommt er noch nicht? Und ich sage: ja. Sieh nun zu, mich bald zu besuchen, damit er meinen Unterricht beginnt, wie er vorhat. Wärst du mit mir hinauf gefahren, so hätte ich schon längst Unterricht bekommen."

Mit Lesen und Schreiben ging es an. Eine geweißte Holztafel oder die Wachstafel, die mit dem Metallgriffel geritzt wurde, oft mehrere zu einer Art von Heft zusammengefügt, oder gar nur eine Topfscherbe, deren sich ja Ägypten für kleinere Aufzeichnungen um der Billigkeit willen gern bediente, nahm die Schreibübungen auf; erst die Buchstaben, dann Silben, dann ganze Wörter. Der Schüler lernte die Buchstaben groß und deutlich ohne Verbindung neben einander zu setzen, den Satz aber fortlaufend ohne Trennung der Wörter zu schreiben. Die Vorschrift des Lehrers und die unbeholfene Nachschrift des Schülers stehen auf einer Holztafel noch deutlich uns vor Augen; es ist eine Strafarbeit, denn viermal hat der Junge nachmalen müssen: „sei fleißig Knabe, damit du nicht geschlagen wirst". Dann folgte die Formenlehre, das griechische Hauptwort und das Zeitwort, durch alle Zeiten und Formen abgewandelt; auch dafür haben wir noch wohl erhaltene Beispiele in den Papyrusheften größerer Schüler. Sätze werden gebildet und zur Einübung der Formen durch alle Fälle und Zeiten durchgeführt, ohne kleinliche Scheu vor dem Unsinn, der sich ergeben mußte, wenn der Satz: „Der Philosoph Pythagoras ging fort, gab Schulunterricht und riet seinen Schülern, sich blutiger Speise zu enthalten", vom Nominativ

bis zum Vokativ, durch den Dual und Plural in sämtlichen Fällen durchgetrieben wurde und endlich lautete: „O ihr Philosophen Pythagorasse, als ihr fortginget und Schulunterricht gabt, rietet ihr euren Schülern, sich blutiger Speise zu enthalten“. Womit der Unterricht im Lesen begann, ist die Frage; denn Homer, der weiterhin das eigentliche Lesebuch und Lernbuch wurde, bot doch dem Anfänger allzu große Schwierigkeit, weil seine Sprache mit der des Lebens nicht viel gemein hatte; wie die Hunderte von Homerstücken auf Papyrusblättern für seine Verbreitung in Schule und Leben sprechen, so zeigen die Vorbereitungshefte der Schüler und die Wörterbücher zu Homer, wie nötig es dem Leser und Lerner war, die alten dichterischen Sprachformen in die der Gegenwart zu übersetzen, zumal da die absatzlose Schreibung der Wörter die Übersicht erschwerte. Homer, Euripides und eine billige Allerweltsphilosophie geben auch den Stoff her für den Aufsatz, der mit Vorliebe irgend welche Lebensweisheit oder Tugend behandelte und einprägte: „wenn du zu Ehren kommst, verleugne deine Eltern nicht“, und dergleichen mehr.

Schulbücher, die das Wissenswerte aus Natur und Geisteswelt knapp und verständlich vortrugen, waren ein Bedürfnis, und bei manchem Papyrustexte denkt man sogleich daran: ein Verzeichnis der sieben Weltwunder, der höchsten Berge, der größten Flüsse und der größten Inseln paßt eigentlich nur in die Schule. Die Christen legten ihre Heiligen Schriften zu Grunde, sobald sie zu eignem christlichen Unterrichte gelangten, und scheinen in der Schule die Psalmen bevorzugt zu haben. Mit dem Rechnen war es wohl nicht allzu gut bestellt. Zwar fehlt es nicht an Schülerübungen von der Erkenntnis an, daß $8+8=2\times8$ ist bis zu geometrischen Aufgaben und zur Berechnung von Dreiecksflächen; die Geometrie war ja geradezu Ägyptens eignes Kind, denn die Überschwemmung nötigte dazu, immer wieder die Felder zu vermessen, und der Feldmesser gehörte zu den häufigsten und nützlichsten Beamten des Landes. Aber in den überaus zahlreichen Rechnungen auf Papyrusblättern stecken soviel Fehler, daß unsere Achtung vor dem Rechenunterrichte sinkt; freilich entschuldigt die griechische Art, Zahlen durch Buchstaben zu bezeichnen, und namentlich die Unbeholfenheit im Ausdrucke der Brüche manches Versehen. Die genaue Vermessung der Äcker ebenso wie die Leistungen der Baumeister waren doch nur möglich, wenn die Kunst des Rechnens höher stand als es scheint. Von der wirklich großen alexandrinischen Mathematik scheint nicht viel in die Schule gedrungen zu sein.

Briefe und Verträge machen im allgemeinen nach der sprachlichen Fassung wie nach der Schrift einen günstigen Eindruck, wenn auch ungeschickte Sätze, sprachliche Fehler und Mißbildungen sowie schwerfällige Hände unter den Tausenden nicht selten vorkommen; der niedere Schulunterricht scheint seine Pflicht getan und auch ziemlich weit gereicht zu haben. Allerdings rühren viele Schriftstücke von Berufsschreibern her, so daß die Zahl der Schriftkundigen geringer angesetzt werden muß, als man zunächst angesichts der vielen Blätter und Handschriften meint. Und es sind doch nicht wenige, vor allem Frauen, aber auch Männer, die ausdrücklich ihre Unfähigkeit zu schreiben bekennen; sogar ein Oberpriester in der Provinz erklärt sich für Schreibens unerfahren. Da die römische Regierung den Römerinnen, die mindestens drei Kinder hatten, die Geschäftsfähigkeit ohne männlichen Beistand nur unter der Voraussetzung verlieh, daß sie schreiben konnten, muß sie dasselbe wenigstens grundsätzlich von allen römischen Bürgern verlangt haben. Die Berufsschreiber dagegen, Geschäftsschreiber wie Buchschreiber, beide verschieden je nach dem Ziele ausgebildet, leisteten Bewundernswertes, wie die unmittelbaren Zeugen ihrer Arbeit noch beweisen.

Den überlieferten Schulübungen sieht man es nicht immer an, in welche Stufe des Unterrichts sie gehören. Wer über das schlichte Lesen, Schreiben und Rechnen hinaus wollte, gleichviel welchem Wissensgebiete er zustrebte, genoß den höheren Unterricht der Rhetoren. Denn sie und ihre Kunst, die Rhetorik, beherrschten die weitere Ausbildung so sehr, daß auch der Fachunterricht in den Wissenschaften kaum ohne rhetorische Mittel erteilt und empfangen werden konnte. War die gewöhnliche Schule überall zu finden, so mußte man die Rhetoren in den größeren Städten, vor allem aber in Alexandreia suchen. Es kam darauf an, die gebildete und schmuckvolle Sprache zu lernen, die vom Schriftsteller und Redner, aber auch vom höheren Beamten unbedingt gefordert wurde. Unterscheidet sich bei uns schon die Umgangssprache des Alltags beträchtlich von der Schriftsprache, so noch viel mehr in den Ländern des Mittelmeers, und im Altertum eher noch stärker als heute. Im heutigen Griechenland schreibt man in Büchern und Zeitungen vielfach eine der großen Vorzeit angenäherte Sprache, die infolgedessen von der gewöhnlichen Redeweise stark abweicht; das gesprochene Arabisch Ägyptens ist fast eine andere Sprache als das geschriebene, das der Gebildete beherrschen muß; diese beiden Beispiele sollen nur deutlich machen, wie groß der Abstand beider Sprachformen werden kann. Bis gegen Christi Geburt hin

wahrte auch die Kunstsprache der Rhetoren den Zusammenhang mit dem lebendigen Fortgang der Sprache überhaupt, obgleich ihre eigentliche Voraussetzung, die freie Rede über Staatsangelegenheiten vor einem freien Volke, schon lange nicht mehr bestand. Aber im Beginn der Kaiserzeit hemmten gerade die Rhetoren die natürliche Entwicklung, indem sie als Vorbild nur noch die Schriftsteller der hellenischen Blüte im fünften und vierten Jahrhundert v. Chr. gelten ließen; dieser sogenannte Klassizismus ist bereits besprochen worden. Demosthenes und die andern attischen Redner, dazu Platon wurden nun der einzige Maßstab des gebildeten Stils und um deswillen überall gelesen; wenn sie unter den Papyrusfunden der Kaiserzeit bemerkenswert hervortreten, so liegt es nur daran, nicht etwa an einer Vertiefung in ihren Inhalt. In diesen rhetorischen Unterricht gehören auch die grammatischen Bücher, die aus dem Schutte wieder aufgetaucht sind, denn die Durcharbeitung der Sprache gab die sichere Grundlage. Alle Schriftsteller der Kaiserzeit in der gesamten hellenischen Welt schrieben diese klassische Rhetorensprache, ohne verbergen zu können, daß eine Nachahmung niemals das Vorbild erreicht. Sie bauten kunstvolle und schwungvolle Reden auf wie Dion von Prusa, der eine solche an die Alexandriner richtete, oder der weltberühmte Aristeides, der um die Mitte des zweiten Jahrhunderts auch Ägypten bereiste und hier von den Hellenen mit einer Ehrentafel gefeiert wurde. Während sonst, wie wir zuvor bemerkten, die hellenische Bildung in Ägypten gerade damals nur wenig Fühlung mit dem hellenischen Geistesleben draußen wahrte, unterlag sie genau so wie die große Welt der Übermacht der Rhetorik. Die amtlichen Schriftstücke und die Briefe, denen man oft die Vorlage ansieht, zeugen deutlich davon. Die Briefe des Apostels Paulus ergreifen den Sprachkundigen gerade deshalb mit voller Gewalt, weil hier mitten in dieser gekünstelten Ebenmäßigkeit ein Mensch aus vollem Herzen schreibt, ohne sich zu zieren, ohne nach Demosthenes oder Isokrates zu schielen. Und auf viel tieferer Stufe geht ein ähnlicher Reiz von vielen Papyrusbriefen einfacher Menschen aus, die schlicht von ihren Geschäften und Sorgen erzählen, unberührt von der vornehmen Hochsprache der Professoren. Vom höheren Unterrichte und seiner Rhetorik gewährt uns ein Gedicht späterer Zeit, aus dem vierten Jahrhundert, eine besonders anschauliche Vorstellung. Ist es auch im Kreise der Hochschule von Berytos, des heutigen Beirut, entstanden und nur durch einen Zufall nach Ägypten verschlagen, dadurch aber erhalten worden, so schildert es doch nur, was sicher

genau so für Alexandreia gilt. Bei der Trauerfeier für einen Professor der Rhetorik wurde sein Bild enthüllt und jenes Gedicht vorgetragen, das zuerst eben hiervon im iambischen Maße spricht: „Und vollen Lobes würdig ist der Schülerkreis, der recht gesinnet seines Lehrers wohl gedenkt. Denn da das Aug' ihn sonst nicht mehr zu sehn vermag, errichten sie der Bilder zwei in Zeichenkunst: das eine schufen Jünger aus der Malerzunft, das andre stand in jedem, von Natur dem Geist hinein gezeichnet. Nun zum dritten will ich dies beseelte Bildnis stiften, das noch selber spricht, nicht Wachs gestaltend, sondern mit der Verse Kunst. Und wenn es scheint, als dränge mich die Leidenschaft in vollen Überschwang des Lobens tief hinein dem Mann zu Ehren, hier gilt kein gehässig Wort. Denn keine Stätte findet, sagt Demosthenes, der aus dem alten Meister der Geschichte schöpft, der Neid auf Tote bei dem Manne, der noch lebt. So schließ' ich nun der Lustspieliamben Zeilen ab und reih' ins Maß des Heldenliedes ein, was folgt". Nachdem der Verfasser glücklich die großen Stilmuster Thukydides und Demosthenes angebracht hat, beginnt er im homerischen Verse den Tod des Professors ebenso schwülstig wie nüchtern zu erzählen.

Mit fremden Sprachen hat sich der höhere Unterricht der Rhetoren schwerlich abgegeben. Man lernte sie um des Gebrauches willen; der Wahn, daß nur durch sie das Denken geschult werden könne, lag den Hellenen fern. Während die Ägypter, oft mit zweifelhaftem Erfolge, sich das Griechische anzueignen suchten, stand den Hellenen der Kaiserzeit das Lateinische im Vordergrunde, soweit sie dessen in einer ganz griechisch verwalteten Reichsprovinz zu bedürfen glaubten. Man übte sich etwa am Vergil mit griechischer Übertragung, übersetzte die Fabeln des Babrios ins Lateinische und lernte die Alltagssprache aus höchst einfachen Gesprächbüchern, die eine gewöhnliche Unterhaltung in Satzteilen übertrugen; auf solch' einem Blatte stehen Koptisch, Griechisch und Lateinisch neben einander, gewiß für den Ägypter, der von seinem Koptischen aus nur über das Griechische zum Lateinischen gelangen konnte. Vielleicht am wichtigsten war es für den Rechtsberater, die Quellen des Römischen Rechtes in ihrer eignen Sprache lesen zu können, obwohl es sicher Übersetzungen genug gab. Die Werke römischer Schriftsteller, namentlich Vergils und Ciceros, die hin und wieder gefunden werden, gehören entweder den spärlichen römischen Kreisen Ägyptens an oder einzelnen Gelehrten oder dem Sprachunterrichte. Im übrigen besaß die hellenische Weltsprache eine solche

Verbreitung und ein solches Übergewicht, daß der griechisch Sprechende kaum auf den Gedanken verfiel, er müsse eine fremde Sprache lernen; haben doch die Juden sogar in Alexandreia lieber ihre Heiligen Schriften ins Griechische übersetzt, als das Hebräisch ihrer Väter auch nur zu bewahren.

Diese hellenische Sprache der allgemeinen Bildung und des Weltverkehrs hatte bereits im vierten Jahrhundert v. Chr. die Grundform gewonnen, die sie dann durch Jahrhunderte behalten und fortentwickelt hat. Die Mundarten wurden zurückgedrängt, das Attische trat die Herrschaft an, aber geschmeidig gemacht durch andre, namentlich ionische Einflüsse. Die Gemeinsprache, mit ihrem hellenischen Namen Koinê, wurde aber in Alexandreia etwas ganz Besonderes. Weltweite des Handels und der Beziehungen, Blüte der Literatur, Forderungen des geschäftlichen, amtlichen, persönlichen Schreibens und dazu die Wirkung des Orients schufen die Eigenart der alexandrinischen Koinê, die wir jetzt aus Tausenden von unmittelbaren Äußerungen besser als irgend eine andre Prägung kennen. Freilich mehr aus Ägypten als aus Alexandreia, aber wenn irgendwo dürfen wir hier das, was wir beobachten, schlechtweg alexandrinisch nennen. Das Gemeinsame wird fühlbar genug, aber auch tiefe Unterschiede. Die Bildung des Schreibenden bestimmt innerhalb der allgemeinen Sprachform seinen Wortschatz und seinen Stil, das heißt die Art wie er der Regel folgt und wie er davon abzugehen wagt. Neben den hochtrabenden Schriftsätzen der Kanzleien, die wahre Satzungeheuer von unerreichter Länge bauen, steht die schlichte Klarheit königlicher Verfügungen; die Urkundenschreiber arbeiten gewöhnlich ohne Aufputz, aber deutlich und übersichtlich, wenn sie auch gern den ganzen Inhalt eines Vertrages in einen Satz gießen. Am mannigfaltigsten ist der Brief; von höchster Feinheit bis zum kaum verständlichen Gestammel des kleinen Mannes, der nur selten die Feder führt und mit dem Ausdrucke ringt, und oft genug die Grammatik wie die Rechtschreibung mißhandelt. Uns freilich sind gerade seine Blätter wertvoll, weil sie der Volkssprache näher führen und die Aussprache hören lassen. Ziemlich selten begegnet der zerstörende Einfluß des Ägyptischen, und die große Mehrzahl der sogenannten Fehler muß aus dem Volksgriechisch erklärt werden. Nur ausnahmsweise schaut die wirklich gesprochene Sprache hindurch. Um die Besonderheit dieser alexandrinischen Sprache in ihren Abstufungen und Färbungen zu fühlen, vergleicht man am besten das Neue Testament, denn es zeigt die hellenische Gemeinsprache, wie sie Syrien geprägt hat. Bei-

spiele müssen hier unterbleiben, weil Übersetzungen nichts lehren. Unterschiede ganz andrer Art legt der Längsschnitt bloß. In rund neunhundert Jahren bleibt keine Sprache auf derselben Stufe stehen; im Vergleiche mit andern hat sich die hellenische Gemeinsprache sogar wenig genug geändert. Unter den Ptolemäern wahrte sie einfache Klarheit und verfiel nur in Ausnahmen dem Wortschwall, der Breite und dem tönenden Nichts. In der Kaiserzeit wird das Überflüssige allmählich immer weniger vermieden; Eingaben an hohe Herren beginnen sich mit Ergebenheit und schönen Grundsätzen aufzuputzen, der Brief nimmt an Segenswünschen und Grüßen zu, an Inhalt und Deutlichkeit ab. Man spürt langsam den Rhetor mit seinen Stilvorlagen eindringen. Obgleich aber die Zunahme an vielen Beispielen ins Auge fällt, erscheint dann doch der sogenannte byzantinische Stil wie etwas überraschend Neues, denn noch längst nicht alle seine Wurzeln liegen am Tage. Die Rhetorik hat gesiegt, so sehr, daß die Sprache eigentlich nur noch Wortprunk ist; das Wort für sich hat kaum noch Wert, es muß umschrieben, der Begriff muß so und so oft wiederholt werden, um überhaupt noch etwas zu sagen. Verträge, die in unerträglicher Breite den Inhalt zweimal vorführen, zuerst als Absicht der beiden Seiten, dann als vollzogene Handlung, sind nicht selten. Am meisten befremdet aber der Wandel in der Wortbedeutung gegenüber der älteren Sprache, der vielfach ganz unverkennbar ist. Beherrschte früher die Rhetorik die Literatur und die Erlasse der Kaiser wie der hohen Beamten, während die Urkunde schlicht und sachlich blieb, so überschlägt sich in byzantinischer Zeit der einfachste Vertrag vor Geschwollenheit; die Schriftsteller dagegen und die Kaiser befleißigen sich der Einfachheit. Fast möchte man sagen, in der byzantinischen Sprache verhalte sich alles umgekehrt wie im älteren Griechisch. Die Entwürdigung des Untertanen nicht nur vor dem gottähnlichen Kaiser, sondern auch vor den Beamten und dem neuen Grundadel mag den Spießbürger zu jener Wortfülle, zu jener triefenden und kriechenden Höflichkeit getrieben haben, die von seinesgleichen nur als von Inbegriffen aller Hoheit und Trefflichkeit spricht; man galt zwar nichts, suchte aber sich einzureden, daß man viel gelte. Daher stammen noch unsere Exzellenzen und Eminenzen, unsere Hochwohlgeborenen, Durchlauchten und Majestäten. Da hat freilich Rom viel beigesteuert, zumal der monarchische Hof seit Diokletian, wie ja auch die lateinische Sprache auf die byzantinische gewirkt hat. Sogar die lateinische Schrift, denn die großspurige Schreibweise der Byzantiner steht zum Teile unter lateinischem Einflusse, geht aber auf der andern Seite aus

der geschilderten Großmannssucht des lächerlich Kleinen hervor. Vom Orient kam nicht mehr als was im Laufe von Jahrhunderten langsam in die Gedankenwelt der Hellenen eingedrungen war. Dagegen ist das Christentum zum großen Teile für die byzantinische Art und auch für den byzantinischen Stil verantwortlich, denn es hat seine betonte Demut vor Gott und Menschen den Halbgebildeten aufgezwungen, die sie nun in Haltung und Worten zur Schau trugen. Was innerlich unwahr und verkrümmt war, erschien echt christlich. Die römischen Kaiser haben versucht, dem aufrechten Hellenen das Rückgrat zu brechen; das Christentum hat es getan. Deshalb ist der christliche Byzantiner so haltlos, eitel wie knechtisch, in Leben und Worten. Auch in Sprache und Schrift löst sich das byzantinische Zeitalter vom alten Hellenentume und gleitet in neue Daseinsformen hinüber, die uns als Merkmal des Mittelalters erscheinen. Ein grausiger Dichterling aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts, nach seiner Heimat der Dichter von Aphrodito genannt, zeigt uns, was aus hellenischer Sprache, Kunst und Gesinnung geworden war.

Neben alexandrinischer Wissenschaft, Bildung und Sprache steht mit gleichem Rechte und gleicher Wirkung die alexandrinische Kunst. War es schon auf jenen Gebieten nicht leicht, eine Vorstellung zu gewinnen, weil so vieles beim Mangel unmittelbarer Zeugen mittelbar gewonnen werden muß, so gilt das noch mehr von der bildenden Kunst: was wir haben, sind wirklich nur verstreute Trümmer, auch außerhalb Alexandreias, das ja für Funde besonders ungünstig ist, nur kümmerliche Überreste im Gegensatz zu der geschlossenen Menge ägyptischer Denkmäler, die noch heute überwältigend ihre Kraft verkündigen. Und doch hat einmal alexandrinische Kunst nicht nur Ägypten durchdrungen, sondern ist anregend, ja vorbildlich durch die ganze Mittelmeerwelt geschritten. Der pergamenische Altar ist in einem jungen, kleinen und unbedeutenden Staate erstanden zu einer Zeit, als Alexandreia Hauptstadt eines der großen Reiche und zugleich die erste Stadt der Welt war; man muß sich das vergegenwärtigen, um zu ahnen, was hier zu Grunde gegangen sein mag. Ohne Zweifel machten Alexandreias öffentliche Bauten einen rein hellenischen Eindruck, und will man etwas davon ahnen, so holt man seine Vorstellungen am besten aus den großen Städten der hellenischen Welt wie Milet eine war. Die Königsburg und das Alexandergrab, das Gymnasion und das Hauptgericht, die viereckige Halle und die Säulengänge an der Hauptstraße entlang, dazu die hellenischen Tempel, später das Kaisareion sind für uns leider nur

Namen ebenso wie der Pharos; wer sie sich vorstellen will, bedarf anderer Vorbilder. Was die großen Städte der Provinz lehren, bleibt recht gering; zur Zeit Napoleons standen z. B. in Antinoopolis noch beträchtliche Teile von Bauten, aber heute ist so gut wie alles hin, und die redseligen Papyrusurkunden nennen zwar oft genug Bäder, Tempel, Hallen, Gymnasien, beschreiben sie aber nicht. Hier und da begegnen wohl einmal Bilder auf Mosaiken oder an Wänden, die man vielleicht auf Alexandreia beziehen darf, Turmgebäude oder Lusthäuser; jedoch von der großen Baukunst Alexandreias vermitteln sie keine Vorstellung. Daß wir aus einer italischen Landstadt wie Pompei immerhin manches für die Anschauung Alexandreias lernen können, beweist, wie kläglich wenig wir eigentlich wissen. Das im allgemeinen hellenische Stadtbild wurde sicher mehrfach durch ägyptische Bauten unterbrochen, wenn sie auch in Alexandreia nicht von ferne soviel bedeutet haben wie weiter nilaufwärts. Immerhin machte sich ägyptischer Einfluß fühlbar, vornehmlich da, wo überhaupt die ägyptische Gedankenwelt die hellenische überwältigte, in Bestattung und Grab. Nicht weit vom großen Sarapeion und der noch stehenden sogenannten Pompeiussäule haben einst die Alexandriner ihre Totenstadt aus dem Kalkstein herausgearbeitet; ein Teil liegt jetzt frei, und durch erfolgreiche Ausgrabungen ist Kôm eš šuqafa bekannt geworden. Hier kreuzen sich im Bau und im bildlichen Schmucke hellenische und ägyptische Kunst, wobei die hellenische mehr die Form, die ägyptische mehr den Inhalt prägt. Gänge führen zu runden Hallen, mit Einzelgräbern wie mit kleinen Kammergräbern, die man nach den römischen Katakomben loculi, Plätzchen, zu nennen pflegt. Den völlig verschwundenen Oberbau darf man sich nach Bildern ergänzen, die in Italien zu Tage gekommen sind. Ob aber aus dieser großen, ja prunkvollen Grabanlage Erhebliches auf die Wohnungen und Gemeindebauten der Lebenden geschlossen werden darf, ist mehr als fraglich. Eine allgemeine hellenisch-ägyptische Stilmischung im Gesamtbilde Alexandreias anzunehmen, haben wir kein Recht. Alexandreias Eigenart läßt sich hier kaum fassen; gewiß aber hat es auf seine besondere Weise die Wandlungen der Jahrhunderte mitgemacht. Als später die hellenische Baukunst, zumal im Osten, zu den Formen überging, die man als byzantinisch nennt und kennt, trug die ägyptische Richtung, die koptische Baukunst, gewisse Sonderzüge. Einige alte Kirchen und Klöster wie Abu Serge in Altkairo gewähren noch heute die Anschauung davon.

In einer Weltstadt wie Alexandreia, in einem so reichen Lande,

wie Ägypten es unter den Ptolemäern und lange Zeit auch noch unter den Kaisern war, kann es auch dem Bildhauer nicht an Aufgaben gefehlt haben. Die ägyptischen Künstler arbeiteten in der alten Art weiter; ihre Kunst setzte bewußt das Altbewährte fort und lehnte die Neuerung ab; nur sofern sie ganz von selbst durch tägliche Berührung mit einer verwandelten Welt sich eindrängte, fand sie Raum, ohne dem ungeschulten Auge sichtbar zu werden. Die Wände der neuen Tempel, die in Edfu, Kom Ombo und auf Philä noch stehen, wurden mit Reliefs echt ägyptischen Stiles bedeckt, und von einer Wirkung der hellenischen Kunst, die doch das ganze Land mächtig durchflutete, findet sich keine Spur. Wahrscheinlich besaßen die meisten Tempel die Standbilder ihrer Götter aus alter Zeit; wo man sie aber neu bildete, wird die Priesterschaft schwerlich eine Abweichung von der alten, geheiligten Gestalt zugelassen haben, denn die Götter blieben doch auch in dieser Zeit im Kerne ägyptisch, in ihrem Wesen kaum durch die Gleichung mit hellenischen Göttern berührt, die sich im Doppelnamen ausdrückte. Von der großen Plastik wissen wir für diese späten Jahrhunderte fast nur aus den Nachbildungen der Kleinkunst, so daß es schwer fällt, eine klare Vorstellung zu gewinnen, wie etwa die vergoldete Athena-Thoëris in Oxyrhynchos ausgesehen haben möge, mehr nach der Jungfrau Athena oder mehr nach dem Nilpferd Thoëris. Man wird freilich ein wenig stutzig, wenn man in kleinen Gestalten aus Bronze und Terrakotta oder im Relief von Kôm eš suqafa seltsame Mischformen bemerkt, etwa den Krieger Anubis, hellenisch gerüstet, mit der Lanze in der Hand, in großartig bewegter Heldenstellung, oben drauf aber den Schakalskopf; aber auch hier handelt es sich um Grab und Tod, und wenn Lukianos den Anubis aus der Götterversammlung hinausweisen will, weil er belle, so nahmen die Alexandriner den Gott gewiß viel ernster. In der Kleinkunst der Bronzen, deren Technik die Ägypter seit Alters kannten, tritt der rein ägyptische Stil neben dem hellenischen noch stark hervor; dagegen scheint in den Terrakotten der Hellene zu überwiegen, wohl deshalb, weil diese Arbeitsweise ihm gehörte. Jener Anubis sieht im ganzen hellenisch aus, selbst den Tierkopf hätte wohl kein Ägypter so gestaltet. Rein hellenisch schuf Alexandreia seinen großen Gott Sarapis mit dem zeusähnlichen Haupte.

Unter den großen Bildwerken aus der Totenstadt begegnen alle drei Arten: die rein hellenische in einigen schönen Köpfen, besonders eines Sarapispriesters und einer Dame, die ihre Haare wie Julia, des Kaisers Titus Tochter, trägt und daher in die zweite Hälfte

des ersten Jahrhunderts n. Chr. gehört; zwei Gestalten, Mann und Frau, in ägyptischer Haltung aber mit hellenischem Kopfe; endlich ganz ägyptische Ausführung der verstorbenen Grabherren. Im Tode gebärdete man sich gern recht ägyptisch, im Leben herrschte doch die Kunst der Hellenen, herrschte sogar tief hinein in ägyptische Gottesdienste, wenn auch die Verehrung der Isis damals von Alexandreia aus die Welt eroberte und als eine der großen Weltreligionen mancherlei von ihrem ägyptischen Ursprunge verlor. Gerade hier bewies der hellenische Bildhauer seine Beweglichkeit und deshalb Überlegenheit: den Ägyptern gelang es nie, selbst wenn sie es einmal versuchten, die hellenische Lösung der Glieder zu erreichen, und ihre Gegenstände blieben die gleichen, während hellenische Kunst sich sogar heiliger Handlungen aus der Isisverehrung bemächtigte. Vor kurzem ist in einer römischen Katakombe ein Relief entdeckt worden, dessen Beziehung zum Isiskreise am Tage liegt. Die Hauptgruppe, Männer und Frauen einen unanständigen orientalischen Tanz aufführend, während die Zuschauer leidenschaftlich erregt in die Hände klatschen, ein Vorgang, den man heute in Ägypten ebenso beobachten kann, drückt ganz und gar hellenische Kunst der Kaiserzeit aus, und zwar mit einer Leichtigkeit in Bewegung und Anordnung, die nur in wenigen Tanzbildern ihresgleichen finden wird. Hier regt sich, in den Händen eines hochbegabten Künstlers, derselbe Geist, der sonst mehr in der Darstellung des Weltlebens wirkt; es scheint, als habe Isis die Hellenen besonders angeregt. Ihr Standbild, oft in anmutiger Schlankheit dem Schönheitsvorbilde des Neuen Reiches gemäß, dessen Frauenkleid sie auch trägt, verbindet die Vorzüge ägyptischer und hellenischer Art, streng gebändigte Anmut mit zwangloser Bewegung. Aber der Künstler scheut sich nicht, Haltung und Züge einer jungen Alexandrinerin zu entlehnen. Osiris dagegen bleibt ganz ägyptisch, auch der von Kanobos, dessen seltsame Gestalt, dem Eingeweidekruge verwandt, unter den Terrakotten oft begegnet und wahrscheinlich das Gottesbild des Tempels widergibt. Diese kleinen Kunstwerke des Bürgerhauses, oft roh, oft aber auch reizvoll gearbeitet, spiegeln Leben und Gedanken der Menschen, die eine ägyptische Hathor meinten, aber eine nackte Aphrodite, halb ägyptisch empfunden, der jungen Frau mit ins Haus gaben, die an der Besfratze hingen und wieder ihre Freude an den Gestalten des täglichen Lebens hatten: da sitzt das Hökerweib hinter seinen Körben, eine steif wattierte Dame der besseren Stände wandelt würdevoll vorüber, auf dem Kopfe trägt eine halbnackte Frau einen Korb mit Broten, mit einem

Fische schleppt sich der alte Bucklige, und viele andre Gestalten, kräftig ja nicht selten etwas derb angefaßt, wenn man an die zarten Frauen von Tanagra und Myrina denkt, aber sehr frisch und lebensvoll. Es sind Provinzbeispiele alexandrinischer Kunst. Dazwischen hin und wieder kleine Nachbilder großer Kunst: so bezwingt ein herber Mädchenkopf den Beschauer durch Schönheit und leisen Schmerz.

Was die Papyrusurkunden von Bildwerken erzählen, bleibt schattenhaft: Kaiserstatuen und Kaiserbüsten begegnen häufig. Ein wenig Einblick gewähren hier und da Schatzverzeichnisse der Tempel: da Rom sie wie alles Tempelgut mittelbar als Staatsvermögen betrachtete, hielt es auf genaue Verzeichnisse und ihre Nachprüfung. So erfahren wir denn einiges von den Heiligtümern in Oxyrhynchos, Gruppen der kaiserlichen Familie, bronzenen und silbernen Köpfen Hadrians, und Seltsamkeiten, wie es Gestalten aus Holz mit einem Kopfe von parischem Marmor gewesen sein müssen. Vergoldung der Bildwerke scheint etwas Gewöhnliches zu sein. Solche Schätze fielen den Tempeln aus Weihungen der Frommen zu, und viele der kleinen Götterbilder werden aus solchen Schenkungen stammen. Aber auch Geräte des Gebrauchs, Kandelaber aus Bronze und silbernes Tafelzeug, fanden sich sogar in entlegenen Heiligtümern, nicht anders als in den Häusern der Reichen, die wohl von ihrem Eigentume den Göttern etwas überließen, wenn sie sich dankbar erweisen wollten. Ein ziemlich umfangreiches Verzeichnis von Tafelsilber, sogar mit Bemerkungen über die Verpackung und Aufbewahrung, nennt Schalen und Becher, Löffel und Platten, meistens aus Silber, mit genauer Angabe des Gewichtes, ein paarmal auch des Musters, das den Namen eines Meisters, und zwar einen lateinischen Namen trägt; vielleicht gehörte es einem Römer, der es aus der Heimat mit nach Ägypten genommen hatte; aber eher als an solch' einen seltenen Zufall möchte man an den Einfluß römischer Silberkunst auf Alexandreia glauben, obwohl Alexandreia selbst das große Vorbild der Welt war, denn die Beziehungen gingen herüber und hinüber, wie sich von selbst versteht. Einigermaßen anschaulich aber werden uns diese Namen von Geräten, wenn wir ein Meisterwerk alexandrinischer Silberarbeit damit vergleichen, den sogenannten Hildesheimer Silberfund. Ob dies prunkvolle Tafelsilber mit einem römischen Heerführer nach Deutschland gelangt oder im Handel von einem deutschen Fürsten erworben worden ist, gleichviel, es prägt alexandrinische Kunst, vielleicht in auswärtiger Nachahmung, für uns besonders deutlich aus. Funde in Ägypten

selbst haben die Herkunft der Formen bestätigt, Reste von Silbergerät aus Hermupolis, Gußformen und gleiche Bildungen in schlichter Töpferarbeit. An die glänzende Schale mit der stark herausgearbeiteten Athena in ihrer Mitte erinnert die Schale mit dem Bilde des Gottes Soknopaios, die das Schatzverzeichnis seines Tempels anführt. Mancherlei andere Reste von Gefäßen, Vasen und Schalen bieten uns wenigstens eine gewisse Möglichkeit, die ausführlichen Schilderungen vom Schatze der Ptolemäer zu beleben. Was im großen Festzuge zu Ehren des Dionysos, Alexanders und des ersten Ptolemaios aus des Kammern des Philadelphos geholt und allem Volke vorgeführt wurde, die Geschenke, die derselbe König dem Tempel in Jerusalem gesandt haben soll, werden immerhin soweit beschrieben, daß man ihre Art und den Reichtum des Schmuckes sich denken kann. Vasen mit aufgesetztem Zierat, glasierte Tongefäße mit erhabenen Gestalten aus dem Zirkus, von der Straße, von Possenreißern und Gauklern, echte Erzeugnisse weltstädtischen Kunstsinnes und Gewerbfleißes, bezeichnen geradezu die alexandrinische Richtung. Viele Hände beschäftigte der Frauenschmuck, Ohrringe und Broschen, Ketten und Armspangen, die in den Urkunden, besonders den Eheverträgen oft genannt, bisweilen auch etwas beschrieben werden, außerdem aber in mancherlei Gestalt erhalten geblieben sind; Perlen und Edelsteine waren als Einsatz beliebt. Endlich die Siegelringe der Männer und Frauen mit den geschnittenen Steinen; auch hier erzählen die Papyrusblätter von Siegelbildern, Götterköpfen wie Sarapis und Isis, Apollon und Athena, aber auch andern, und der Christ Clemens will den Gläubigen nur ganz bestimmte Siegelbilder gestatten, weil die andern zu sinnlich und zuchtlos seien. Es gibt Ringe genug, um die Beschreibungen zu verstehen, und auf einigen Urkunden sogar noch die glänzend erhaltenen Abdrücke der fein geschnittenen Steine. So reichte die Kunst tief hinein in die Gegenstände täglichen Gebrauchs, reichte hinab auch bis zum Kleinsten und Billigsten, den Tonlämpchen mit dem Bilde des Eros oder des Dionysos oder einer Heuschrecke und tausend andern, bis zu den irdenen Fläschchen der Christen, die nach dem heiligen Menas genannt das Kreuz, einen Apostelkopf oder sonst ein Sinnbild des Glaubens trugen.

Unter der vernichtenden Wirkung der Zeit hat am schwersten die Malerei gelitten, die gerade das äußere Bild der Bauten Alexandreias am sichtbarsten bestimmte. Wenn schon in den Provinzstädten öffentliche Bäder ausgemalt wurden, so geschah es in Nachahmung der Hauptstadt, und was alexandrinische Maler vermochten, ermißt

jeder, der in Neapel das Mosaik der Alexanderschlacht gesehen hat. Denn dies große Bild geht auf Alexandreia zurück, gleichviel wo es zuerst in Mosaik umgesetzt worden ist. Nicht bei allen Bildern Pompeis darf man alexandrinischen Ursprung suchen; aber wo Landschaften vom Nil oder Darstellungen aus dem Isisdienste auftreten, schaut Alexandreia als Heimat hindurch. Nur schwer gewinnen wir eine Vorstellung von dem reichen Bilderschmucke aller öffentlichen Gebäude Alexandreias, von den Tafelbildern im Palast und in den Häusern der Reichen, denn vor Augen haben wir nur wenig aus Alexandreia selbst, zerstörte Mosaikfußböden und Wandgemälde, etwas mehr aus Städten und Dörfern Ägyptens, wo doch aller Wahrscheinlichkeit nach nur eine abgeleitete Kunst höchstens zweiten Ranges sich entfaltete. Trotzdem sind einige solcher Tafelbilder in all ihrer Roheit kostbar. Ein bescheidener Künstler mag Theuphilos gewesen sein, der im dritten Jahrhundert v. Chr. an seinen Gönner Zenon schrieb: „Da die Arbeiten für Dich fertig sind und es nichts mehr zu tun gibt und ich dasitze ohne auch nur das Nötigste, so wirst Du gut tun, wenn Du irgendwelche Tafelbilder zu malen hast, sie mir zu übergeben, damit ich Beschäftigung und das Nötigste habe. Gibst Du sie mir aber nicht, so wirst Du gut tun, mir etwas zum Reisegelde beizusteuern, damit ich zu meinen Brüdern in die Stadt gehen kann."

Einigermaßen deutlich steht noch das Menschenbildnis vor uns. Bilder verdienter Männer wurden zu Ptolemais im Rathause aufgehängt, und wieder einmal müssen wir uns einen Zug aus der fernen oberägyptischen Hellenenstadt verdoppeln und verdreifachen, um Alexandreia näher zu kommen. Auch hier werden die Bürger ihre Wohltäter nicht allein durch Statuen, sondern durch Gemälde in den Staats- und Gemeindehäusern geehrt haben, auch hier stifteten Schüler das Bild des Lehrers in den Hörsaal, wie es die Studenten von Berytos taten. Es wäre ein Wunder, wenn die alexandrinische Spottlust sich nicht dieses dankbaren Gegenstandes bemächtigt hätte: fehlen uns auch die Bilder, so scheinen doch ein paar kleine Köpfe aus Ton die Züge wirklicher Menschen leicht und flott ins Lächerliche zu verzerren; sie erinnern verdächtig an Böcklins Köpfe am Baseler Rathaus. Doch zum Glück sehen wir noch mit unsern Augen Bilder der Kaiserzeit, etwa des zweiten Jahrhunderts n. Chr., eine lange Reihe von Köpfen aus Arsinoë, der Hauptstadt des Faijum. Man nennt sie Mumienbilder, weil sie auf die Mumie gelegt und mit ihren Wickelungen befestigt wurden; aber von Hause aus stellten sie selbständige Tafelbilder

dar, die gewiß im Wohnhause an der Wand hingen. Plastische Köpfe aus Stuck, demselben Zwecke dienstbar gemacht, stehen nicht an Wert und Güte der Arbeit, aber an Zahl hinter den Tafelbildern zurück. Hellenische Kunst spricht aus ihnen allen, dieselbe hellenische Kunst, die damals die Welt beherrschte und in Pompei die Bilder des Paquius Proculus und seiner Frau ebenso behandelte wie die wohlhabenden Bürger einer ägyptischen Provinzstadt. Schmuck und Haargebäude der Frauen nicht minder aber der Gesichtsausdruck weisen in gebildete Kreise, im wesentlichen die der Hellenen. Denn diese Männer und Frauen haben nichts Ägyptisches an sich; wo es erscheint, verleugnet es sich nicht. Schmale Gesichter mit großen weit geöffneten Augen dem Beschauer entgegenblickend, prägen zwar deutlich und oft meisterhaft die Verschiedenheit der Menschen aus, tragen aber doch soviel Gemeinsames, von der Technik an bis zum etwas müden und leidvollen Ausdruck, den nur selten ein Bild, wie die volle, derbe, heftige Aline durchbricht, daß die Sonderart einer bestimmten Malweise und Kunstrichtung ganz deutlich am Tage liegt. Viele mögen von demselben Künstler stammen; jedoch darüber hinaus reicht der Stil, den wir nun ohne Zögern alexandrinisch nennen werden, obgleich wir nur seinen Abglanz sehen.

Die Vorstufen dieser Bildniskunst kennen wir nicht; eine Berührung mit der Bildhauerei würde selbst dann, wenn mehr davon erhalten wäre, kaum nachweisbar; vielmehr muß eine lange Durchbildung der Malerei, in der Mischung der Farben, in ihrem Verhältnisse zu einander und in dem Verstehen des Kopfes, seines Baus wie seines Ausdruckes, vorausgegangen sein. Vom Münzbilde her kommt keine Hilfe. Die alexandrinischen Künstler der vorchristlichen Zeit haben freilich gerade hier Bedeutendes geleistet und die wesentlichen Züge der Könige klar nachgebildet, mehr auf die treue Wiedergabe als auf ein Muster der Schönheit bedacht. Da die zweite Berenike auf den Münzen eine strenge, königliche Schönheit zeigt, dürfen wir dem Bilde glauben. Aber die Arbeitsweise und der Zweck der Münzenkunst bleiben dem Tafelbilde in Wachsfarben so fern, daß es kaum einen Sinn hat, Beziehungen zu suchen. Eher mögen wenige Beispiele der Bildniskunst aus byzantinisch-koptischer Zeit andeuten, daß auch die alexandrinischen Maler dem allgemeinen Zuge der Kunst gefolgt sind, der namentlich vom Bildnis Vereinfachung, Strenge der Formen verlangte und weniger den persönlichen Ausdruck als sinnbildlich die Bedeutung der Persönlichkeit wiedergeben wollte. Wie weit die Hellenen bereits das Buchbild

pflegten, als Ägypten hellenisch wurde, ist unbekannt; jedenfalls wird die hohe Buchkunst des ägyptischen Totenbuches nicht ohne Wirkung geblieben sein. Was sie leistete, zeigen nur wenige, denn die große Menge der Totenbücher ist Handwerk. Aber an den Besten konnte der Hellene Text und Bild zu vereinigen lernen. Sicherlich haben es die Alexandriner gelernt; nur versagen sie sich wieder einmal, und was vereinzelt im ägyptischen Lande gefunden worden ist, sieht dürftig aus, Reste eines Pflanzenlehrbuchs mit farbigen Pflanzenbildern, Darstellungen aus der Sage, in Zeichnung wie Farbe sehr unbeholfen, schlechte Federzeichnungen, dazwischen freilich Bruchstücke von einer etwas besseren Hand, ungefüge Bilder in einer Weltchronik und Blätter aus Vorlagebüchern für Gewebe, die zum Teil gefällig gezeichnet sind. Dies alles deutet nur eben an, was in Alexandreia ohne Zweifel blühte; von hier aus dürften viele Bilder in die Bücher des Mittelalters übergegangen sein, und zwar schon aus der Rolle in die spätere Buchform. Die Vergrößerung und Verzierung der Anfangsbuchstaben sowie jede Art von Randschmuck tritt erst so spät auf, daß sie uns hier nichts angeht; die griechische Buchrolle besaß, wie es scheint, noch nichts davon, obwohl das ägyptische Totenbuch gerade für den Randschmuck ein Lehrer hätte werden können. Daß die ägyptische Wandmalerei keine Seite der hellenischen Malkunst irgendwie nennenswert angeregt oder bestimmt hat, bedarf nach allem, was wir beobachtet haben, kaum noch der Erwähnung. Hellenische und ägyptische Kunst haben sich trotz täglicher Begegnung im allgemeinen gemieden und nur in der Bildhauerei eigentümliche Kreuzungen hervorgebracht. Beide Welten waren zu verschieden, und wie die echten Hellenen den Ägyptern fern blieben, so wahrte auch ihre Kunst im wesentlichen das hellenische Angesicht.

Das Leben der Weltstadt.

In der Gesamtstadt Alexandreia kreuzen sich sichtbarer als in der Provinz die Reihen, die eine Gliederung der Einwohner bezeichnen. Das Staatsrecht scheidet Römer, Alexandriner, Hellenen, Fremde und Ägypter, die Freiheit den Sklaven, Freigelassenen und Freien, der Erwerb den Grundbesitzer vom Gewerbetreibenden und Handwerker, den Kaufmann vom Beamten und Soldaten, die Bildung den Gelehrten vom Ungelehrten, der Glaube die Anhänger der verschiedenen Religionskreise, zu denen das Christentum hinzutritt, während ägyptische und griechische Religion nicht als Be-

kenntnisse, die sich ausschließen, verstanden sein wollen, und schließlich greift überall am tiefsten der Gegensatz von Arm und Reich. Arme Römer und reiche Ägypter, gebildete und ungebildete Christen, alexandrinische Bürger, die sich als Nilschiffer, Volksschullehrer und Goldlöter ihr Brot verdienen, daneben Juden, die am kaiserlichen Hofe viel vermögen, die Freigelassene Antonia Philemation, die ihr Haus durch einen eignen Hausverwalter betreuen läßt — man könnte leicht noch viel Züge häufen, um zu zeigen, wie in der Weltstadt die Gegensätze schroff neben einander stehen und fortwährend wieder ausgeglichen werden. Wohl stärker als irgend eine andre Prägung hat das Geschäftsleben die Weltstadt beherrscht; durch den Großhandel und die Banken türmte sich auf der einen Seite der Reichtum auf, während daneben die Armut um so tiefer sank, gleichviel ob es Hochgeborne oder Findelkinder waren. Daneben freilich behauptete sich gewiß in manchen Kreisen die Verknüpfung von Adel, Besitz und Bildung, und es ist kein Zufall, wenn uns gerade altalexandrinische Familien als Eigentümer der Gartengrundstücke auf der Landenge nach Kanobos hin begegnen, während die Mehrzahl der Ägypter gewiß infolge ihrer staatsrechtlichen Nichtigkeit weder von der hellenischen Weltbildung noch von dem Gewinne des Welthandels berührt wurden, sondern arme Arbeitstiere blieben. Bei den Juden ergab sich trotz bereitwilligen Anschlusses an die hellenische Bildung doch eine gewisse Zurückhaltung von selbst, und so wirkten neben dem bewegten Durcheinander der Schichten, dem ewigen Auf und Ab, das heute erhob und morgen stürzte, doch auch Kreise und Kräfte des Beharrens. Im allgemeinen mag Alexandreia, seitdem es zur Weltstadt erwachsen war, Jahrhunderte lang die gleichen Züge behalten haben, wenn auch unter den Ptolemäern der königliche Hof einen Mittelpunkt bildete, den der römische Statthalter nicht ersetzen konnte. Die großen Geldleute, Alexandriner und andre Hellenen, Römer und Fremde auf der einen Seite, ihnen gegenüber die Besitzlosen, denen nur ihre Hände gehören, nicht rechtlich aber wirklich die Lohnsklaven der Geldmacht und doch wieder von ihr gefürchtet, zwischen beiden ein altansässiges Bürgertum, das waren die Alexandriner, wie die ganze Welt sie kannte. Nach außen glänzte der Reichtum, nach innen grinste die Armut. In ermüdender Wiederholung erzählen unsere Urkunden von Darlehen, die man sucht oder gibt, von wucherischen Zinsen und dem nutzlosen Kampf der Gesetze dagegen, der Bettler erscheint in den Rechnungsbüchern des gewöhnlichen Bürgers und in den Gestalten der Terrakotten, Kinder, die man nicht er-

nähren kann oder will, werden ausgesetzt. So gleichgültig auch im Allgemeinen der Mensch des Altertums an fremder Not vorüberging, es fehlte doch nicht völlig an Fürsorge im Einzelnen und im Ganzen. Viele hoben die Findlinge vom Schutthaufen, wenn auch nur, um sie als Sklaven großzuziehen; mancher nahm sogar das Findelkind als eigen an, was freilich Rom dem Ägypter verbot, weil er dadurch einen höher Geborenen um seinen Stand bringen könnte. Auch sonst wurden manchmal Kinder an Sohnesstatt angenommen, aber seltener als in Roms hohem Adel, weil die Ursache, der Mangel leiblicher Nachkommen, in dem kinderreichen Ägypten fortfiel. Nur die eigentliche alexandrinische Bürgerschaft scheint ähnliche Nöte wie Rom gehabt zu haben, die man um so eher begreift, je mehr man sie sich streng abgeschlossen und ihrer Vorrechte bewußt vorstellt. Eine Art Sammelvormundschaft trat da ein, wo es sich um wertvolle Teile der Bevölkerung handelte: wenn die Testamente der angesiedelten Krieger im dritten Jahrhundert v. Chr. öfters König und Königin zu Vormündern ihrer Waisen bestellen, so ist der Kern wohl die Waisenpflege des Staates, aber doch nur an diesen künftigen Kriegern, Kriegermüttern und Kriegerfrauen. Zur Kaiserzeit scheint in den Städten der Exegetes, wo es nötig war, Vormünder bestellt und beaufsichtigt zu haben, gewiß lediglich bei den höheren hellenischen Familien. Um Ägypter und Mischlinge kümmerte sich niemand. Wurde des Gesindels zumal in Alexandreia zuviel, so wählte wenigstens Caracalla das einfache Mittel sie hinauszuwerfen, freilich nicht ohne zugleich ernsthafte wirtschaftliche Ziele zu verfolgen. Von einem Bemühen, die armen, rohen Schichten des Großstadtvolkes zu heben, sei es auch nur, um höhere Leistung zu erzielen, sehen wir keine Spur.

Liest man das schon erwähnte Urteil des Polybios über die Alexandriner oder seinen Bericht von den Unruhen, die beim Tode des Ptolemaios Philopator ausbrachen, so glaubt man zunächst, er verstehe unter Alexandrinern eben jene Masse, die wir heute Proletarier zu nennen pflegen. Aber in Wahrheit hat er wie später Dion von Prusa die gesamte Bevölkerung im Auge. Denn Alexandreia, die erste wirkliche Weltstadt, die uns einigermaßen kenntlich wird, ist es auch darin, daß sie über alle Gegensätze hinweg ihren Bewohnern ein bestimmtes Gepräge verleiht. Geschlechter, ob vornehm oder niedrig, ob reich oder arm, ob gebildet oder roh, die Jahrhunderte lang neben einander hausten, dasselbe Pflaster traten, dieselben Feste feierten, dieselben Schicksale durchmachten, glichen sich im Wesen einander an; wer neu hinein kam, wurde vom Strome

des Lebens und der Lebensart fortgerissen, wurde Alexandriner. Die ewige Unruhe, die Sucht nach dem Wechsel, nach der Aufregung wurde zum Merkmal der Stadt; wo irgend etwas los war, rotteten sie sich zusammen, nicht nur die Männer, sondern auch die Kinder und die Weiber; ehe man sich's versah, ohne daß man wußte weshalb, begann der Straßenkampf, in den Umwälzungen der Ptolemäerzeit verschärft durch die Söldner und die Makedonen, die hüben oder drüben Partei nahmen, während unter römischer Herrschaft die Legionen gewaltsam die Ordnung herstellten. Um nichts, um eine heilige Katze, die ein Römer versehentlich totschlug, empörte sich dies Volk, das seinen Leidenschaften zügellos verfiel; die Mißhelligkeiten zwischen Hellenen und Juden führten hier sogleich zum Blutvergießen; nun gar gegen die verhaßten Römer waren sie immer zum Losschlagen bereit, so daß man das Mißtrauen mehrerer Kaiser wohl verstehen kann. Gelang es aber nicht oder zogen sie vor, sich vor der Macht zu ducken, so machten sich dieselben todesmutigen Empörer in bissigen Spottgedichten und höhnenden Namen Luft und fühlten im Grunde ihr Selbstgefühl dadurch ebenso gewahrt.

Dieselben Alexandriner ließen sich bis zur Raserei durch ein Pferderennen oder einen berühmten Sänger begeistern, so daß Tage lang bis in die engsten Gassen die Stadt von nichts anderem sprach und von Melodien tönte. Die Fremden, die Alexandreia besuchen, werden daheim viel Großes und Schönes zu erzählen haben, sagt Dion von Prusa in seiner Rede an die Alexandriner; aber zugleich haben sie eine Stadt gesehen, „die von Gesang und Pferderennen toll ist und dabei lauter Dinge tut, die ihrer unwürdig sind; sonst sind die Leute ganz gesetzt, wenn sie opfern und ihren Geschäften nachgehen; betreten sie aber das Theater oder die Rennbahn, so ist es, als sei dort ein Gift für sie vergraben, denn sie vergessen alles andre, reden und tun ohne Scham und Scheu, was ihnen einfällt. Und was am schlimmsten ist: sie spannen aufs Sehen und sehen doch nichts, wollen hören und hören nicht, so sehr sind sie außer sich, so sehr von Sinnen, nicht die Männer allein, sondern auch Weiber und Kinder.“ Das ist mehr als Begeisterungsfähigkeit, mehr als eine Schaumweinstimmung. Das Feuer des Südeuropäers, seine Empfänglichkeit für alles, was berauscht und blendet, ein schöner Anblick, hinreißende Musik, zündende Rede, Schwung der Gedanken, Freiheit und Heldentum, glüht hier über einer tiefen inneren Leidenschaftlichkeit, der Mitgabe des orientalischen Ägypters. Unter beherrschter Ruhe schlummert die Wildheit, die keine Grenzen mehr

kennt, weder der Raserei noch der Gewalttat. Wenn die Papyrusurkunden soviel von Überfällen, Körperverletzungen und Morden berichten, so äußert sich darin das nur äußerlich gebändigte Wesen eines rachsüchtigen, nie vergessenden Volkes. Aber die Art, wie diese beiden Urkräfte in einander fließen zu etwas Neuem und Besonderem, wird bestimmt von der Weltstadt, und insofern sind es Lebensäußerungen, die ähnlich in Rom auftreten, ähnlich vor allem in den Millionenstädten der Gegenwart. Überschritte es nicht den Rahmen dieses Buches, so müßte hier die Schilderung stehen, die Prokopios von der Kaiserstadt Konstantinopel zur Zeit Justinians I entworfen hat, denn sie könnte geradezu auf Alexandreia übertragen werden.

Eine solche Bevölkerung einer solchen Stadt befand sich immer offen oder heimlich auf dem Kriegsfuße mit Gesetz und Staat, und da jeder irgendwie schuldig war oder dafür galt, bedeutete dies den Kampf aller gegen alle unter der Oberfläche. Gerede verdichtete sich zur Verleumdung, und die Angeberei wurde eines der schlimmsten Laster der Alexandriner. „Die Stadt sei schon fast unbewohnbar geworden wegen der Menge der Angeber, und in jedem Hause sei die Grundlage erschüttert“; so begründet der Statthalter Tiberius Julius Alexander sein Vorgehen gegen diese Pest der Freistädte. Sie wird in Alexandreia noch weit über das hinaus gewachsen sein, was wir von Athen wissen, weil die Stadt viel größer war, und erst recht, seitdem alle Alexandriner, von den höchsten bis zu den niedersten, den Druck Roms spürten, dessen Herrschaft den eignen Vorteil rücksichtslos förderte und der Angeber geradezu bedurfte. Die kaiserliche Regierung forschte mit Hilfe der Angeberei allen Fällen nach, wo die Staatskasse betrogen wurde; es liegt auf der Hand, wie sehr dadurch die gegenseitige Ehrlichkeit und das Vertrauen erschüttert werden mußten. Aber den Römern kam es nur darauf an, alle Hilfsquellen auszubeuten, auch mit den übelsten Mitteln. Ganz aus dem Wesen Alexandreias begreift man auch die Spaltung der Einwohner in Parteien; freilich wird man ihrer nur selten habhaft, da ja die Nachrichten überaus dürftig sind. Polybios erzählt von den politischen Parteien, die beim Tode Philopators einander gegenüber standen und um die Gunst der Massen mit Mitteln warben, die wir nur allzu gern für Erfindungen neuester Zeit halten, nämlich mit politisch gefärbten Liedern oder Stücken in Singspielhallen. Und an die Mauern schrieb man bei Nacht, aber wohl nicht Aufrufe, sondern Spottverse, wahrscheinlich in Gestalt des Epigramms, das ja in

Alexandreia sich besonders reich entfaltete. Es war dieselbe Art, Gegner zu bekämpfen und für die eigne Sache Stimmung zu machen wie im Florenz des sechzehnten Jahrhunderts: Benvenuto Cellini erzählt von den politischen Sonetten, die bei Nacht an die Häuser geheftet wurden. Die Parteien gingen mit der Zeit; damals um den König und seine Ratgeber zu stützen oder zu stürzen, sechshundert Jahre später nach dem Vorbilde der Reichshauptstadt Byzanz, um auf den Sieg der blauen oder grünen Farbe im Zirkus zu wetten, woraus allerdings politische Gegensätze wurden, die sich von ihrem Ursprunge lösten, ähnlich wie zur Zeit Dantes die Guelfen und Ghibellinen Italiens mit Welfen und Staufern nichts mehr zu tun hatten.

Die Parteien stützten sich auf Vereine und riefen Vereine ins Leben. Die ganze hellenische Welt jener Zeit war davon durchsetzt, aber ein Mittelpunkt wie Alexandreia stand auch in dieser Beziehung an erster Stelle. Gewiß verfolgten viele von ihnen harmlose Zwecke, die mit dem Staate nichts zu tun hatten oder haben sollten; aber besonders die römische Regierung spitzte ihr allgemeines Mißtrauen gegen die Alexandriner auf die Vereine zu, offenbar in der wohl zutreffenden Voraussetzung, daß dies leidenschaftliche, aufruhrlustige Volk nur irgendwie sich zusammen zu tun brauchte, um auch schon auf Umsturz im Kleinen oder im Großen auszugehen. Eine spätere Verordnung milderte die Handhabung des Verbotes, ohne es aufzuheben. In den lustigen, ja rauschenden Tagen, als Kleopatra und Antonius Hof hielten, als Alexandreia unter seiner Königin und dem römischen Imperator Hauptstadt des Ostens, der halben Welt war oder zu sein schien, schloß sich auch das Gefolge der beiden Herrscher zu Vereinen nach ihrem Sinne zusammen. Die Brüder vom unnachahmlichen Leben teilten alle Ausschweifungen und Possen des hohen Paares, das nicht nur jede Üppigkeit übertrumpfte sondern auch sein Gefallen daran fand, bei Nacht in schlechter Kleidung und noch schlechterer Gesellschaft die Straßen zu durchschwärmen und die harmlosen Bürger in den Häusern zu überfallen; gab es dabei Prügel, so nahmen sie es nicht übel. Aber auch im Unglück blieben ihnen die Genossen treu; sie nannten sich nun die Brüder vom gemeinsamen Tode. Man begreift ohne weiteres, wie solche Kreise, an sich nichts als Vereine des Vergnügens, eine bestimmte politische Richtung annehmen konnten und dem siegreichen Oktavianus geradezu als Herde der königstreuen, römerfeindlichen Gesinnung erscheinen mußten, ohne daß der Name soviel verraten hätte wie die Bezeichnung der Philobasilistai aus spätptolemäischer Zeit, die wahr-

scheinlich in den ewigen Empörungen die „Königstreuen“ sammelten. Rom gewann, wie sich von selbst versteht, auch Anhänger in der Weltstadt, zum mindesten alle, die nunmehr zu Ansehen und Macht gelangten, wie zahlreiche Sklaven und Freigelassene; solche vor allem bildeten den Augustusverein, von dem wir hören. Die Erinnerung an die Ptolemäer lebte und wirkte fort, sonst hätten die Kaiser schwerlich so ängstlich jeden Anklang an den verhaßten und gefürchteten Namen vermieden, und gerade in den Vereinen wird die alte ptolemäische Richtung zumal unter Augustus noch sehr stark gewesen sein. Hatte Alexandreia vielleicht mancherlei an seinen Königen auszusetzen gehabt, sie manchmal durch Aufstände bedrängt, manchmal unter ihrer Willkür gelitten, im Ganzen war es doch gut mit ihnen ausgekommen, hatte einen glänzenden Hof besessen, Geld verdient, Feste gefeiert und sich im Glanze einer Reichshauptstadt gesonnt. Unter Augustus änderte sich alles; Rom faßte hart zu, und seine Legionen traten schwerer auf als die Söldner oder die Makedonen der Königsburg.

Die Grenze zwischen Vergnügungsvereinen und politischen Vereinen mochte fließen, und den „Spaßmachern“ in den Tagen Philopators können wir ihr eigentliches Wesen ebensowenig ablesen wie etwa den „Tafelfreunden“ oder den „Leidenden“ in der Provinz. Auf den ersten Blick sehen dagegen Berufsvereine, wie wir sie zuvor schon beim Gewerbe berührt haben, ganz gefahrlos aus: die Handwerker jeder Art schlossen sich so zusammen, bis allmählich Innungen daraus wurden, die Landwirte und die Beamten, die kleinen und die großen Kaufleute, die Soldaten und die Gelehrten, zunächst, um sich gegenseitig zu stützen, namentlich im Falle der Not und des Todes. Darauf zielten auch die Kreditvereine, die wir gerade aus Alexandreia kennen. Auch das werdende Christentum bediente sich vielfach solcher Formen und wurde gerade deshalb von römischen Statthaltern mit dem Argwohn betrachtet, den sie jedem Vereine entgegenbrachten; ob in Alexandreia, hören wir nicht ausdrücklich, dürfen es aber in dieser Hochburg des Vereinswesens unbedenklich annehmen. Als es immer mehr wuchs, als die Gemeinden der Provinzen sich zusammentaten und der Gesamtverband der Kirche immer kräftiger wurde, konnte ja mußte diese Kirche der römischen Regierung wie einer der großen Weltvereine erscheinen, die man auf anderen Gebieten längst kannte.

Zum wahren Tummelplatze der Vereine wurden das hellenische Gymnasion und das hellenische Theater. Das Gymnasion stand überall im Mittelpunkte des Hellenenkreises, in den Ländern des

Ostens, mitten unter fremder Bevölkerung, noch mehr als im Mutterlande. So bildete es auch in Ägypten den Kern hellenischen Wesens, das hier seine Mannhaftigkeit wahrte und stählte, hier seiner Eigenart bewußt blieb und über seiner Reinheit wachte. Der Ägypter wollte nichts davon wissen, den Mischling aber wies man hinaus. In den Gaustädten, zum Teile sogar auf Dörfern gab es Gymnasien, soweit nur selbstbewußte Hellenen noch etwas auf sich hielten. Wie es in Alexandreia besondere Bedeutung erlangte, so daß der Gymnasiarch geradezu als berufener Vertreter der Bürgerschaft und ihrer Freiheit erschien, haben wir schon gesehen. So waren die Hellenen vom Gymnasion, wie man sie nannte, an sich schon ein Verein, der ein gemeinsames Ziel mit gemeinsamen Kräften verfolgte. Aber darüber hinaus entstanden innerhalb dieses Verbandes, der in den großen Provinzstädten einige Tausend umfaßt haben kann, kleinere Genossenschaften der Altersgleichen, wie sie durch die gemeinsamen Übungen des Kampfplatzes zusammen geführt wurden, Vereine im engeren Sinne: die Knaben, Jünglinge, Männer und Greise, nicht überall gleich gestuft aber überall von gleicher Bedeutung. Besonders die Epheben, auf dem Übergange vom Jünglinge zum jugendlichen Manne, wurden der Kern des Gymnasions und seines Kreises, nach außen hin sein Wahrzeichen, so daß der Hellene seine Zugehörigkeit bewies, wenn er das Jahr seines Ephebendienstes angeben konnte. In Alexandreia wurden die Abteilungen der Epheben gezählt; wir finden die Nummer 133 und dürfen schon daraus auf eine sehr große Zahl der Zugehörigen schließen. Auch später blieb der ehemalige Ephebe im Verbande mit seiner Rotte und war gehalten, es dem Rottmeister anzuzeigen, wenn er umzog oder die Stadt verließ. So begründete das Gymnasion einen lebenslangen Bund seiner Glieder, der jedem Alter das Seine bot und alle zusammenfaßte. Alle diese Kreise aber, dicht oder verstreut in der ganzen Welt um das Mittelmeer herum, im oberägyptischen Ptolemais wie am Schwarzen Meere und in Gallien, begnügten sich nicht mit der Pflege des gleichen Geistes, nicht mit dem Bewußtsein der Einheit noch mit gelegentlichen Berührungen auf allgemeinen Festspielen, sondern traten zu einem großen Weltbunde zusammen, der entstehen konnte, sobald die Welt eine Einheit geworden war, im ersten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit. Herakles, der unermüdliche Kämpfer, gab dem Bunde den Namen, der außerdem regelmäßig den Namen des regierenden Kaisers sich aneignete, denn er stellte sich ausdrücklich unter den Schutz der höchsten irdischen Macht. Man übertreibt

nicht, wenn man annimmt, daß alles echte Hellenentum der damaligen Welt hier seinen Gesamtausdruck und im Zusammenschlusse eine Stärke fand, die gerade die Gefährdeten inmitten fremden Volkes geschützt hat. Die Auswüchse, die schon früh beginnen und in der späteren Kaiserzeit immer häßlicher hervortreten, nämlich das Übergewicht der Berufskämpfer, die von Festspiel zu Festspiel reisen, Ehren und Geld einheimsen und im Grunde das Gymnasion, den Übungsplatz aller hellenischen Männer, zum Schauplatze einzelner Gewaltleistungen herabwürdigen, dürfen uns nicht über die unvergleichliche Bedeutung des Weltverbandes für hellenisches Wesen und hellenische Bildung täuschen. Das Gymnasion mit allen ihm entsprungenen Vereinen pflegte mit der Mannhaftigkeit auch das Hellenentum, und wo sich dies einem andern Volke oder einem Staate gegenüber befand, wurde es dadurch unweigerlich politisch. Wir sehen ja noch deutlich, wie es gerade in Alexandreia Hort der Freiheit ist und sich gegen kaiserliche Laune und Willkür auflehnt. Aber Rom erkannte von vornherein richtig, daß es das Hellenentum, im Osten des Reiches die einzige mögliche Stütze seiner Macht, nicht antasten dürfe, und duldete deshalb diese Vereinsbildungen; ja den Weltbund um Herakles haben die Kaiser mit Gnadenschreiben geehrt und mit Vorrechten begünstigt. So zu handeln, war so klug wie notwendig; und Rom, das sonst so strenge die Vereine unterdrückte, hat die wichtigsten und zahlreichsten geschont, ja gefördert. Wie es die einzelnen Kampfspielsieger auszeichnete, so auch den Bund und in ihm alle Hellenen. Es war eins der Meisterstücke römischer Staatskunst, den hellenischen Freiheitssinn aus einem Gegner in einen treuen Helfer des Reichs zu verwandeln.

Ungefähr ebenso steht es mit den sogenannten musischen Vereinen, die überall die Dichtkunst, das Schauspiel jeder Art, die Musik, Kitharis wie Flöte und Gesang, dann auch Blasinstrumente, pflegten und um den Namen des Dionysos alles scharten, was zu hellenischer Kunst und hellenischem Geistesleben hielt. Die Mitglieder dieser dionysischen Vereine werden dieselben gewesen sein, die dem Gymnasion zugehörten, wenn auch vielleicht etwas geringer an Zahl. Musik und Dichtung waren ein wesentlicher Teil der Erziehung so gut wie Ringen, Laufen und Werfen. An dem frühptolemäischen Vereine der dionysischen Künstler sahen wir bereits ein Beispiel für die Vielseitigkeit solcher Kreise; er offenbart zugleich, wieviel Gewinn das hellenische Bewußtsein einer so entlegenen Siedlung inmitten der Ägypter, wie es das oberägyptische Ptolemais war,

daraus ziehen konnte. Denn auch die hellenische Musik lag dem Volke des Nils ganz fern. Wiederum in der Kaiserzeit taten sich die musischen Vereine des Reichs zum Weltbunde zusammen, der ebenfalls den jeweiligen Kaisernamen führte und mit kaiserlicher Huld prunken durfte. Denn er war ebenso politisch oder unpolitisch wie der Herakles-Bund; beide mit einander stellen das Gesamtwesen des Hellenen und seine Weltbedeutung dar. Auch hier wie dort trat allmählich der Einzelne, der Virtuose, immer mehr in den Vordergrund, der in seiner Vaterstadt Steuerfreiheit, ja Ehrengehalt beanspruchte, so daß endlich die Regierung einschreiten mußte, weil die Gemeinden durch diese Ehrengelder an die Jünger des Herakles und des Dionysos sich zu Grunde richteten. Einige Aktenstücke dieser Weltbünde, nämlich Aufnahmescheine für ein Mitglied, sind noch erhalten: Papyrusblätter, fast Rollen von ungewöhnlicher Größe, in größter Ausführlichkeit abgefaßt, von den kaiserlichen Begrüßungsschreiben an den Bund, die wörtlich voranstehen, bis zu den zahlreichen Unterschriften der Bundesbeamten, so lang, so prunkvoll wie kaum irgend ein Aktenstück der Reichsverwaltung. Schon dies Äußere zeigt, wie unendlich wichtig den Hellenen ihre Vereine und Weltbünde waren, eigentlich viel wichtiger als der Staat und die Gesellschaft. Man kann das lächerlich finden, und in der Tat steckt darin wie in anderen Zügen etwas von alberner Vereinsmeierei; man kann ein Zeichen des Verfalls darin erblicken, weil eine Angelegenheit zweiten Ranges zum Wichtigsten aufgebauscht, Entscheidendes aber versäumt wird. Dennoch ist es der vollkommenste Ausdruck hellenischer Art und in der Kaiserzeit wirklich die einzige Möglichkeit für die Hellenen, sich öffentlich zu betätigen. Daß dies öffentliche Auftreten ein großes Bekenntnis zum Gesamthellenentum darstellt, ist nichts Geringes. Soweit wir urteilen können, beschränkte sich die Pflege der Vereine auf die Hellenen; die Bürgerfreiheit war ihre Voraussetzung. Freilich haben die Ägypter, wo sie sich hellenischem Wesen näherten, es auch darin versucht, und wir finden sogar Gymnasionvereine, deren Vorsteher echte Ägypter zu sein scheinen; aber solche Ausnahmen ändern nichts am Ganzen.

Ursprünglich sammeln sich die Vereine um einen Gott, und der Priester ist der wichtigste Mann. Erscheinen sie daher als Kultvereine, so haben doch viele von vornherein irgend einen weltlichen Zweck verfolgt, ähnlich wie bei uns jeder Verband irgendwie mit der Kirche in Beziehung stand, solange sie die Gemüter beherrschte. Später jedoch tritt die religiöse Bindung nicht mehr

regelmäßig hervor, wenn auch gerade die großen Weltbünde es nicht versäumen, dem Herakles oder Dionysos Oberpriester zu bestellen. Wieweit es nur noch Form ist, entzieht sich der Prüfung. Gewöhnlich steht ein einzelner Vorsitzender an der Spitze. Versammlungen, gemeinsame Opfer, Feste und Festessen waren die Formen des Vereinslebens, zu denen auch Gäste Zutritt finden konnten. Die Beschlüsse wurden zu den Vereinsakten genommen, wichtige durch Inschriften verewigt; sie lauten ebenso wie die Beschlüsse einer hellenischen Freistadt. War das Gymnasion Ausgang und Stütze des Vereins, so stand der Versammlungsort von selbst zu Gebote; ob man sonst Vereinshäuser brauchte, wissen wir nicht.

Unsere Urkunden erzählen nicht gerade oft von diesem gemeinsamen und halböffentlichen Leben der Menschen; dagegen sind sie voll der Züge aus dem kleinen Kreise des Einzelnen. Das Bild, das reich ausgeführt werden könnte, leidet aber wiederum unter der Ungunst des Geschicks, das bei Alexandreia versagt, was es einem entlegenen Dorfe läßt, die Menge der Zeugnisse. Hätten wir nicht in den Schriftstellern, besonders bei Clemens, wirkliche Sittenschilderungen, so würden wir mit den Andeutungen der Briefe und Verträge nicht viel anfangen können. Von der Anlage der Häuser war schon die Rede. In Alexandreia haben sich die hellenische und die ägyptische Bauweise gekreuzt zu Mischformen, die man sich nur undeutlich vorstellen kann. Aber jedenfalls wird es hier mehr vielstöckige Mietshäuser und mehr Reichtum der Ausstattung in Einzelhäusern gegeben haben als in den Gaustädten, die etwas greifbarer vor uns stehen. Wer den gegenwärtigen Anblick in das Bild des Altertums umzudeuten wagt, dürfte im wesentlichen richtig sehen: in Alexandrien und Kairo ganze Straßen europäischen Aussehens, aber doch so vom Lande bestimmt, daß sie beim ersten Sehen lebhaft befremden; ganze Stadtteile rein orientalisch, und doch nicht ohne leichten Anflug der Mittelmeerwelt; dazu viele Zwitter in Bau und Einrichtung. Die Wohnung einer nicht allzu ärmlichen Familie umfaßte etwa ein Männerzimmer, einen Frauenraum, ein Speisezimmer und ein Schlafzimmer; war es heiß, so schlief man unter einem Zeltschutze auf dem flachen Dache. Auch dies galt ausdrücklich als Bestandteil der Wohnung und wurde in byzantinischer Zeit mit der Luftsteuer belegt, die den Luftraum dem Staate nutzbar machte, weil er Bauraum werden konnte. Im Erdgeschosse wird öfters die Exedra erwähnt, wohl ein halboffener Raum mit Sitzen; unter dem Hause baute man Keller, manchmal mehrere unter einander, kleine niedrige Spitzgewölbe, die man nur mit Hilfe von

Einsteiglöchern betreten kann. Schwerlich haben die Alten besser gebaut als ihre Nachfahren; im Gegensatze zur vollendeten Sorgfalt und Beständigkeit der öffentlichen Bauten mögen die Wohnungen den heutigen ähnlich gewesen sein, die nicht gut gehalten werden, zumal da die Trockenheit häufige Herstellung und dauernde Pflege fordert. Was sich bei Grabungen in fernen Dörfern an Unordnung und nachlässiger Bauweise der griechisch-römischen Zeit ergeben hat, wollen wir auf Alexandreia noch gar nicht übertragen. Die grauweißen, weichen Nilschlammziegel wurden in der Kaiserzeit im allgemeinen durch gebrannte Ziegel abgelöst; Haustein kam nur für öffentliche Gebäude oder im Einzelhause des Reichen etwa für einen Torbau in Betracht. Fenster und Türen galten als kostbar, denn Ägypten besaß so wenig Holz wie heute; daher bestimmen die Mietverträge gern, daß beide beim Ablaufe zurückgegeben werden müssen. Mit einigen Zahlen aus den Urkunden gewinnt man von der Höhe der Mieten keine Vorstellung, denn dazu gehörte Größe, Art und Erhaltung der Wohnung. Vermietet werden sogar kleinste Hausteile bis zu kaum denkbaren Einheiten; wenn von $^1/_6$ Haus $^4/_5$, in der Schreibweise der Urkunde $^1/_2 + ^1/_5 + ^1/_{10}$, das heißt vom ganzen Hause $^5/_{24}$ vermietet werden, so setzt dies eine Ausmessung und Aufteilung bis ins Kleinste voraus, es müssen aber doch einzelne Räume gewesen sein, die den Maßen entsprachen. Die Verträge laufen häufig auf zwei Jahre, die Miete ist halbjährig. Wenn schon in Ägypten die Mietwohnung neben dem Eigenheime etwas ganz Gewöhnliches war, so trat sie gewiß in der Weltstadt Alexandreia noch mehr in den Vordergrund, denn hier drängte sich noch dichter als anderwärts die Bevölkerung zusammen. In Arsinoë bewohnten einst siebenundzwanzig Menschen den zehnten Teil eines Hauses, und das mochte nichts Ungewöhnliches sein. Allerdings ließ es sich eher ertragen in einem Lande, wo der Mensch fast den ganzen Tag im Freien sein kann, im Freien arbeitet, ißt, ja schläft.

Von der Wasserleitung, den Zisternen und dem Anschlusse der Stadthäuser war schon zuvor die Rede. Man bedurfte aber unter dem heißen Himmel vor allem des Wasserkühlers; heute befindet sich im einfachen arabischen Hause der Zîr, der durchlässige Tonbottich, auf dem Absatze der Treppe; aus dem Altertum lesen wir von gemauerten Kühlanlagen, allerdings in einem Gebäude, das auch sonst stattlich war, und sie mögen anderswo einfacher gewesen sein. Auch der Abort wurde nicht vergessen. Werkstätten und Läden lagen unten an der Straße, die Wohnungen höher und nach Innen. Wer das Miethaus heutiger Städte in Ägypten gesehen

hat, das man Oqalla nennt, wird in Versuchung kommen, es auch in Alexandreia zu erkennen, wenn er liest: „im genannten Miethause des Artemidoros ein Vorratsraum, vom Eingang rechts der achte, mit dem Zeichen N“. Das könnte geradezu von einer Oqalla gesagt werden, einem Bau um einen viereckigen Innenhof, mit mehreren Stockwerken, deren Kammern auf den Umgang münden und einzeln vermietet werden.

Die Zimmer einer gewöhnlichen Bürgerwohnung enthielten nicht viel: einen Diwan, Stühle, gewiß auch einen Tisch, obwohl er fast nie erwähnt wird, Bettstellen, im Speisezimmer die Liegepolster um die Eßtische herum, Kissen und Matten am Boden und Teppiche als Wandbehang. Damit konnte man schon den Eindruck des Wohlstandes erwecken, wenn etwa die Pfosten der Betten mit Bronze beschlagen waren, wenn man sich die Teppiche etwas kosten ließ: es muß ein teures Stück gewesen sein, wofür zur Zeit des Philadelphos der Beamte Zenon viertausend Drachmen bezahlte. Wer mehr dran wenden konnte, ließ die Zimmer ausmalen, wovon Pompei nur eine matte Vorstellung gewährt, denn Alexandreia war viel reicher und anspruchsvoller, verschwenderischer aber auch künstlerischer. In der Stadt der Blumen herrschte auch die gemalte Blume an der Wand, und wie die Ägypter seit Alters die Blumen liebten, so dürfen wir uns in den Zimmern der Alexandriner viel frische Blüten denken. Dazu nun allerlei Hausrat, Kandelaber aus Bronze, Schüsseln und Teller, Krüge und Becher je nach Vermögen aus Ton, Bronze oder Edelmetall, Schmuckvasen, Bildwerke aus gebranntem Ton, Hausgötter wie Gestalten des Alltags, und an den Wänden die Tafelbilder der Angehörigen oder eines Vorgangs aus der Sage, aus dem Götterkreise, in Wachsfarben gemalt. Das alles freilich war einfach; die üppigen Reichen begnügten sich damit nicht: Dreifüße und Betten mit silbernen Füßen und Elfenbeineinlagen, goldenes und silbernes Tafelgeschirr, Tischmesser mit einem Griff aus Silber oder Elfenbein, so liebten sie es; ja von Eimern aus Glas und Nachtgeschirren aus Silber erzählt Clemens: „und diese sinnlos reichen Weiber lassen aus Gold die Gefäße für ihre Ausscheidungen verfertigen“. Das Beispiel gab schon die letzte Kleopatra und vielleicht auch manche frühere Königin. Küche und Wirtschaftsräume enthielten außer dem tönernen Geschirr die steinerne Mühle und in manchen Häusern wohl auch eine Ölpresse. So konnte die Wohnung leidlich gefüllt erscheinen, aber nicht von Ferne so, wie wir unsre Räume vollzurammeln pflegen, bis nur Engpässe übrig bleiben, eher dem heutigen Hause des Orients ähnlich, das unserm Auge halb leer

erscheint. Der Südländer bedarf des Zimmers weniger und ist darin viel anspruchsloser als wir; die alles vollpfropfende Gemütlichkeit kennt er nicht. Ob in alexandrinischen Wohnungen neben dem übermächtigen hellenischen Stile der ägyptische sich irgendwie behauptete, ahnen wir nicht.

Die Urkunden, namentlich Rechnungen, Eheverträge und Briefe erzählen viel von der Kleidung, wenn sie auch in der Regel nur Namen oder kurze Beschreibungen und Preise mitteilen, die allein noch nicht zur Anschauung genügen würden. Aber hier helfen Bilder weiter, die Mumienbilder, die mehr die Haartracht und den Schmuck als die Kleider sehen lassen, bemalte Särge jener Zeit mit ziemlich rohen, aber in der Hauptsache doch getreuen Darstellungen, hier und da ein Leichentuch, worauf die Malerei sorgfältiger ausgeführt erscheint, endlich Statuen und kleine Terrakotten. Die ägyptischen Darstellungen lehren mit seltenen Ausnahmen nichts, denn in ihrem peinlich strengen Anschlusse an das alte Vorbild bieten sie selbst für die damalige Tracht der rein ägyptischen Bevölkerung nicht die geringste Gewähr. Die Kreise aber, mit denen wir es hier zu tun haben, gingen hellenisch gekleidet, in derjenigen Weise, die sich auf der Grenze der hellenischen und der orientalischen Welt herausbildete. Es ist sehr bemerkenswert, daß nach den Bildern wie nach den Urkunden gerade auf diesem Gebiete die hellenische Art durchaus überwiegt, gelegentlich durch Einzelzüge anderer Herkunft bestimmt; so scheint der Westen, besonders Rom, einen erkennbaren Einfluß gewonnen zu haben. Zu unserm Glücke besitzen wir für Alexandreias Moden einen vorzüglichen Führer, der uns die Andeutungen der Papyrusblätter oft erst verständlich macht und überdies ihre Schilderung, die den Mittelstand in Stadt und Land vorführt, durch den Prunk der Großstädter und der Reichen ergänzt. Clemens, dessen Sittenbilder wir schon mehrmals schätzen lernten, zieht gegen die Verschwendung und Üppigkeit zu Felde, um seine christliche Gemeinde davor zu bewahren oder davon zu reinigen, hat sich aber so eingehend damit beschäftigt, daß wir Heutigen ihm zu besonderem Danke verpflichtet sind. In seine Zeit, gegen Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr., gehört auch die Mehrzahl der übrigen schriftlichen Zeugnisse. Leider ist es noch nicht möglich, die Wandlungen der Tracht durch die Jahrhunderte zu verfolgen; wir können nur ungefähr schildern, wie damals Frauen und Männer sich trugen.

Über das Unterkleid, den allen gemeinsamen Chiton, zog die Frau ein Oberkleid, dessen allgemeiner Name Himation war, und

hieran entfalteten sich Mode, Geschmack und Verschwendungssucht. Es konnte aus verschiedenen Arten von Wolle oder Leinwand gefertigt sein, auch aus fremden, etwa milesischen Stoffen, und in den Farben bot sich die größte Abwechslung: neben den beliebten weißen Kleidern gab es rosenfarbige, wasserfarbene und milchfarbene; Krokus, Onyx und Sapphir werden häufig genannt, um die Farbe eines Oberkleides zu bezeichnen. Auf Frauensärgen erschrecken uns grelle Farben und geschmacklose Zusammenstellungen, die aber im Stoffe sicherlich weniger roh und stumpf aussahen als in der ungeschickten Arbeit für die Toten. Meistens machen sie den Eindruck einer prunkenden Schwere, den wohl die aufgenähten oder aufgestickten breiten Streifen verstärken mußten. Silberne und lakonische Streifen werden genannt, und noch erhaltene koptische Kleider machen deutlich, wie sie zu denken sind, rechts und links breit heruntergehend über die ganze Länge des Oberkleides, wie man sie auch auf der Terrakottagestalt einer behäbig-schwerfälligen Bürgerfrau erkennt. Purpur galt auch damals als besonders kostbar, vor allem der echte Schneckenpurpur, während die Nachahmung, der Pflanzenpurpur, weniger geschätzt wurde; nicht nur der Besatz, sondern auch ganze Kleider wurden aus Purpurstoff gefertigt. Von der Kunst der Stickerei gewinnt man an koptischen Stücken eine hohe Meinung; der Stil ist schwer und wirkt fast feierlich. Unter den zahlreichen Arten der Kleider kehren zwei besonders oft wieder: die Dalmatika, ein Ärmelkleid, und der Mafortes, wahrscheinlich ein Überzug aus durchsichtigem Schleierstoff, der aber auch als Kleid selbst getragen werden konnte. Ägypten war seit Alters an feine und durchsichtige Frauenkleidung gewöhnt, und gewissen Kreisen, zumal in Alexandreia, mochte eine Tracht zusagen, die von den Körperformen nichts verbarg, gerade im Gegensatze zu den gewöhnlichen, etwas steifen Gewändern. Von der Dalmatika, deren Namen den westlichen Ursprung verrät, und vom Mafortes bildeten sich mancherlei Abarten und Kreuzungen, die sich auch in der Bezeichnung des Dalmatikomafortes ausprägen. Darüber konnte die gut gekleidete Frau noch Umschlagetücher verschiedener Namen tragen. Es gab Winterkleider, Sommerkleider, Badekleider und gewiß noch vielerlei, was wir nicht einmal dem Namen nach kennen. Clemens zieht gegen schamlose wie gegen üppige Tracht zu Felde; die Urkunden und die Bilder, die aus Gaustädten oder Dörfern stammen, zeigen eigentlich von beiden Zügen nicht das geringste, ein Beweis wie weit die Provinz hinter Alexandreia zurückblieb, oder wie sehr der fromme Eiferer übertreibt. Wenn uns Kleider

zu acht, zwölf oder sechzehn Drachmen begegnen, wenn Gewänder mit Silberstickerei und Troddeln nicht über zweihundertundfünfzig Drachmen steigen, so möchte man dem Clemens kaum glauben, daß ein einziges Kleid zehntausend Talente, das sind sechzig Millionen Drachmen koste, und zwar ungefähr gleichzeitig mit jenen bescheidenen Preisen; aber was er vom Prunke des alexandrinischen Lebens berichtet, was zweihundert Jahre früher die letzte Kleopatra aufwandte, spricht mehr für seine Angaben als dagegen. Wie reich eine wohlhabende Dame der Großstadt ausgestattet sein mochte, können uns die erhaltenen Eheverträge kaum lehren, denn sie gehören doch sämtlich in sehr bescheidene Kreise; selbst ihre längsten Aufzählungen von Kleidern und Schmucksachen verschwinden völlig neben alexandrinischem Aufwande. Nur um überhaupt einen Begriff zu geben, werfen wir einen Blick in den Kleiderschrank einer wohlhabenden Landfrau, den Diebe ausgeräumt haben. In ihrer Anzeige zählt sie auf: „Dreizehn vollständige weiße Garnituren, darunter zehn Frauenkleider mit breiten Streifen und zwei Kinderkleider, sodann farbige, nämlich ein spanischweißes, ein anderes spanisches, ein rosenfarbiges und ein milchfarbiges, einen spanischweißen Mantel mit lakonischen Streifen, und Frauengarnituren, zwei purpurne, darunter eins unter dem Gürtel zu tragen, einen Überwurf und ein Kleid aus tyrischem Purpur, ein krokusfarbiges, ein scharlachfarbiges, ein smaragdfarbiges unter dem Gürtel zu tragen, einen Überwurf, ein einzelnes Oberkleid mit Weinranken, ein anderes rosenfarbenes, und weitere vier Überwürfe, zwei weiße, einen krokusfarbenen, einen aus tyrischem Purpur.“ Dieser Schatz auf einem entlegenen Dorfe entscheidet am besten, ob wir für Alexandreia glauben dürfen, was Clemens behauptet. Seine Empfehlung der weißen Kleider begründet er mit ausführlichen Worten über die verwerflichen bunten Gewänder, „Kleider wie die Blumen, die in die bakchischen Weihen gehören.“ Seide kennt er genau und beschreibt sogar den Seidenwurm; ein Gewebe aus Gold- und Seidenfaden will er den christlichen Frauen nicht erlauben. Sie sollen auch weder kniekurz gehen wie die spartanischen Mädchen noch Schleppen tragen, „denn es hindert das kräftige Ausschreiten, wenn das Kleid wie ein Besen die Erde fegt.“

Zum Kleide gehörten Gürtel und Spangen, und es gab besondere Spangenkleider. Frauenschuhe, klein und aus zartem Leder, sind noch erhalten, manche niedrig, mit gesonderter Hülle für die große Zehe, andere hoch und geschnürt, wie sie auf Särgen gemalt erscheinen. Die Frauen Alexandreias begnügten sich aber

nicht damit. Sandalen mit Goldstickerei und Edelsteinbesatz, ausländische Formen aller Art waren gebräuchlich. Aber am schärfsten bekämpft Clemens solche, deren Sohlen Liebesgrüße eingepreßt trugen, „so daß auch der Schritt die Dirnengesinnung ausprägt." Vom Hute ist niemals die Rede; vermutlich zog man Tuch oder Schleier über den Kopf, und ein Sonnenschirm wird den Damen Alexandreias noch nötiger gewesen sein als denen von Tanagra. Jedenfalls stand die farbenleuchtende, schmuckvolle Erscheinung jener Frauen im größten Gegensatze zum eintönigen Schwarz der ägyptischen Frauen von heute, das der vornehmen und reichen Dame nur durch Schnitt und Stoff sich auszuzeichnen erlaubt.

Auch der Mann trug den Chiton, das Hemd, und darüber als Oberkleid das Himation. Während er im Arbeitskleide, also ohne Oberkleid, manchmal dargestellt erscheint, z. B. auf einem Leichentuche ein Gärtner oder in einer Terrakotta ein buckliger Marktträger, fehlt es an Bildern des fein gekleideten Mannes. Und auch die Papyrusblätter sind hier weit wortkarger als bei den Frauen. Wenn einmal bei einer Verhaftung berichtet wird, was der Verdächtige angehabt habe, ein Hemd, zwei Oberkleider, einen Filzhut, dazu einen Stock, so ist das die einfachste Ausrüstung. Andere ließen mehr Prunk sehen, Mäntel in verschiedenen Farben und zu jedem passende Überkleider, Gewänder in Purpur, Scharlach und Myrrhenfarbe. Bunte „Handwurzelbinden", eine Art von Röllchen, waren offenbar beliebt. Unter den Ptolemäern trug der Makedone das große Umschlagetuch, die Chlamys, die als vornehm galt, weil auch der König darin erschien, und sie wird auch bei den Hellenen eben deswegen beliebt geworden sein. Auch der makedonische Filzhut wurde durch den König geadelt, der im Unterschiede vom gewöhnlichen Makedonen um den Hut das Diadem, das Abzeichen seiner Würde, legte. Dazu kamen die hohen Stiefeln, während sonst die Sandalen allgemein üblich waren. Aus der Kaiserzeit hören wir von der Kleidung der alexandrinischen Gymnasiarchen, die damals wohl gesellschaftlich obenan standen, soweit nicht der Kreis um den Statthalter herum ihren Bürgeradel durch seinen Amtsadel zu übertrumpfen suchte. Weiße Schuhe und ein runder Sonnenhut waren die Abzeichen, die der Gymnasiarch auch in Rom und vor dem Kaiser mit Stolz trug. Weiß gekleidet ging man zu Festen und ins Theater. Eine besondere Tracht der Beamten gab es nicht, wenn man nicht dahin rechnen will, daß die höchste Stufe der Hofbeamten, die „Vettern" des Königs, die königliche Binde anlegen durften. Der Beamte ging, soweit wir urteilen können,

wie jeder Bürger gekleidet; als Ausnahme ist uns, wie schon bemerkt, der alexandrinische Gymnasiarch bekannt. Anders die Krieger, deren Rüstung öfters ganz oder stückweise erwähnt wird, und in der Kaiserzeit werden die örtlichen halb oder ganz dem Heere angehörigen Polizisten auch die Bewaffnung und den Rock des Kriegers gehabt haben. Den Sklaven dürfen wir uns in der schlichten Tracht des Arbeiters, im groben Chiton, vorstellen; aber vornehme Herren haben gewiß auch ihre Dienerschaft reich gekleidet, und vornehme Sklaven konnten vielleicht besser als mancher Freie in kostbaren Gewändern auftreten. Die kaiserlichen Sklaven, die mit wichtigen Aufträgen in verantwortliche Verwaltungsstellen der Provinzen entsandt wurden, dachten gewiß nicht daran, äußerlich den Sklaven sehen zu lassen. Für kaltes Wetter, das dem ägyptischen Winter keineswegs fehlt, diente der wollige Flausrock oder der Pelz, im übrigen bediente man sich des Mantels, den auch heute die Ägypter gern tragen. Im Ganzen mag man sich die Kleidung der Männer zwar im Schnitt ganz anders als heute, aber in der Buntheit ähnlich denken; in die Straßen von Alexandrien und Kairo tragen heute die Männer die kräftigen Farben hinein, während die Frauen den dunklen Hintergrund abgeben. Da wir soviel seltener von Männertracht hören, müssen auch die dürftigen Angaben über ihre Kosten mit Vorsicht benutzt werden: neben 720 Drachmen und 24 Artaben Weizen als jährlichem Lebensunterhalt eines jungen Mannes scheinen 200 Drachmen für seine Kleidung recht viel zu sein; aber ein Vermächtnis, wie es hier vorliegt, hat nur bedingte Beweiskraft, wenn man es wenig oder gar nicht durch andre Beobachtungen stützen kann.

Clemens, Urkunden, Bilder und Terrakotten wirken zusammen, um von der Haartracht eine so deutliche Vorstellung zu gewähren, wie von keinem anderen Teile des menschlichen Äußeren. Bis in den Beginn des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ging der Mann glatt rasiert und zwar schon seit den Tagen Alexanders des Großen. Die Ptolemäer wie die Kaiser, der Bürger wie der Soldat, der Hellene wie der Römer folgten dieser Mode fast ohne Ausnahme; es versteht sich von selbst, daß die untersten Schichten sich weniger daran kehrten. Nur der Philosoph, zumal der kynische Sittenprediger, trug seine Verachtung weltlicher Eitelkeit auch darin zur Schau, daß er den Bart wachsen ließ. Mit Kaiser Hadrian bestieg ein Mann den Thron der Welt, der sich für einen Philosophen hielt und dafür gelten wollte, daher sich auch zum Philosophenbarte bekannte. Da die Mumienbilder aus Arsinoe überwiegend bärtige Köpfe zeigen,

gehören sie in die Zeit Hadrians und die Folgejahre, denn der geradezu zwingende Einfluß des römischen und nun gar kaiserlichen Vorbildes geht aus anderen Zügen klar hervor. Der Bart bürgerte sich nun so ein, daß er zu Ende des Jahrhunderts dem Clemens allein angemessen erschien, denn er bekämpft nicht nur das Bemühen weibischer Männer, alle Härchen sorgfältig zu entfernen, sondern auch das Rasieren, weil es jener weibischen Unsitte ähnlich mache; den Schnurrbart dürfe man kurz unter der Schere halten, damit er nicht beim Essen lästig werde, das bärtige Kinn aber solle man nicht antasten, denn es mache das Gesicht ehrwürdig. Wenn der Apostel Paulus voraussetzt, daß der Mann die Kopfhaare kurz trage, so rechnet mehr als hundert Jahre später Clemens bei seinen Alexandrinern von vornherein mit der Glatze. Offenbar bemühten sich alte Gecken jung zu erscheinen und die Haare zu färben „sich umzumalen“, wie er es nennt. Schon die Männer gaben mit ihrer eitlen Haarpflege und ihren oft widernatürlichen Moden dem Gewerbe der Verschönerer viel zu verdienen: „überall sind ihre Werkstätten eingerichtet und geöffnet“; aber wohl noch mehr bedurften dieser „Künstler dirnenhafter Hurerei“ die Frauen. Wie sie die Haare eben zu jener Zeit etwa trugen, sehen wir noch auf den Mumienbildern von Arsinoe: meistens nicht allzu künstlich, wenn auch nur selten einfach gescheitelt; dazwischen einmal ein krauser Wuselkopf wie Aline, deren Bild noch heute überraschend lebendig wirkt, ohne besonders fein zu sein. Ganz anders aber erscheinen die Frisuren an vielen Terrakottaköpfchen, die nicht etwa Bildnisse darstellen, sondern nur die Mode vorführen. Man verbreitete sie, um den Frauen der Provinz zu zeigen, was am Kaiserhofe in Rom getragen wurde. Die kaiserlichen Damen gaben den Ton an, und da einige ihrer Büsten erhalten sind, können wir die Zeit der Musterköpfe und nach ihnen die der Bilder bestimmen, wenn wir nur bedenken, daß es immerhin eine Weile gedauert haben wird, bis die Provinz die Mode der Reichshauptstadt übernahm; geht es doch heute noch ebenso. Vom hochfrisierten Lockenkopf der Julia an, der Tochter des Kaisers Titus, verfolgen wir den Wandel der Mode bis etwa zum Ende des zweiten Jahrhunderts. Alexandreia blieb wohl kaum hinter Rom zurück; wenigstens macht die Schilderung des Clemens, der auch hier glänzend Bescheid weiß, den Eindruck äußerster Künstelei. Die ehrbare Frau bindet die Haare mit einer schlichten Spange auf den Nacken zurück. Die Damen aber lieben die „dirnenhaften Frisuren“ und die falschen Unterlagen: „sie wagen ihren Kopf nicht zu berühren, aus Be-

sorgnis, ihre Haare zu verwirren", und auch schlafen können sie nicht ohne die Furcht, ihr Lockengebäude zu verderben. Daß man sie färbte, braucht uns Clemens kaum noch zu sagen: blond war die Mode. Neben dieser weltstädtischen Überfeinheit sehen manche Totenbilder mit dem reichen Kranze im Haar schlicht und natürlich aus. Die wenigen Kinderköpfe schauen uns aus ihren natürlichen Locken an; der freie Knabe trug bis zum Ephebenalter das Haar zurückgebunden und im Nacken einen Knoten.

Von den Schmucksachen haben wir schon gesprochen, als wir des Kunstgewerbes gedachten. Was die Eheverträge unter der Mitgift der Frau aufzählen, wird erst anschaulich durch die erhaltenen Stücke und durch die Bilder: Nadeln und Ohrgehänge, Broschen und Halsketten, Armspangen und Fingerringe in Gold oder Silber mit Edelsteinen. Viel mehr erzählt uns auch Clemens nicht. Überdies muß gerade hier jede Beschreibung versagen und nur das Auge kann etwas lernen. Seltene Steine aus dem fernen Osten kamen auf den alexandrinischen Markt so gut wie zu dem Hochadel Roms, und was nur die Goldschmiede und Silberschmiede leisten konnten, stand den reichen Frauen Alexandreias zu Gebote. So weit man urteilen kann, war es im wesentlichen hellenische Arbeit, das heißt ein Erzeugnis des damaligen Weltgeschmacks und Weltkönnens, das rings um das Mittelmeer überall sich finden ließ, ohne daß es an örtlichen Unterschieden gefehlt hätte. So hoch man diese Arbeiten aber auch stellen mag, die Anmut altägyptischen Frauenschmuckes in Form und Farbenwahl erreichen sie nicht, obwohl sie Jaspis und Topas, Smaragd und Amethyst zur Verfügung haben; Perlen werden sogar ziemlich oft erwähnt.

Salben und wohlriechende Öle — wir wären nicht im Orient, wenn wir sie nicht fänden. Strebte doch der Handel zum großen Teile gerade deshalb nach Indien und dem fernen Osten, um den verwöhnten Römern und Alexandrinern alles Erlesene zu liefern, was ihrer weichen Haut wohl tat. Vom frühen Morgen an salbten sich die Damen, färbten die Wangen, untermalten die Augen und scheuten auch Krokodilmist nicht, wenn er als gutes Mittel galt. Auf ihrem Tische konnten sie Öl aller Arten haben, von der Zeder und vom Mandelbaum, von der Rose und der Lilie, am häufigsten wie es scheint von der Myrrhe, denn der Staat hätte kein Monopol dafür eingeführt, wäre sie nicht in Mengen verbraucht worden. Das reine Olivenöl gehörte zum Gymnasion so notwendig wie die Ringer selbst; da es in Ägypten nur wenig erzeugt wurde, nahm schon das ptolemäische Gesetz es vom Ölmonopol aus, das die ge-

ringeren ägyptischen Öle, hauptsächlich Speiseöle, umfaßte. Zu den Lasten der Gymnasiarchen gehörte es, das notwendige Öl zu besorgen; es war nicht immer leicht und auch die Kosten spielten hinein, so daß namentlich in der späteren Kaiserzeit öfters Ölmangel gemeldet werden mußte. Durch das Gymnasion wurde es allgemeine hellenische Sitte sich zu salben; nur in der Trauer um einen Toten unterließ man es.

Ein reicher Haushalt besaß auch Haustiere, Pfauen und andere Vögel, Hunde, Katzen und Affen, die den müßigen Hausherrinnen Gesellschaft leisteten; junge Vögel nehmen sie auf, aber die Kinder des Hauses setzen sie aus, sagt Clemens mit bitterem Tadel. Diese Liebhaberei war alt und reichte über die Stadt hinaus, denn schon zur Zeit des Philadelphos hielt sich Zenon, der Gehilfe des Ministers Apollonios, in seinem Garten Ziervögel und besaß einen kostbaren indischen Jagdhund; als der auf der Jagd umkam, ließ er für den Grabstein sich von einem Dichter zwei Entwürfe machen, im homerischen Verse und im Sprechverse des Schauspiels, die den Kampf des treuen Tauron mit dem Eber und seinen Heldentod zur Rettung des Herrn verherrlichen. Hier lag freilich die wirkliche Liebe zu Grunde, die den echten Menschen mit dem Tiere verbindet. So ist es auch gewiß mehr als eine Redensart, wenn ein Brief mitten unter den Verwandten, die Grüße erhalten sollen, das Pferd nennt. Die gewöhnlichen Haustiere, Hund und Katze, hegte wohl auch der kleine Bürgersmann oder seine Frau, wie Theokritos sie im Gedichte vom Adonisfeste schildert.

Auch in der Nahrung konnte der Reiche große Üppigkeit entfalten, während der Arme sich mit dem Dürftigsten begnügen mußte, mit Brot, Salz und Essigwasser, dem billigen Getränke, das der Staat seinen Soldaten lieferte und dem verurteilten Verbrecher nicht versagte, wie es denn Jesus am Kreuz erhält. Viele, aber gewiß nicht alle, mochten auch den Kindern nur die schlichteste Nahrung bewilligen: „der kleine Junge soll Brot essen und Salz dazu nagen, Fisch nicht anrühren; verlangt er aber Wein, so gib ihm Ohrfeigen“ sagt ein Vers. Ägypten als Ackerland gab den Weizen für's Brot her, und der Bäcker buk alle möglichen Arten, reine Weizenbrote, Vollweizenbrote, Apisbrote, Hermopolitische Brote, Kronosbrote, Berenikebrote, Dattelbrote und was man sonst noch erfinden konnte; dazu das Gerstenbrot und das Durrabrot Kyllestis. So seltsam es klingt, in diesem reichen Lande war das tägliche Brot nicht selbstverständlich. Vielmehr mußten die Gemeinden, zum mindesten die größeren Städte, ihre Brotversorgung amtlich in die

Hand nehmen. In der Kaiserzeit schloß der Rat Verträge mit den Bäckern oder der Innung der Bäcker ab, worin sie sich zur Lieferung einer bestimmten Zahl von Broten aus bestimmten Mengen Mehles und zum Verkaufe verpflichteten; es sei daran erinnert, daß die Bäcker zugleich Müller waren. Auf der andern Seite werden die Lebensmittelbeamten selbst dazu angehalten, jeder eine Bäckerei von bestimmter Leistung zu errichten. Beides läßt sich vereinbaren, denn diese Beamten werden sich durch Lieferungsverträge mit Bäckern ihrer Aufgabe entledigt haben. Vielleicht nahm der Staat zu allen Zeiten das ägyptische Getreide für seine Zwecke, erst den königlichen Hof, dann den Statthalter, für Soldaten und Beamte, die zum großen Teile damit entlohnt wurden, endlich für die Ausfuhr im Handel und später die Abgabe an Rom, so sehr in Anspruch, daß die ägyptischen Gemeinden auch in fruchtbaren Jahren sich um ihr Brot bemühen mußten. Ganz besonders eine so große Stadt wie Alexandreia; und als die Wirtschaft sank, mußte Diokletian sogar einen Teil der ägyptischen Getreidelieferung freigeben, damit Alexandreia nicht hungere. In allem aber überwog der Weizen so sehr, daß die Berechnungen eines gesamten Lebensunterhaltes, denen wir einige Male in Vermächtnissen begegnen, fast immer in Artaben Weizen aufgestellt werden, ohne daß wir glauben müßten, der Bedachte habe nichts als Brot gegessen.

Die Städte nahmen in Ägypten wie auch außerhalb, zumal unter römischer Herrschaft, ihre Versorgung durch Lieferungsverträge in die Hand, aber nur für die unentbehrlichen Lebensmittel: dem alexandrinischen Markte mußten die Züchter der nächsten Gaue ihre Schweine liefern, und das ebenso unentbehrliche Öl, das den Alten die Butter vertritt, wurde in bestimmten Gegenden Ägyptens eigens für Alexandreias Bedarf gebaut; auch einen Eierhändler sehen wir zum Verkaufe in der Stadt verpflichtet. Die geringeren Ölarten pflegte die Regierung in Ägypten selbst und beutete sie seit der Zeit des Philadelphos als Monopol aus; das kostbare Olivenöl dagegen gedieh nur im Faijum und wurde in der Hauptsache aus Syrien eingeführt. Wie heute der Fellache Fleisch nur an den hohen Festen zu sehen bekommt, so werden auch damals nur die Wohlhabenden außer dem Schweinefleisch das verschiedene Geflügel, Tauben, Hühner und besonders Gänse gekannt haben, um von Rebhühnern gar nicht zu reden. Ägypten erzeugte viel Gemüse; das sehen wir nirgends deutlicher als an den Gartengräbern der Alexandriner auf der Landenge nach Kanobos. Hier baute man viele Kohlarten, Rüben und Spargel, Gurken und Kürbis, Bohnen, Linsen

und Erbsen, Zwiebeln und Schnittlauch, und der Unbemittelte wird sich mit Brot und Gemüse durchgeholfen haben wie er es noch heute in Ägypten tut; so treffen wir auch die Einsiedler und Mönche der koptischen Heiligenbücher meistens bei gottseligen Betrachtungen und Erbsen. In den großen Städten wie in Kairo, dem heutigen Gegenbilde Alexandreias, verkauft der Garkoch von seinem Handwagen auf der Straße fertige warme Speisen; solche Garköche scheint es aber schon vor mehr als 2000 Jahren gegeben zu haben, denn ein „Linsenkoch" schrieb damals an die Behörde: „ich gebe monatlich 35 Drachmen und strenge mich an, die monatliche Abgabe zu leisten, damit du mir nichts vorwerfen kannst. Nämlich die Leute in der Stadt braten Kürbiskerne. Deswegen kauft jetzt niemand von mir Linsen. Daher bitte ich dringend, wenn du geneigt bist, mir wie man's auch in der Krokodilstadt getan hat, eine langsamere Zahlung der Abgabe an den König zu gewähren. Denn vom frühen Morgen an sitzen sie neben meinen Linsen und verkaufen die Kürbiskerne, und lassen keinen mehr Linsen kaufen." Der Mann hatte wohl für seine Straßenküche eine Gewerbesteuer zu zahlen. In den Rechnungen und Briefen, die uns über Essen und Trinken vornehmlich belehren, ist oft von den Gewürzen die Rede, vom Kümmel bis zu den Seltenheiten des Auslandes wie es das indische Balabathron war; und vermutlich haben die Köche damals Fleisch samt Gemüse ebenso scharf und ebenso fett gekocht wie sie es heute in Ägypten tun, so daß das Fleisch unter Zwiebeln verschüttet liegt. In Alexandreia, aber gewiß auch sonst, bestanden Molkereien; darauf läßt ein Darlehnsvertrag schließen, der die Schuld durch tägliche Milchlieferung abzutragen bestimmt. Käse gehörte zu den allerbeliebtesten Nahrungsmitteln. Wie das Öl unsere Butter so vertrat den Zucker der Honig; immer deutlicher ergibt sich aus den Urkunden, in welchem Umfange die Bienenzucht getrieben wurde, hieß doch ein ganzes Dorf das Imkerdorf. Wie alles Lebenswichtige nahm auch die Imkerei der Ptolemäerstaat unter seine Aufsicht. Überall war der Fisch zur Hand; besonders viel lieferte, wie auch jetzt noch, der Moirissee, heute Karunsee genannt, im Faijum. Viel verschiedene Arten werden angeführt; man verzehrte sie frisch aber mindestens ebenso häufig als Pökelfisch, und die Fischbrühe gehört als Zukost zum Brote. Dazu trank der echte Ägypter sein Zytosbier, das schon die Väter in ferner Vorzeit bereitet hatten. Wein galt für vornehmer, ohne indessen etwas Kostbares zu werden, denn Ägypten selbst erzeugte ihn. Der Wein der Thebaïs, weiß und rot, namentlich aber die

Weine aus der Umgebung Alexandreias erwarben sich auch draußen guten Ruf, und neben dem „Landzungenwein“ und dem von Antylla eroberte sich besonders der Mareotische Wein den Weltmarkt. Er wurde zum Teile an Bäumen gezogen, oft unter Dattelpalmen und Obstbäumen, die ja erst recht unentbehrlich waren. Nüsse und Äpfel, Granatäpfel und Datteln, frische und getrocknete Feigen blieben wohl jedem erreichbar, während die Persische Frucht, der Pfirsich, erst später als Leckerei eingeführt wurde. Die heute verbreiteten Apfelsinen und Mandarinen, die in Ägypten Bortuganen und Jussuf Effendi, d. h. Herr Josef genannt werden, fehlten den Alten noch.

Clemens, der Sittenkenner Alexandreias, weiß auch über alle Feinheiten der Tafel Bescheid, die hinter der Üppigkeit der Tracht in nichts zurück blieb, und einige Andeutungen der Briefe oder Urkunden weisen in dieselbe Richtung. Alle möglichen Genüsse aus der Ferne verlangte damals der reiche Alexandriner auf seinem Tische zu sehen, Fische und Austern von weither ebenso wie die teuren Weine des Auslands; dazu gehörte feines Backwerk samt Konfekt, sodaß wir uns nicht wundern, wenn uns in einem Briefe ein alexandrinischer Konfektladen begegnet und wenn manche Tonformen mit Schmuckblumen oder Gestalten für Kuchen bestimmt zu sein scheinen. War der ägyptische Tagelöhner froh, zu seinem Brote einen Fisch und wenn's hoch kam sein Zytosbier zu haben, so verlangte der Feinschmecker der Weltstadt Wein aus Syrien, Pökelfisch aus Byzanz und Käse aus Chios, und zwar fast fünfhundert Jahre vor Clemens. In einigen Briefen aus der Zeit des Philadelphos werden soviel ausländische Tafelgenüsse, soviel fremde Weine genannt, daß man sich durchaus auf derselben Stufe fühlt wie auf der Höhe der Kaiserzeit. Es ist nicht unwichtig, denn diese Übereinstimmung an einem Punkte weckt auch für andre Gebiete Vertrauen zur Schilderung des christlichen Sittenspieglers, die der Leser sonst leicht für übertrieben halten kann: Alexandreias ganze Lebensart erreichte wohl schon früh eine Höhe, die es später kaum überstiegen, nur im Einzelnen gewandelt hat. Die ausländischen Leckerbissen sollten sogar der Gesundheit zuträglich sein: „könnte man etwas von dem Nachbenannten käuflich vom Handelshafen beziehen, wie die Ärzte verordnen, so würden wir euch nicht belästigen. Nun aber schreiben wir Dir, was wir brauchen, wie Apollonios empfahl. Wenn Du's also hast, so sende uns vom Lesbier- oder Chierwein einen Krug, möglichst süß, Honig womöglich einen Topf, wo nicht, soviel nur geht, und laß uns das

Fäßchen Pökelfisch füllen; denn diese beiden Dinge halten sie für dringend nötig. Werden wir gesund und reisen wir nach Byzantion, so werden wir euch einen ordentlichen Pökelfisch wieder mitbringen." Von dem Aufwande, dessen die höchste alexandrinische Gesellschaft fähig war, gibt wohl eine kleine Bemerkung Plutarchs eine Vorstellung. Ein Freund seines Großvaters, erzählt er, war mit einem der Hofköche bekannt, als Kleopatra und Antonius ihr schwelgerisches Leben führten. Der habe sich einmal in die Hofküche mitnehmen lassen und voll Erstaunen unter anderem acht Wildschweine braten sehen: das sei wohl für viele Gäste. Der Koch aber habe gelacht und gesagt: nicht eben viel, etwa zwölf. Aber jedes Gericht müsse gerade auf dem Höhepunkte vorgesetzt werden, und ein Bruchteil einer Stunde verderbe es; daher seien viele Speisefolgen zubereitet, denn es sei schwer, den Augenblick zu treffen, weil es dem Antonius bald so bald anders einfalle.

In jedem Volke und in jeder menschlichen Gesellschaft wird die Gestalt des Lebens, die Form des Umgangs und die Sitte äußerlich wie innerlich entscheidend bestimmt durch die Stellung, welche die Frau einnimmt oder sich erringt. Zur Zeit des Hellenismus traten große Frauen zum ersten Male innerhalb der hellenischen Welt stark in die Öffentlichkeit. Hätte man früher die Frauen der Sage und des Heldenalters gefeiert, Helenas Schönheit, Penelopeias Treue, Medeas Unbeugsamkeit, so fiel den Hellenen zuerst die Fürstin Artemisia in den Perserkriegen als eine Seltenheit auf. Allmählich lernten sie freilich weiblichen Einfluß im Staate wie im Denkerreiche kennen; aber Aspasia erschien doch als unberechtigte Ausnahme und stieß auf ebensoviel Hohn wie Haß, und wenn Platon im Gastmahle tiefe Gedanken durch den Mund der Diotima aussprach, so blieb diese Frau ein Gebilde der Kunst, nicht anders als das Werk eines Bildhauers. Erst die großen Frauen des makedonischen Königshauses und makedonischer Adelsfamilien, die nach Alexanders Tode Diademe gewannen, traten mächtig, ja gewaltig mitten ins stürmische Leben und in die Kämpfe um Throne und Reiche. Männliche Überheblichkeit mußte vor ihnen schweigen, denn in ihren Händen lag nicht nur Gunst oder Ungunst, sondern oft auch Leben oder Tod. Unter den Ptolemäern war wohl Arsinoë, die Schwester und Gattin des zweiten Königs, als Geist und Persönlichkeit allen überlegen; aber kaum einem der folgenden Herrscher fehlt die Frau, die nicht für ihn, seine Regierung und für sein Volk entscheidend wichtig geworden wäre bis zur letzten, der wirklich großen Kleopatra. Schon deshalb darf

man von einem Zeitalter der Frau sprechen, denn diese Fürstinnen bestimmten weithin auch Sitte und Leben der Völker. Aber auch die gesamte Stimmung der Zeit war gegenüber dem männlichen Jahrhundert der Perserkriege allmählich weiblicher oder vielleicht mehr dem Weibe zugewandt geworden. Es geht durch die Kunst hindurch von den wundervollen Gestalten der Bildhauer, mochte man sie nun Aphrodite oder anders nennen, die jetzt erst ein Verständnis für den weiblichen Körper zeigen, von den weichen Mädchenköpfen mit den verschleierten Augen pergamenischer Kunst bis zu den kleinen Gebilden in Bronze und Terrakotta, oft bestrickend anmutig, Mädchen von Tanagra ebenso wie alexandrinische Korbträgerinnen, Zügen von einer unvergleichlichen jugendlichen Herbheit neben den leeren Gesichtern der Modepuppen, die nur das Haargebäude zeigen sollten, und am untersten Ende der Reihe nackte, fette Weiber in unanständiger Haltung, nur noch um des Sinnenreizes willen geknetet. In Alexandreia entstand aus dem weichen schwingenden Leben hellenistischer Kunst in der Berührung mit der schlanken und reinen Anmut des spätägyptischen Frauenbildes eine Gestalt besonderen Reizes, ausgeprägt vor allem an der Göttin Isis, ägyptisch geschlossen und hellenisch gelöst, in edler Beherrschung voll heimlicher Bewegung.

Auch in die Dichtung der Zeit brauchen wir nur einen Blick zu werfen, um überall der Frau zu begegnen: Theokritos malt das rauschende Leben Alexandreias, wie es sich im Auge kleinbürgerlicher Frauen spiegelt, das Lustspiel Menanders steht und fällt mit seinen Mädchen und Frauen und die Mimiamben des Herodas sind Bilder aus dem weiblichen Leben, nicht eben schmeichelhafte, aber doch keineswegs männerhafte Verzerrungen. Auch als Schauspielerin und Sängerin gewann die Frau die Bühne, die ihr früher versagt war, und die leichte Dichtung, die zu solchen Aufführungen gehörte, atmet weiblichen Geist. Zuerst fühlt man hier noch Schwung und Leidenschaft, später wird es matter, und in der Kaiserzeit prägt sich die weibliche Seite des Lebens im süßlichen, tränenreichen Romane aus, der aber doch auch beweist, wie sehr die Welt mit weiblichen Augen sah oder zu sehen vorgab. Schaffend freilich griffen auch die Frauen der hellenistischen Jahrhunderte weder in Kunst noch in Dichtung ein, und Hypatia am Ausgange alexandrinischer Bildung verdankt ihren Ruhm mehr ihrem Märtyrertode, der zugleich ein Sinnbild der sterbenden Bildung war, als ihrer wissenschaftlichen Bedeutung. Sappho blieb für alle

Zeiten das einmalige Wunder der hellenischen Frau und das Wunder der Dichtung, ohne Nachfolger und ohne Gleichen.

Soweit die hellenische Weltbildung reichte, machte sich auch ihr näheres Verhältnis zur Frau bemerkbar; aber nur auf den Höhepunkten und in den Prägungen der Kunst oder Dichtung können wir es greifen. Die ägyptischen Briefe und Urkunden allein schließen uns das Volk auf und führen uns in das Reich der Alltäglichen, die doch auch an den großen Wandlungen der Zeit Teil nehmen und das, was wenige Bahnbrecher erobern, im Kleinen verarbeiten und zum Gemeingut machen. Im Ägypten der Ptolemäer und der Kaiser lernen wir die hellenischen und die ägyptischen Frauen, die reichen und die armen, die gebildeten und die ungebildeten so weit kennen, daß wir wirklich gemeinsame Züge, wenn auch nicht ihres Wesens so doch ihres Daseins schildern können. Die staatsrechtlichen Unterschiede galten auch von der Frau, obgleich sie im staatlichen Leben nichts zu tun hatte, und die Tochter eines römischen oder alexandrinischen Bürgers stand hoch über allen andern, zumal den Ägyptern; durch die Ehe wurde nichts geändert, denn die Frau blieb im Stande ihrer Geburt. Obgleich sie bürgerliche Rechte nicht besaß, trat sie doch durch Pflichten in Beziehung zum Staate, der ihr freilich gewisse Lasten wie die Kopfsteuer und das aufgebürdete Ehrenamt, die Liturgie, erließ. Nach hellenischer wie nach römischer Anschauung war die Frau durchaus rechtsfähig, das heißt im Stande, durch Privatvertrag Rechte auszuüben und Pflichten zu erfüllen; jedoch bedurfte sie eines männlichen Beistandes, des Vaters, Bruders, Gatten, Sohnes oder eines andern Verwandten oder mindestens Standesgenossen. Diese Unmündigkeit beruhte auf hellenischer Denkweise und wich merkbar von der geschäftlichen Selbständigkeit der ägyptischen Frau ab, ließ sich aber nicht in vollem Inhalte aufrecht erhalten. Der Frauenvormund stand in der Regel wohl nur auf dem Papiere, ohne mit dem Geschäfte selbst sich wesentlich zu befassen, und blieb eine ziemlich inhaltlose Form. Was wir von jenen Frauen wissen, sieht gar nicht so aus, als hätten sie solcher Hilfe bedurft. Konnten sie nicht schreiben, so gab es Lohnschreiber, deren sich auch Männer bedienten. Die Vormundschaft auszuüben, nach dem Tode des Gatten die Kinder zu betreuen, die Mädchen zur Ehe auszugeben traute der Staat der Mutter zu, und die Gesetze des Kaisers Augustus befreiten die Römerin sogar von der Aufsicht des Frauenvormundes, die ja nur für bestimmte Rechtsgeschäfte und nicht etwa dauernd galt, sobald sie dem Staate drei Kinder geschenkt hatte; bei der Freigelassenen mußten es vier sein.

Dies erklärt sich aus der Sorge des Kaisers um den Bestand des römischen Bürgertums, der durch die Kinderscheu bedroht wurde; im Osten des Reiches, zumal im fruchtbaren Ägypten, war es nicht nötig, den Frauen durch staatliche Belohnung die Gebärlust zu wecken, und als im dritten Jahrhundert der Kaiserzeit das römische Bürgerrecht sich über das ganze Reich verbreitete, brachte es solche Geschenke in die hellenischen Kreise Ägyptens, die der Aufmunterung sicherlich weniger bedurften, wenn auch eine gewisse Erschöpfung fühlbar wird.

Am tiefsten schnitten die staatsrechtlichen Unterschiede in das Reich der Frauen, sofern sie gesellschaftlich Grenzen zogen, wie denn auch heute noch gesellschaftliche Scheidewände sie mehr trennen als die Männer. Am fühlbarsten wurde die Kluft zwischen der Freien und der Sklavin. Wie die Sklaven damals in Ägypten überhaupt weit mehr Hausdiener als gewerbliche Arbeiter waren, so vor allem die Sklavin, die alle Aufgaben des Dienstmädchens erfüllte und außerdem der Lust des Herrn zur Verfügung stand, nicht so als ob nun jeder danach verfahren wäre, aber doch ohne rechtliche und sittliche Schranke. Oft genug bildete sich ein Verhältnis der Anhänglichkeit und Treue heraus, zumal wenn die Sklavin schon im Hause geboren war, und ein so innerlich gebildetes Ehepaar wie der Stratege Apollonios und seine Frau Aline zur Zeit Hadrians fand auch in Tays eine Dienerin, die ihrem abwesenden Herrn schrieb: „ich machte mir nicht wenig Sorge, Herr, zu hören, daß du krank wurdest; aber allen Göttern sei Dank, daß sie dich unversehrt bewahren. Ich bitte dich, Herr, wenn du Lust hast, auch uns Nachricht zu senden; sonst sterben wir, weil wir dich nicht täglich sehen. Ich wollte, wir könnten fliegen und kommen und dich begrüßen, denn wir sind in Sorge, wenn wir dich nicht sehen. Also sei wieder gut mit uns und sende uns Nachricht. Bleib gesund, Herr, und alles steht bei uns gut.“ Man ließ die Sklavin gern etwas lernen, um durch ihre Arbeit Geld zu verdienen; wenn nicht anders, wurde sie als Amme vermietet. Wahrscheinlich stammten gerade unter den Sklavinnen besonders viele vom Schutthaufen vor der Stadt, wo man die ausgesetzten Kinder auflesen und mitnehmen konnte, denn die neugeborenen Mädchen setzte man mit Vorliebe aus. Die kleine Sklavin erhielt irgend einen der zahlreichen Kosenamen, deren wir schon gedacht haben, und solch' ein Liebchen oder Küßchen oder Schätzchen unterschied sich schon dadurch von den frei geborenen Frauen, die bei Ägyptern und Hellenen ganz wie die Männer

Einzelnamen, später sehr häufig Doppelnamen führten, während die Römerin ursprünglich nur den Namen der Familie trug und einen persönlichen Namen gar nicht besaß. So sehr zwang altrömische Anschauung die Frau in die Familie, so wenig gestand sie ihr volle Menschlichkeit zu. Als dann aber hellenische Frauen ins römische Bürgerrecht traten, verbanden sie den römischen Geschlechtsnamen, der ihnen verliehen werden mußte, mit ihrem hellenischen Geburtsnamen und brachten nun ins Römertum doch den weiblichen Eigennamen hinein; die Freigelassenen sogar ihre unverkennbaren Sklavennamen wie Antonia Philemation, gewiß eine Sklavin des berühmten Marcus Antonius, die durch sein Testament die Freiheit und seinen hochadligen Geschlechtsnamen gewann, aber doch ein „Küßchen“ blieb.

Die freien Frauen und die Freigelassenen dürfen wir uns in jener Zeit durchaus nicht als Gefangene des Hauses, als Haremsdamen vorstellen, noch weniger als die heutigen Frauen Ägyptens, die trotz der Bindung durch Islam und arabische Sitte keineswegs von der Welt abgesperrt sind. Am ehesten sind es noch die Frauen der Vornehmen und Reichen; wo dagegen alle Kräfte sich anspannen müssen, arbeitet auch heute die ägyptische Frau mit dem Manne, nur daß sie nach Möglichkeit sich vor dem Fremden durch Schleier oder Tuch verbirgt. Dessen bedurfte die Frau im Altertume nicht, und auch die Sitte erlaubte ihr, Geschäfte wie die Männer zu treiben. Reiche Damen unter den Großgrundbesitzern begegnen oft, sei es, daß eine Alexandrinerin eine Papyruspflanzung in der Nähe der Stadt besitzt, sei es, daß römische, alexandrinische und andre hellenische Frauen im Lande große Güter zu eigen haben. Witwen und Erbtöchter kamen leicht in diese Lage, zumal in der vornehmen Gesellschaft, die zwar nicht so dünn war wie die Schicht der römischen Altbürger, aber doch auch längst nicht so unerschöpflich wie die ägyptische oder die hellenisch-ägyptische Mischbevölkerung. In der späteren Kaiserzeit schmolzen wirklich die echten Hellenen so zusammen, daß es kaum noch gelang, die wichtigsten Ämter der hellenischen Städte zu besetzen, denn das Zwangsamt, die Liturgie, hatte diese Familien erschöpft oder zu Grunde gerichtet, und die Kosten der Ehrenämter zwangen geradezu, mit allen Mitteln sich dagegen zu wehren. Wenn sogar das Amt des Gymnasiarchen einer Frau übertragen wurde, so kann es in dem berechtigten Kreise der echten Hellenen keinen leistungsfähigen Mann gegeben haben, so daß eine Witwe oder Erbtochter eintreten mußte. Solch' ein Amt stellte nun freilich die Frau ins öffentliche Leben, und wenn sie auch

nur zu zahlen hatte, konnte man ihr die Ehre doch nicht vorenthalten. Sonst findet sich keine Spur für die Betätigung der Frau in öffentlichen Stellungen mit Ausnahme der Priesterin; bei den Ägyptern gehörten die Priesterfrauen zum Kreise der Gottesdiener, und manche heiligen Handlungen lagen in ihrer Hand, wie wir am Beispiel der „Zwillinge" im Sarapeion zu Memphis sehen; hellenische Frauen aber bekleideten hohe Priesterämter im Dienste der vergöttlichten Königinnen, und diese „Korbträgerinnen" und „Kampfpreisträgerinnen" gehörten nicht nur zur vornehmsten Hofgesellschaft, sondern auch amtlich zum Hofstaate der Ptolemäer. Im übrigen aber treffen wir die arbeitende und verdienende Frau nur im Gewerbe und in der Landwirtschaft. Beim Bauern verstand es sich immer von selbst, daß die Frau mitarbeitete, und in den Flachbildern ägyptischer Gräber geht sie Garben schneidend hinter dem Manne her; aber auch in der Weberei waren Frauen tätig, wie in allem, was damit zusammenhing; die Weberin, Spinnerin, Walkerin, Schneiderin, Wäscherin ist nicht etwa die Frau des Handwerkers, sondern wird durch die Art der Bezeichnung als selbständig arbeitend kenntlich gemacht. Die Dienerin im Bierverkaufe, mag sie nun Gehilfin oder zugleich Kellnerin sein, wird von einer Herrin beschäftigt, die ihr Gewerbe ebenso auf eigne Hand betreibt wie die Bäckerin. Neben Berufen, die an sich schon Aufgabe der Frau sind, neben Amme und Hebamme, erscheint die Barbierin, und in Alexandreia wird es viele gegeben haben, die ihr Brot mit der Pflege weiblicher Haargebäude verdienten. Ohne Grenzen konnte sich die Frau im Handel betätigen, und gerade Alexandreia war durch seine Blumenmädchen und Kranzbinderinnen berühmt; auf dem Markte saß, wie eine Terrakotte es darstellt, die Hökerin hinter ihren Körben. Doch fast alles, was wir wissen, beruht auf zufälliger Erwähnung, ein enger Ausschnitt aus einer weiten Wirklichkeit.

Höhere Bildung verlangte schon der Beruf der Schönschreiberin, der zur Zeit des Origenes in Alexandreia nichts Ungewöhnliches gewesen zu sein scheint; wer Heutiges heranziehen will, vergleiche die Frau an der Schreibmaschine. Mochte auch die Welt von den Sängerinnen und Flötenbläserinnen, dem Tanze der Mädchen und dem Geklapper der Kastagnetten, so sehr sie daran hing, nicht zum Besten denken, es gehörten doch Kenntnisse dazu, und über die Masse der niederen Musikantinnen, die mehr der Lust als der Kunst dienten, erhoben sich doch auch Frauen zu hohen Leistungen, wie etwa die Sängerin, die am Adonisfeste dem schönen Gotte zu Ehren sang. Viele der mimischen Dichtungen müssen wir uns von kunst-

geübten Frauen vorgetragen denken. Waren gewiß viele oder die meisten unter ihnen Dienerinnen der Liebe, so gehörten sie doch auch zu den berufstätigen, selbständig erwerbenden Frauen. Ob die Frauen im Gewerbe ebenso wie die Männer zu Verbänden und Innungen zusammentraten, kann heute noch nicht beantwortet werden; immerhin ist vor Kurzem durch eine zertrümmerte Inschrift wenigstens eine unmißverständliche Spur eines Frauenvereins an den Tag gekommen. In dieser Richtung darf man noch mancherlei Überraschungen erwarten, wenn man bedenkt, wie sogar heute die ägyptischen Frauen Vereine gründen und ins öffentliche Leben einzudringen suchen.

An der Grenze der Berufe stand die Hetäre, in ihrer niederen Gestalt nichts als Gewerbe, am Gegenpole die hochgebildete Weltdame. Überall gab es ihrer genug, in der Provinz wie in Alexandreia, hellenische wie ägyptische Frauen, und über das oberägyptische Koptos wurden ausländische Weiber eingeführt, vielleicht aus Arabien oder Ostafrika. Die Hetären bildeten einen festen Stand, der seine Gewerbesteuer zahlte wie jeder andre und sein Brot ehrlich erwarb; wenn ein paar Erlaubnisscheine ihnen für einen bestimmten Ort und Tag gestatten, ihrem Geschäfte nachzugehen, so kann es sich wohl nur um solche handeln, die von auswärts, etwa zu einem Feste, eintrafen und der amtlichen Zulassung bedurften, damit ihre ansässigen Berufsgenossinnen nicht geschädigt würden. Zum Teile mögen sie einzeln gelebt, vielfach aber beim Hurenwirt gewohnt haben, der im Lustspiele der hellenistischen Zeit mit Vorliebe als ebenso gemeine wie lächerliche Person dargestellt wird. Viele hat einfach die Not hineingetrieben; noch lesen wir, was die Mutter einer ermordeten Dirne vor Gericht erklärt: „deswegen gab ich meine Tochter dem Hurenwirte, um leben zu können. Da mir nun mit dem Tode meiner Tochter mein Unterhalt verloren gegangen ist, bitte ich, mir einen bescheidenen Frauen-Unterhalt zu verschaffen.“ Von solcher Not wußten die vornehmen und glänzenden Freundinnen der Könige nichts, die am Hofe der Ptolemäer gefeiert wurden; spöttische Epigramme auf das Doppelverhältnis der Hippe zum Könige und zu seinem Stallmeister wuchsen in alexandrinischer Luft von selbst auf. Ganz öffentlich erwiesen ihnen ihre königlichen Liebhaber die höchsten Ehren: einer Kleino wurde ein Standbild, einer Stratonike ein Grabmal errichtet, und Philadelphos widmete seiner Belestiche nicht nur einen Gottesdienst als der Aphrodite Belestiche, sondern ernannte sie zur „Korbträgerin“ seiner verstorbenen Schwester und Gemahlin, der zur Göttin er-

hobenen Arsinoë. Damit übertrug er der Hetäre eines der höchsten priesterlichen Ämter und setzte sie in Beziehung zu Arsinoe, die er selbst geradezu als das Höchste seines Lebens und seines Reiches geehrt wissen wollte. Um dies zu verstehen, muß man die Befangenheit unserer Anschauungsweise abschütteln und sich zugleich eine Belestiche mehr einer Aspasia oder einer Simonetta gleich vorstellen; auch die vornehmen Kurtisanen am päpstlichen Hofe der Renaissance helfen zu richtigen Anschauungen. Die Weltstadt prägte jene flotten, selbstbewußten Mädchen, deren Sicherheit halb großartig, halb frech ist; unser Bild zeigt solch eine Gestalt, die der Künstler äußerlich in eine Isis verwandelt hat. Die Grenzen schwankten; liest man Clemens über die alexandrinischen Damen seiner Zeit, so wird man von seinem frommen Eifer mit Schilderungen hetärenhafter Schamlosigkeit überschüttet, ohne an Berufsdirnen denken zu dürfen. Wie sie ihren Männern die Spröden spielen, aber dem Fremden wie dem Sklaven im Bade und im Hause sich preisgeben, das stellt er der christlichen Frau gegenüber, wie sie nach seiner Anschauung sein soll. Daran wird richtig sein, daß in einer Weltstadt wie Alexandreia Laster und Sittenlosigkeit sich am höchsten steigerten und der Gegensatz christlicher Lebensführung um so stärker empfunden wurde. Ihre Strenge wahrten die Christinnen, solange ihr Glaube eine Gefahr bedeutete; auch von ihnen wie von den Männern verlangte Kaiser Decius das Opfer für die Staatsgötter, soweit sie römische Bürgerinnen waren. Je mehr aber das Christentum sich ausbreitete und die Kirche erstarkte, desto mehr paßte sich das Leben der christlichen Frau der Welt an; christliche Enge und Strenge suchte gerade in Ägypten im Kloster ihren Hort, und Scharen von Nonnen prägten zwar auch christliche Hilfsbereitschaft aber doch vor allem christliche Weltflucht aus.

Wie schon bemerkt, bestand auch für die Knaben kein Lernzwang. Mädchen gebildeter Häuser genossen Unterricht wie Heraïdûs, die Tochter des Apollonios und der Aline, aber im allgemeinen war es mit der Bildung der Frauen doch wohl schwächer bestellt, sofern nicht der künftige Beruf Schulkenntnisse oder noch mehr forderte. Unter den vielen, die sich in den Urkunden als schreibensunkundig bekennen, fallen die Frauen auf. Urkunden und Briefe, die von Frauen ausgehen, beweisen fast nichts, denn beide konnte man vom Berufsschreiber aufsetzen lassen. Daher sind wir auch kaum in irgend einem Falle sicher, eine weibliche Handschrift vor Augen zu haben, und der Unterschied männlicher und weiblicher Hände, der heute

so deutlich ist, entzieht sich trotz der Menge der Briefe dem Urteil; ob er kenntlich wäre, wenn wir unanfechtbare Beispiele besäßen, ist eine andre Frage. Rom verlangte von den Römerinnen, die auf Grund der Kinderzahl Befreiung vom Frauenvormund beanspruchen konnten, wenigstens die Fähigkeit zu schreiben, aber nicht alle besaßen sie. Am nächsten kommen wir den Frauen jener Welt wohl in einigen Briefen, die nach Schrift und Sprache zu ungelenk erscheinen, als daß man sie einem Berufsschreiber zutrauen dürfte, und auf der Gegenseite da, wo gebildete Frauen sich in unverkennbar weiblicher Art äußern, vielleicht am meisten in dem sorgenden Briefe der Aline an ihren Gatten Apollonios, der gegen Aufständige im Kampfe steht: „Schwer besorgt um Deinetwillen wegen der zur Zeit umlaufenden Gerüchte, und weil Du mitten aus dem Schlafe von mir fortgingst, mag ich weder an Speise noch an Trank herangehen, sondern hab' in beständiger Schlaflosigkeit bei Nacht und Tage nur die eine Sorge um Dein Wohl. Nur die Sorgsamkeit meines Vaters weckt mich auf, und am ersten Tage des neuen Jahres wär' ich, bei Deinem Wohle! ohne etwas zu kosten schlafen gegangen, wenn nicht mein Vater heimgekommen wäre und mich gezwungen hätte. Ich bitte Dich nun, wahre Deine Sicherheit und nimm die Gefahr nicht allein ohne Bedeckung auf Dich, sondern wie der hiesige Stratege den Beamten die Last aufbürdet, so tu auch Du dasselbe." Der Liebesbrief, den wir aus der Literatur von seinen schönen wie seinen albernen Seiten kennen, fehlt bisher unter den Papyrusblättern. Es ist schwerlich Zufall; die Briefe stammen in großer Mehrzahl aus dem kleinen Mittelstande, der über Essen und Trinken, Gesundheit und Geld kaum hinausdenkt und hinausfühlt; sie stammen mehr aus Dörfern als aus Städten, und vor allem: es wird ihrer nicht viel gegeben haben, weil der Brief durch Freunde und Gelegenheit bestellt wurde, daher vor Neugier nichts weniger als sicher war. Wie am Anfange des Hellenismus eine Arsinoe, fast siebenhundert Jahre später eine Hypatia schrieb, um nur diese Beispiele höchster Frauenbildung zu nennen, ahnen wir nicht. Von geistig schöpferischen Frauen sieht man noch keine Spur.

Jung traten die Mädchen in die Ehe wie noch heute in jener südöstlichen Welt, und da auch der Mann oft noch ein Jüngling war, blieb das Ehepaar vielfach im Hause der Brauteltern wohnen. Soweit nicht ägyptischer Einfluß die Frau selbständiger machte, gab der Vater nach hellenischer Rechtsanschauung die Tochter dem Manne seiner Wahl; manchmal tun es auch beide Eltern. Aber

neben dieser altväterischen Strenge, die sich bis in die späte Kaiserzeit erhielt, standen doch auch freiere Formen, die dem Mädchen erlaubten, seine Hand selbst zu vergeben, während der Vater nur als Frauenvormund das Rechtsgeschäft ermöglichte. Gerade in den Eheverträgen aus Alexandreia schließen die Frau und der Mann, nicht die Eltern, den Vertrag ab, und die Frau pflegt an erster Stelle genannt zu werden. Schwerlich liegt hier ägyptische Sitte vor; viel eher mag in den Bürgerfamilien der Weltstadt die Frau allmählich mehr Geltung errungen haben. Hier und in der Hellenenstadt Ptolemaïs stand auch neben der bürgerlichen Eheschließung durch Privatvertrag noch eine feierliche Verbindung vor dem Priester, die aber augenscheinlich nur eine Sitte war. Das Recht kannte die Vollehe, die man auch die eingeschriebene nannte, und die nicht eingeschriebene Minderehe; auch wenn sie nicht bei dem öffentlichen Urkundenamte eingetragen war, galt sie als Ehe, jedoch mit gewisser Einschränkung ihrer rechtlichen Folgen. Der Ehevertrag behandelte meistens die wirtschaftlichen Pflichten und Leistungen breit, die sittlichen Forderungen kurz oder gar nicht. Von der Mitgift der Frau und von ihrem Vorbehaltsgute lesen wir soviel, daß man gerade hieran ungefähr ermessen kann, in welche Kreise unsere Urkunden und Briefe im allgemeinen gehören. Nur selten bringt die junge Frau Kostbarkeiten mit, gewöhnlich ein paar Kleider, ein paar Schmucksachen, etwa noch die kleine Gestalt der Aphrodite als Schutzheilige, einen Spiegel und ein wenig Hausrat; bares Geld und ein Hausteil oder einige Aruren Ackers stellen schon Wohlhabenheit vor. Auch die Verträge im Kreise alexandrinischer Altbürger machen keine Ausnahme, ein Zeichen, daß es hier Menschen recht bescheidener Lebenshaltung gab. Immerhin, es ließe sich genug darüber sagen. Dagegen sprechen nur die ältesten Verträge auch von sittlichen Pflichten; so heißt es 92 v. Chr.: „es soll Apollonia bei Philiskos leben, ihm gehorsam, wie es der Frau dem Manne gegenüber ziemt, und gemeinsam mit ihm über ihrer beider Habe verfügen. Den Lebensbedarf, die Kleidung und alles, was einer Ehefrau zukommt, soll Philiskos der Apollonia gewähren, anwesend wie abwesend, nach Maßgabe des Vermögens, und es soll dem Philiskos nicht gestattet sein, noch eine andre Frau zu Apollonia einzuführen, noch eine Geliebte, noch einen Buhlknaben zu haben, noch aus einer andern Frau Kinder zu zeugen bei Lebzeiten der Apollonia, noch ein anderes Haus zu bewohnen, worüber Apollonia nicht verfügt, noch sie hinauszuwerfen, zu beschimpfen oder zu mißhandeln, noch von der Habe etwas zum Schaden der Apollonia zu

veräußern. Wenn er nachweislich so etwas tut oder ihr den Unterhalt oder die Kleidung oder das Übrige nicht nach Vertrag gewährt, soll Philiskos der Apollonia sofort die Mitgift erstatten, 2 Talente 4000 Drachmen in Kupfer (= 32 Silberdrachmen). Ebenso aber soll es auch der Apollonia nicht gestattet sein, bei Nacht oder bei Tage sich außerhalb des Hauses des Philiskos aufzuhalten ohne seine Zustimmung, noch mit einem andern Manne zu verkehren, noch dem Philiskos etwas anzutun, was einem Manne Schande bringt." Solche Abmachungen belasteten und beschränkten hauptsächlich den Mann, dem auch, wenn er seine Pflicht verletzt, Strafe angedroht wird, was der Frau gegenüber nur ganz selten geschieht; augenscheinlich galt der Mann so sehr als gewinnender Teil, daß er auch etwas dafür auf sich nehmen mußte. Von der Frau fürchtete man außer dem Ehebruche vor allem allerlei Zauberei, Liebestränke und dergleichen; dem Manne dagegen bleibt der außereheliche Geschlechtsverkehr unverwehrt, wenn er nur nicht andre Frauen mit ins Haus bringt und dadurch die Stellung der Gattin gefährdet, oder durch Kinder eines andern Bettes die rechtmäßigen schädigt. Jedoch der Buhlknabe wird ihm überhaupt verboten. Die Knabenliebe gehörte ebenso in die hellenische Welt wie in die des Orients, und man darf es aussprechen, daß niemand hellenisches Wesen voll begreifen wird, der sie nur als Verirrung oder Verbrechen betrachtet. Wie hoch sie erhoben werden konnte, ohne den Boden der Sinnlichkeit zu verlieren, hat Platon seinem Volke und der Welt bewiesen. Freilich unter gemeinen Menschen wurde sie zum verderblichen Laster, und was Clemens den weibischen Knaben und Männern Alexandreias nachsagt, kann nur Ekel erwecken. Bis in die höchsten Kreise reichte die Knabenliebe hinein; im Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. brachte solch' ein Umgang den kaiserlichen Statthalter Vibius Maximus zu Falle; noch lesen wir ein Stück der Rede, in der ein alexandrinischer Anwalt leidenschaftlich das schamlose Benehmen des Buhlknaben aufdeckt und den mächtigen Römer angreift. Erst bei den Christen wurden von Neuem die sittlichen Pflichten der Ehe betont, freilich der Zeit gemäß im leeren Überschwange byzantinischen Wortprunks, dem man nicht recht glaubt, was er predigt. Damals brüstete sich auch die Scheidungsurkunde mit Entrüstung und hohlem Gerede von dem bösen Dämon, der wider Erwarten die Gatten überfallen und zur Trennung getrieben habe, während sie doch immer ein schlichtes Rechtsgeschäft blieb, dessen Mittelpunkt die Erstattung der Mit-

gift war, mochte es nun die freiwillige Trennung oder die Entlassung der Frau sein.

Die Geschwisterehe war den Ägyptern seit Alters geläufig und drang auch in echt hellenische Kreise ein; die Ptolemäer heirateten meistens ihre Schwestern, wofür vielleicht das Vorbild der persischen Großkönige ins Gewicht fiel. Der Vorteil, den Familienbesitz zu erhalten, den Eltern die Arbeitskraft der Kinder zu sichern lag auf der Hand, und da die Sitte sich nachweislich durch Geschlechter fortsetzte, da sie stark um sich griff und sogar die Römer in Ägypten lockte, so daß sie ihnen ausdrücklich verboten werden mußte, wird der Vorteil den Nachteil überwogen haben. Wenn in den Briefen die Ehegatten sich Bruder und Schwester nennen, so ist dies zwar kein Beweis, wird aber vielfach das wirkliche Verhältnis bezeichnen. Nirgends verraten die Urkunden, daß die Fruchtbarkeit des Volkes darunter gelitten habe.

Der Fromme befragte ein Orakel, ehe er den entscheidenden Schritt zur Ehe tat. Die Hochzeit feierte man gern mit geladenen Gästen, und in gebildeten hellenischen Kreisen wurde das neue Ehepaar etwa mit einem kleinen Gedichte begrüßt, wie es ein Papyrusblatt erhalten hat: „Bräutigam, gebe dir süßeste Huld und Ruhm das Geleite, Einklang drücke dir hold in die Hand hochzeitliche Gabe. Braut, du liebe, nun freue dich hoch, du fandest den werten Bräutigam, fandest ihn wert, und Eintracht wolle verleihen Euch nun ein Gott, er lasse alsbald auch Kinder euch werden, Kindeskinder dazu, und hoch in die Jahre euch kommen." Das Verhältnis der Ehegatten war so ungleich wie die Menschen, und Klagen ertönen von beiden Seiten; aber viele Briefe zeugen von inniger Anhänglichkeit, beim einfachen Manne, der aus Trauer um die abwesende Frau das Bad unterläßt, wie bei der feinen Aline, deren schönsten Brief wir schon kennen lernten. Und vielleicht zeugt nichts mehr von der Gattenliebe als das Verhalten der Kinder zu den Eltern. Prägt sich schon in mancherlei Gestalten wie in der Pflege der Stammbäume ein lebhaftes Familiengefühl aus, das jedesmal alle Angehörigen mit Grüßen bedenkt, so erst recht in den Briefen, die Eltern und Kinder wechseln. Niemand darf sich wundern, wenn es auch hier nicht ohne Mißhelligkeiten und Schelten über karge Mütter und törichte Väter abgeht, wenn auch die Eltern manches auszusetzen haben; aber weitaus die meisten Briefe klingen freundlich, ja herzlich. Wer an gewissen wirklichen oder scheinbaren Härten haftet, wird leicht ungünstig urteilen: sicherlich war es eine grausame Sitte, Kinder auf dem Schutthaufen vor der Stadt

auszusetzen, besonders die Mädchen; aber viele wußten sich keinen andern Rat, und manche Mutter mag wie Mirjam ängstlich ausgeschaut haben, ob jemand ihr Kind aufhebe. Das Los der vaterlosen Kinder ist auch heute noch nicht besser. Aber Kinder und Eltern würden nicht so schreiben, wie sie getan haben, wenn nicht Dank und Liebe sie verbunden hätten, auch den kleinen Theon mit dem Vater, der den drolligen Unband nicht mit auf die Reise genommen hat. Mit zärtlichen Worten verspricht Philonides dem gebrochenen alten Kleon seinen sorgenden Schutz, frisch und jugendlich schreibt Apion aus Italien an seinen Vater von der weiten Seereise und vom Beginne seiner Soldatenlaufbahn bei der kaiserlichen Flotte: sein Bildchen schickt er durch einen zuverlässigen Freund. Im großen Alexandreia sehnt sich Serenilla nach dem Elternhause und bittet den Vater um ein paar Zeilen, damit sie doch merke, daß sie einen Vater habe. Je höher die Bildung des Briefschreibers steht, um so feiner weiß er auch seine Gedanken und sein Fühlen auszusprechen, und in dem Briefe des Herakleides zur Hochzeit seines Sohnes kommt sogar etwas von heiterer Laune zum Vorscheine, die sonst fast immer schweigt. Die Eltern im Alter zu erhalten galt als Pflicht, und wie es scheint, bestimmten sie selbst den Sohn, der es tun sollte; der Staat erließ diesem die Kopfsteuer. Aber der feinfühlige Sohn schützte auch Ehre und Stellung der Mutter im vaterlosen Hause; aus solcher Gesinnung heraus schrieb Sempronios seinem Bruder Maximos: „ich erfuhr, daß ihr unsre Frau Mutter schlecht behandelt. Laß dich bitten, süßester Bruder, betrübe sie nicht im Geringsten. Widerspricht ihr einer der Brüder, so solltest du ihnen Ohrfeigen geben, denn du solltest ihr Vater heißen. Ich weiß, daß du auch ohne meinen Brief ihr Genüge zu tun vermagst. Also nimm meinen Mahnbrief nicht übel; denn wir sollen die wie Gott ehren, die uns gebar, vor allem wenn sie so gut ist. Dies schrieb ich dir, mein Bruder, in dem Gedanken, welche Süßigkeit die Herren Eltern bedeuten.“ Jene Menschen, die den unendlichen Wert der Mutter in ihrer Sprache auszudrücken wußten, haben gewiß die Frau nicht so gering geachtet, wie christliches Vorurteil uns manchmal einreden will.

Ägyptisches Formgefühl und hellenische Anmut wirkten zusammen, um dem Umgang der Menschen mit einander eine Feinheit zu verleihen, die uns in Briefen wie in vielen andern Zügen noch heute reizvoll entgegen tritt. Wo freilich die Ägypter unter sich waren oder ihr Einfluß überwog wie in allem, was die Religion

betraf, gab die düstere und zugleich fessellose Wildheit des Orientalen den Ton an. Unter den Ägyptern blieben zwar die Massen der hellenischen Lebenshaltung fern; wer aber an Bildung und Rang höher stand oder höher strebte, mußte sich hellenischem Wesen erschließen und einfügen. Daher zeigen auch die Briefe jener Zeit, die uns meistens in die Kreise der hellenisch-ägyptischen Mischung versetzen, überall die höfliche Form des Verkehrs und darüber hinaus nicht selten die Höflichkeit des Herzens. Ohne Zweifel würden wir diesen Eindruck noch viel stärker empfangen, wenn wir von den echten Hellenen mehr als vereinzelte Lebensäußerungen kennten. Was Clemens aus Alexandreia erzählt, offenbart zwar auf jeder Seite die höchste Steigerung großstädtischer Verfeinerung, aber doch auch schon viel Zeichen des Überganges von äußerster Feinheit zur Roheit der Überbildung, der sich in solchen Zuständen immer beobachten läßt. Die gute Gesellschaft Alexandreias schrieb genau vor, wie man sich im Umgange, bei Tisch und in der Gesellschaft zu benehmen habe, wie man lachen, spucken und niesen dürfe. Um die Vorstellung abzurunden, müssen wir uns in die Zusammenkünfte der feinen Alexandriner den scharfen Witz und die schlagfertige Kunst der Wortprägung hinein denken, wodurch sie berühmt waren; die erhaltenen Briefe mit ihren ganz seltenen und dürftigen Scherzen lassen kaum etwas ahnen, eher der Gesprächston Lukians, der ja selbst lange in Alexandreia gelebt hat und die Rede der damaligen gebildeten Welt, zum rhetorischen Buchstile gesteigert, wiedergibt. Zusammenzukommen gab es auch abgesehen von den Vereinen zahllose Gelegenheiten, häusliche und öffentliche Feste jeder Art. Man lud seine Freunde zum Geburtstage ein; auch der Geburtstag eines Verstorbenen wurde gern weiter gefeiert, besonders wenn der Selige etwas dafür gestiftet hatte. Oder zu dem wichtigen Tage, an dem zum ersten Male dem Kinde das Haar geschnitten wurde; im Leben des Jünglings bedeutete es viel, wenn er der sogenannten „Prüfung“ unterworfen wurde, der Untersuchung seiner Abstammung und aller persönlichen Verhältnisse, wovon es abhing, ob er in den Kreis der Bevorrechteten aufgenommen wurde, für den jungen Hellenen die Entscheidung über seine ganze Lebensstellung. Dann kam der Eintritt in die Schar der Epheben und endlich die Hochzeit. Aber auch jedes Opfer wurde zum Festmahl, und wer irgendwie einem frommen Kreise nahe stand, lud die Freunde zum Kultmahle, sei es in sein Haus, sei es in das Heiligtum des verehrten Gottes, am häufigsten des Sarapis. Dem Bewußtsein der Alten fielen weltliche und

fromme Feste nicht auseinander, sondern jede Feier, jedes Mahl stand unter dem Schutze der Götter ebenso wie unter dem Zeichen heiterster Laune; religiöse Stimmung bedeutete nichts weniger als düsteren Ernst. Die Kirchenfeste des Südens sind hierin und in vielen andern Zügen die unmittelbaren Nachfolger ihrer vorchristlichen Vorgänger und Vorbilder. Einladungskarten können wir noch lesen, fast alle im gleichen Wortlaute, weil jene Gesellschaft ihre festen Formen gebildet hatte. Niemals enthalten sie den Namen des Geladenen; sie wurden also durch Boten ausgetragen, und wenn wir einen Zug aus dem Lukasevangelium übertragen dürfen, ging kurz vor der Feier nochmals ein Bote aus, um zu erinnern. Ob zur Hochzeit oder zum Gottesmahle, der Stil bleibt derselbe. An auswärtige Freunde freilich schrieb man einen richtigen Brief in den höflichsten Wendungen: „verherrliche das Geburtstagsfest meines Sohnes Gennadios, geruhe mit uns zu speisen am 16., von 7 Uhr an.“ Auch für Reitesel wurde in solchen Fällen gesorgt. Der Gast brachte ein Geschenk für das junge Paar, für das Geburtstagskind mit. Von den zwei Hauptmahlzeiten, dem Frühmahle und dem Spätmahle, kam nur das zweite für Gastereien in Betracht; die Einladungen pflegen auf die neunte Stunde, das heißt drei Uhr nachmittags, zu lauten. Wer selbst nicht Raum genug hatte, mietete einen Speisesaal oder lud ins Wirtshaus, das den Alten keineswegs unbekannt war. Im Dorfe wie in der Stadt stand der Ausschank häufig mit einem Laden in Verbindung. Die müßigen Alexandriner saßen tagsüber in den Trinkstuben und in den Werkstätten der Barbiere herum, trieben jede Art des Würfelspiels, schwatzten und klatschten und gafften den vorübergehenden Mädchen nach. Die Wirtshäuser waren etwas anderes als die Fremdenherbergen, die sich gerade in den Jahrhunderten des Hellenismus und der Kaiserzeit durch den immer steigenden Verkehr ausbreiteten. Die Sammelpunkte der Auswärtigen, Wallfahrtsorte wie das Sarapeion in Memphis, und die Großstädte wurden ihre Heimat, denn hierher kamen genug Leute, die nicht auf die Gastlichkeit von Freunden zählen durften. In den Urkunden und im Neuen Testamente werden solche Gasthäuser erwähnt; sie glichen wohl weniger dem europäischen Zuschnitt als dem Unterkunftshause, das im Orient an den großen Straßen entstand und unter dem Namen der Karawanserei bekannt ist; das heißt, sie boten nur das notdürftigste Obdach. Später nahmen die Klöster Fremde auf, wie denn überhaupt die christliche Welt dem Fremdenverkehr durch entsprechende Einrichtungen entgegen gekommen ist.

Wie zu den Festen der Könige, so gehörte auch zum Familienfeste Musik, Flötenbläser und Zitherkünstler, Sänger, Possenreißer, Tänzer und Tänzerinnen. Das alte Ägypten konnte darin den Hellenen nur Lehrmeister sein, denn seine Bilder zeigen, wie es zu feiern verstand, und die hellenistische Kunst setzt nur auf ihre Art und in ihren Formen fort, was Landesbrauch und zugleich hellenischer Sitte gemäß war. Aber diese Belustigungen entfalteten sich voll erst an den öffentlichen Festen, deren es zu allen Zeiten viel gab, selbst wenn man die religiösen Feste des ägyptischen Gottesdienstes und später der Kirche beiseite läßt, die doch auch allgemeine Volksbelustigung waren. Obgleich die altägyptische Woche sich bis in späteste Zeit mit einem arbeitsfreien zehnten, bisweilen sogar fünften Tage geltend macht, darf man doch keine Regelmäßigkeit voraussetzen, sondern eher annehmen, daß im allgemeinen ohne Unterlaß gearbeitet wurde, während auf der andern Seite die alexandrinische Lebewelt ebenso unablässig feierte. In Lehrverträgen werden auf das Jahr achtzehn oder zwanzig Feiertage vorausgesetzt. Die öffentlichen Feste der Ptolemäerzeit waren in irgend einer Art immer auch religiös, nicht nur die Geburtstage der Herrscher, sondern vor allem solche, die ihrer göttlichen Erscheinung geweiht schon im Namen darauf deuteten wie das Fest der Theadelpheia zu Ehren der Geschwistergötter Ptolemaios und Arsinoë. Dem ersten König galt das Ptolemaiosfest, der größten Königin des Arsinoëfest; andere offenbarten im Namen gleich ihre Art wie das Kränzefest der Stephanephoria und das Flaschenfest der Lagynophoria, dies eine richtige Volksbelustigung für jedermann, der sich sein Essen und seine Flasche mitbrachte; deshalb mißfiel es der stolzen Arsinoë, der Gemahlin Philopators: es rieche zu sehr nach Pöbel. Aber alle andern übertraf der Glanz, den Ptolemaios Philadelphos entfaltete, als er die ganze hellenische Welt nach Alexandreia zu Gaste lud, um ihr seinen Reichtum und seine Macht in einem Feste zu Ehren des Dionysos, des Ahnherrn der Ptolemäer, des Reichsgründers Alexander und seines Vaters Ptolemaios Soter vor Augen zu stellen. Des unendlichen Festzuges erinnern wir uns; aber wir müssen alles hinzudenken, was sonst von dergleichen Feierlichkeiten erzählt wird, was Theokritos vom Adonisfeste berichtet, um annähernd ein Bild zu gewinnen. Dann wogten die Straßen vom Gedränge der Menschenmassen, wie „Ameisen ohne Zahl und Maß“; überall die Männer im makedonischen Feierkleide, der Chlamys mit den hohen Stiefeln. Zur Königsburg treibt die Masse, und die Bürgerfrauen, die vom äußersten Ende der Stadt sich aufgemacht

haben, bringt nur der freundliche Schutz eines Fremden zum Ziele, nachdem sie sich haben stoßen und schimpfen lassen, fast mit zerrissenen Kleidern. Alle Mundarten des Hellenischen, alle fremden Sprachen klingen durcheinander. Manches wurde anders unter den Kaisern, als der Glanz des Hofes unterging, denn die Hofhaltung des Statthalters blieb weit selbst hinter den konsularischen Statthaltern anderer Provinzen zurück. Aber Kaisers Geburtstag wurde doch gefeiert, wie es scheint sogar monatlich, dazu die Kaisertage, deren Bedeutung noch nicht ganz klar ist, auch in Ägypten sogar der Geburtstag der Roma, obwohl hier der Monarch das römische Volk stark überschattete, mit besonderem Prunke aber die Thronbesteigung eines neuen Weltherrschers. Der Statthalter kündigte sie durch einen schwungvollen Erlaß an, und in jedem Bezirke veranstaltete der Stratege eine amtliche Feier, wobei alles aufgeboten wurde, was die Musen nur leihen wollten: Aufführungen, in denen das Volk und der Gott der Stadt den neuen Herrn feierten, Reden bestellter Rhetoren, mimische und musikalische Vorstellungen, dazu wie sich von selbst versteht, alle Lustigkeiten und Ausschreitungen der Volksmassen. Stiftungsfeste wie das Antinoosfest zum Andenken an Kaiser Hadrians Liebling und an die Gründung der Antinoosstadt, vaterländische Gedenktage, in Oxyrhynchos noch viele Jahrzehnte lang begangen zur Erinnerung an die siegreiche Bekämpfung des schweren jüdischen Aufstandes unter Hadrian, begegnen uns nur hier und da, fanden aber sicherlich in jeder Gaustadt viel öfter statt als wir auch nur ahnen. Dazu nun die einmaligen Feste: ein Besuch des Königs in der Ptolemäerzeit, später des kaiserlichen Statthalters, und gar erst die ziemlich seltenen Besuche der Kaiser oder kaiserlichen Prinzen, wie des Germanicus, der im Jahre 19 n. Chr. Ägypten bereiste. Vielleicht am weitesten hat Hadrians Anwesenheit gewirkt, die viele Inschriften an thebanischen Bauten verewigen und die sapphischen Strophen der Hofdame Balbilla feiern. Leider mangelt uns eine Schilderung des Prunkes, der in Alexandreia bei solchen Gelegenheiten aufgeboten wurde, während wir von dem Schrecken, den Caracallas Besuch über die Stadt brachte, bei Cassius Dion ausführlich lesen.

Aus dem Brennpunkte hellenischen Wesens, dem Gymnasion, gingen die öffentlichen Kampfspiele hervor, die schon früh auch in den ägyptischen Städten die Enge des Turnplatzes verließen und Feste der Allgemeinheit wurden, am meisten in Alexandreia, dem Vorbilde der Provinzstädte. Zwar blieb die tätige Teilnahme immer auf die Hellenen beschränkt, und nur verstohlen konnte ein Mann

zweifelhafter Abkunft sich unter die Wettkämpfer einreihen lassen, wie es ein Brief aus Alexandreia erzählt, dessen Schreiber dann freilich auch übel fährt, weil er den Anforderungen nicht gewachsen ist; aber das Kampfspiel selbst wurde eine öffentliche Schaustellung. Was früher nur die großen gesamthellenischen Wettkämpfe und Feste, besonders in Olympia und Delphi, für die ganze Welt der Hellenen bedeuteten, wollten die Reiche, die aus Alexanders Erbe hervorgingen, jedes für sich bieten und leisten, das eine womöglich das andre noch übertrumpfen. Alexandreia als erste und unbestrittene Weltstadt war auch hier im Vorteil, denn nirgends lockte so viel die Fremden, nirgends vermochte ein König soviel beizusteuern. Aber erst in der Kaiserzeit scheint sich das Treiben der Kampfspiele zur vollen Breite entwickelt zu haben, vielleicht gerade weil es das einzige Gebiet war, wo die Hellenen sich noch ausleben konnten. Mit großen Opfern freilich wurde das Gymnasion von den althellenischen Familien unterhalten, aber die Kampfspiele brachten doch auch wieder Geld in die Stadt. Und wie Alexandreia auf seinen Ringplatz, auf seine Rennbahn die berühmtesten Namen der Zeit lockte, so reisten alexandrinische Kämpfer durch die Welt von einem Kampfspiele zum andern. Damals trat der Berufskämpfer, der Athlet, immer mehr in den Vordergrund und steigerte die Leistungen so hoch, daß der gewöhnliche Hellene, der nicht sein ganzes Leben daran setzen konnte, zurückbleiben mußte. Wir blicken hier und da in das Dasein solcher Männer hinein, die fast heimatlos die Welt durchwandern, deren Kinder immer an verschiedenen Orten geboren werden. Ihr Unterhalt beruht auf den Preisen, die sie erringen, und endlich auf dem Ehrengehalte, das die Vaterstadt ihrem berühmten Sohne bewilligt, einer Pflicht, der sich keine hellenische Gemeinde entziehen konnte, obwohl sie schwer darunter litten, so daß schließlich die kaiserliche Regierung gegen das Übermaß einschritt. Mit Preisen und Ehrenbürgerrechten überhäuft bildeten solche Männer den Ruhm der Heimatstadt, der doch nicht ganz echt war, denn die männliche Tüchtigkeit aller Hellenen hatte sich in Gewaltleistungen einzelner verwandelt. Diese Entwicklung wurde von den Vereinen getragen, deren wir früher gedacht haben, besonders aber von dem Weltverbande, der sich um den Namen des Herakles zusammenschloß und durch das ganze römische Reich alle Hellenen und alle ihre Kampfspiele, von Rom und Neapel bis zu den entlegenen ägyptischen Provinzstädten, in Beziehung setzte. Ganz ähnlich ging es mit den musischen Wettkämpfen, die sich ja ebenfalls auf den Kreis des Gymnasion stützten; auch hier

überwucherte die Einzelleistung die gemeinsame Kunstpflege, und schon vor den Tagen Alexanders hatte der Virtuose, der Sänger, der Citherschläger, der Schauspieler die Bühne erobert. Auch hier schuf der Weltverband des Dionysos dieselbe Ausdehnung über das ganze Reich, so daß Künstler aus Alexandreia oder Hermupolis in Kleinasien wie in Italien auftraten und umgekehrt die Berühmtheiten des Westens ihren Weg nach Ägypten fanden. Ehrengehälter und feierliche Einzüge der Sieger in die Heimatstadt hier wie dort. Bedenkt man, wie die hellenischen Gemeinden, durch das aufgebürdete Ehrenamt, die Liturgie, schon erschöpft, durch diese Feste und die Unterhaltung ihrer Ehrenbürger belastet wurden, so begreift man ihren wirtschaftlichen Zusammenbruch im dritten und vierten Jahrhundert. Wir haben noch Rechnungen, die uns lehren, welche Beträge die Städte nur für Nebendinge, den Festredner, den Homervortragenden, für Stallmeister und Pferdeknechte aufbringen mußten.

Aus Rom kam der Circus, kamen die Gladiatoren, zuerst nach Alexandreia, dann in die Provinzstädte, und damit ging hellenischer Adel in römischer Roheit unter. Eine Stadt wie Alexandreia blieb sicher in ihren Darbietungen nicht hinter Rom und später der neuen Reichshauptstadt Konstantinopel zurück, von den dressierten Affen an bis zu ganzen Seeschlachten. Aber sie entwickelte doch noch im Anschluß an die alten hellenischen Kampfspiele fast als ihre Besonderheit das Pferderennen, und so zeigen auch die kleinen Terrakottagestalten den Starter und die Rennuhr. Nichts begeisterte die Alexandriner so sehr wie die Rennen der Rosse und der Wagen; schon zur Zeit Trajans schildert Dion von Prusa ihre Raserei, die ebenso maßlos freilich auch den Sängern der Bühne galt: sonst fleißig und betriebsam seien sie wahnsinnig, wenn ein Renntag kam, obwohl freie Männer sich doch schämen sollten, sich durch die Leistungen von Sklaven hinreißen zu lassen. Die alexandrinische Maßlosigkeit, die er immer tadelt, entlud sich hier ohne jede Schranke. Auch in den Urkunden, die uns doch nur Brocken hinwerfen, stoßen wir auf die Namen von Rennpferden wie Patricius und Plebs oder Spania und hören von den Parteien des Circus, den Grünen und Blauen, die in byzantinischer Zeit nicht nur in Konstantinopel politisch wurden, zu schweren Erschütterungen und Aufständen führten, sondern ebenso Alexandreia wie die Provinzstadt Oxyrhynchos zerrissen. Was Prokopios von Konstantinopel erzählt, dürfen wir uns ähnlich auch hier ausmalen. Die übrigen Aufführungen des Circus werden in Alexandreia und seinen Abbildern

kaum hinter Konstantinopel zurückgeblieben sein, vom Degenschlucker und Feuerfresser an bis zu den gewagten Darstellungen, die Theodora, bevor sie Kaiser Justinians Gemahlin wurde, in den Großstädten des Reiches als Leda mit dem Schwan zum Besten gegegeben hatte.

Dieselbe Stadt, die maßlos arbeitete, in der niemand müßig ging, war auch maßlos im Rausche der Vergnügungen und erregte immer wieder Anstoß bei ernsthaften Beurteilern von Polybios an, die doch alle auch dem Zauber der Weltstadt, der ungeheuren Lebensfülle, die durch diese Straßen flutete, sich nicht versagen konnten. Wo soviel gearbeitet wurde, türmte sich der Reichtum auf, und die genießenden Müßiggänger wuchsen gerade hier aus dem Boden. Aber auch die arbeitenden Massen bedurften der leidenschaftlichen Lust und des brausenden Vergnügens. Plutarch erzählt von dem Treiben des Antonius und der Kleopatra, die von Fest zu Fest taumelten, aus einer Verschwendung sich in die andre stürzten, die sich in die rohen Belustigungen des gemeinen Volkes mischten, war doch Alexandreia Seestadt und damit so zügellos wie es die Seeleute mitbringen; wird dies ganze Treiben eines hochvornehmen Schwarmes zur Anschauung, so fühlt man etwas von dem Hauche stürmischer Glut, die Alexandreias Wesen bezeichnete. Nichts blieb gemäßigt; was hier erwuchs, überschritt die Grenzen, die auch nachsichtige Richter und Kenner der Welt gestatten wollten. Einige Jahre vor Christi Geburt besuchte Strabon die Stadt und lernte die Lustfahrten nach Kanobos kennen: „unvergleichlich ist das Gedränge der Feiernden, die aus Alexandreia auf dem Kanale fahren. Denn jeden Tag und jede Nacht strömen sie zu Boote unter Flötenspiel und Tanz, schrankenlos in äußerster Zuchtlosigkeit, Männer und Weiber. Und manche haben in Kanobos selbst Heime, die am Kanale liegen, gerade recht für solch zügelloses Wohlleben.“ Mehr als zweihundert Jahre früher schildern Theokrits Gedichte auf Ptolemaios und auf das Adonisfest den vollen Glanz der menschenwogenden königlichen Weltstadt; zweihundert Jahre nach Strabon weiß der Christ Clemens fast nur Züge der überfeinerten Sinnlichkeit aus einer morsch gewordenen Gesellschaft zu berichten. Gewiß war die hellenische Gesellschaft in diesen Jahrhunderten alterskrank geworden; aber wir dürfen doch auch beide Bilder neben einander halten; beide Schilderer hatten Recht. Es gab ein leuchtendes Alexandreia voll sprühenden Lebens, eine Königin der Welt, die selbst der Kaiserstadt Rom nicht wich, und es gab ein Alexandreia der entmannenden Schwelgerei, der

ungebändigten Wildheit; eine Blüte hellenischen Geisteslebens und einen ewig glühenden Herd ägyptischer Unbändigkeit. Hellenische Bildung, tief und rein entfaltet, und doch erwachsend auf dem Grunde des heißen, verschlossenen Orients, beide einander fremd und doch sich untrennbar verschlingend, dazu die Einflüsse aller Menschen und aller Länder der Welt, das war Alexandreia, das die Dichter feierten und die Kaiser fürchteten. Die Stadt, in der es alles gibt, reißt den Gast in ihren Taumel hinein, bis er alles vergißt; so erscheint sie schon zu ihrer Frühzeit in Versen des Herodas: „Seit nach Ägypten Mandris abgereist, zehn Monat sind es, schickt er keinen Brief, Vergessen trank er tiefen Zuges ein. Dort ist der Göttin Haus, denn was es gibt und was geschieht, im Land Ägypten ist's: Reichtum, Behagen, Ringer, Krieger, Ruhm, Theater, Gold, Gelehrte, Manneskraft, Geschwistergötterhain, der König gut, Museion, Wein und was du sonst begehrst; bei Hades Tochter, Weiber gibt es mehr, als selbst mit Stern an Stern der Himmel prunkt, so anzuschaun wie sich vor Paris einst die Göttinnen gestellt zum Liebeskampf."

Was wir aus tausend verstreuten und innerlich ungleichen Berichten oder Bemerkungen in Büchern, Urkunden und Briefen herauslesen und herausdeuten, bleibt Stückwerk, dem Irrtume ausgesetzt. Aber ein besonderes Glück hat es gefügt, daß in Mumienbildern und einigen andern Darstellungen eine nicht ganz geringe Zahl von Menschen jener Zeit, zumal des zweiten Jahrhunderts n. Chr., uns noch anschaut, und manche dieser Bilder verraten die Hand eines Meisters, der das Wesen des Menschen zu schildern wohl verstand. Uns werden sie zum Prüfstein: was vor den Zügen dieser Männer und Frauen besteht, was aus ihnen verwandt herausschaut, was wir ihnen zutrauen, in sie hineindeuten, aus ihnen herauslesen dürfen, wenn wir sie unbefangen von Mensch zu Mensch betrachten, das ist gültig und wahr. So willkürlich es scheinen mag, diese Gesichter können wirklich die Quellen der Geschichte verstehen lehren und sind unbestechliche Zeugen ihrer Zeit, ihrer Welt, wenn wir sie nur ehrlich befragen.

Memphis und das Faijûm.

Land und Leute.

Felder und einige Dörfer, die unter Palmen hervorschauen, bedecken heute zwischen Nil und westlicher Wüste von Bedreschên bis Saqqâra die Stätte des alten Memphis. Flutet im Spätsommer die Überschwemmung hinüber, so reitet man nicht gerade durchs Land, sondern auf vielfach geknickten Dämmen inmitten eines weiten Sees zum plötzlich ansteigenden Wüstenrande etwa zwei Stunden lang; vorn auf der Höhe hebt sich die stufige Pyramide von Saqqara, und rechts, im Norden, leuchten wie Bergspitzen je nach der Tageszeit rosa oder hellgelb oder hellgrau die Riesenpyramiden von Gise herüber, zu denen ein Ritt von reichlich zwei Stunden am Rande der Wüste, vorüber an kleineren verfallenen Pyramiden führt. So lang streckten sich die Wohnungen der Toten, nicht nur der Könige, im felsigen Sande der Wüste; unten aber breitete sich bis zum großen Strome die Stadt der Lebenden, Ägyptens uralter Königssitz, der früheste Sammelpunkt seiner Kraft und Kunst. Memphis wird nicht zu allen Zeiten dies große Gebiet erfüllt haben; auf dem weiten Gelände haben die Erbauer der Pyramiden bald hier, bald dort ihr Hoflager aufgeschlagen und ihre Königsstadt gegründet, kein schweres und kein ewiges Werk im leicht bauenden Ägypten, das nur die Wohnungen der Toten auf die Dauer errichtete. Aber solch' eine Stadt glich überhaupt nicht der Großstadt Europas; sie konnte nicht allein wandern, sondern sich auch locker spannen über lange und breite Strecken; Gärten und Felder nahmen vielleicht mehr Raum ein als die wirklich bewohnte Fläche, denn in Ägypten bebaut man nur unfruchtbaren Boden mit Häusern und läßt dem Getreide das Fruchtland, das hier zwischen Strom und Wüste sich hinzieht und Inseln steinigen Grundes umfaßt. Im Neuen Reiche freilich mußte Memphis dem oberägyptischen Theben weichen; sein Glanz verblaßte, aber es starb nicht ab. Wie es scheint, stand es wieder hoch in Ansehn, als Alexander der Große Ägypten einnahm, denn der erste Ptolemaios führte Alexanders

Leiche zur Bestattung zuerst nach Memphis. Das konnte er nur tun, wenn es als Ägyptens Hauptstadt galt; Alexandreia befand sich damals noch in seinen Anfängen. Rund ein Jahrhundert später mußte sogar der Ptolemäer es als Hauptstadt anerkennen; denn Epiphanes unterzog sich hier der Krönung zum Pharao, die ihm die wachsende Macht der Ägypter abgerungen hatte. Sein Großvater ließ die ägyptischen Priester des Landes huldigend nach Kanobos kommen; jetzt sammelten sie sich um den Enkel in Memphis und faßten hier den ägyptisch gedachten und ägyptisch klingenden Beschluß, den die Inschrift von Rosette uns erhalten hat. Das Reich zerfiel damals gleichsam in zwei Teile: das hellenische Alexandreia und das Ägypterland mit der Hauptstadt Memphis; dort herrschte der Makedone unter dem Diadem, hier der Pharao unter der Doppelkrone, aber beide hießen Ptolemaios. In den folgenden Jahrhunderten fehlt es nicht an Nachrichten, die den Durchblick auf eine große und volkreiche Stadt eröffnen, aber erst von Strabon hören wir wieder, Memphis stehe an Größe nur hinter Alexandreia zurück. In der Kaiserzeit blieb es Vorort des Gaus und eine der ägyptischen Großstädte und mag viel mehr bedeutet haben, als der Zufall der Funde erkennen läßt. Aber die Araber haben nicht hier sondern nur wenig mehr nach Norden, an der Stelle der römischen Festung Babylon, ihre neue Hauptstadt Fustat gegründet, die bald den Namen der „Siegerin“, el Kahira, annehmen durfte. Unter den Ptolemäern und Römern war Memphis noch ganz lebendig; während heute auf den Trümmern der Totenstadt nur noch der geheime Schimmer endloser Vergangenheit ein seltsames Scheinleben weckt oder vortäuscht, die unvergleichliche Größe der Pyramiden immer von Neuem erschüttert, der wunderlich gewaltige Sphinx wie ein Toter vielsagend schweigt, wurden damals am Hange der Wüste noch viele Heiligtümer verehrt, die heute verschüttet sind, wenn auch manche schon zu Strabons Zeit halbversandet waren, und zu dieser Stätte der Götter wie der Toten brandete das Treiben einer großen Stadt empor, die nicht nur dem Ptah und dem Sarapis diente, sondern Ägyptens früheste Erinnerungen mit vielen Merkmalen späterer Schicksale verschmolz und auch die neuen Herren, die Makedonen und Hellenen, gewaltig anzuziehen vermochte.

Es war gewiß eine ägyptische Stadt; aber zugleich das Tor, wodurch die Fremden seit Alters aus dem leichter zugänglichen Delta ins obere Niltal, das eigentliche, das wunderbare Ägypten, eindrangen. Ob man gerade hier nur den Ausländern die Siedlung

gestattete, ob sie selbst den Ort der Niederlassung wählten, jedenfalls haben sie hier schon in geschlossenen Verbänden Fuß gefaßt, als die Hellenen Naukratis gründeten. Was die Urkunden und vor ihnen bereits Herodot erzählen, gibt freilich nicht von ferne eine Übersicht über die Bevölkerung von Memphis, und es mag leicht sein, daß wir von wesentlichen Bestandteilen nichts ahnen; immerhin sehen wir genug, um Strabon Recht zu geben, wenn er die Mischbevölkerung von Memphis hervorhebt. Manche der Fremden waren als Krieger gekommen oder hatten in unruhigen Zeiten sich hier eine Verschanzung gebaut; darauf weist das „Heerlager der Tyrier". Andre Bewohner Syriens hatten sich mit Persern vermischt, und davon zeugte noch in später Zeit der Stadtteil, den man Syropersikon nannte; weniger selbstherrlich als die Tyrier scheinen andre Phoiniker sich mit Ägyptern vermischt zu haben unter dem gemeinsamen Namen der Phoinikaigyptioi. Scherben mit phoinikischen und aramäischen Namen lassen auch auf Juden schließen, die kaum einer großen Stadt des Ostens fehlten. Aus Arabien stammten die Idumäer, die eine Kultgenossenschaft und zugleich einen bürgerlichen Verband hier bildeten. Auch die Hellenen saßen hier schon längst vor Alexander als „Hellenomemphiten", Hellenen von Memphis, eine eigne Bürgerschaft mit hellenischen Behörden um den Mittelpunkt herum, den sie ihr Hellenion nannten, dem Nilhafen nahe. Niemand vermag das Alter dieser Siedlungen zu bestimmen; schwerlich wird irgend eine von ihnen über die 26. ägyptische Dynastie hinaufreichen, die zuerst Ägypten den fremden Kaufleuten erschloß, wenn nicht die Karer etwa schon früher gekommen sind, denn die Blütezeit karischer Seefahrten und Raubzüge fällt Jahrhunderte zuvor. Jedoch gingen auch unter den ersten Ptolemäern, die ja Karien beherrschten, lebhafte Beziehungen herüber und hinüber, und ein Karer gehörte unter Ptolemaios Philadelphos zum engeren Kreise des fast allmächtigen Ministers Apollonios. Vermutlich lebten alle diese völkischen Sonderkreise inmitten der ägyptischen Stadt zwar in engster Berührung und ständigem Austausche mit ihr, manchmal auch in Mißhelligkeit, wenn die Ägypter sich stark genug fühlten, einem der verhaßten Hellenen die Zähne zu zeigen, wie es dem frommen Ptolemaios im Sarapeion geschah, aber doch als politische Verbände, die der Ptolemäerstaat duldete, wie er die hellenischen Freistädte ertrug oder begünstigte. Da es einen Ägyptermarkt gab, mögen auch diese Gruppen ihren eignen Markt besessen haben. Neben ihnen oder über ihnen erscheint als bürgerlicher Inbegriff der Memphites, wie denn auch die Stadt die der Mem-

phiten heißt. Ob jene Fremden darin eingeschlossen waren, ist noch nicht erkennbar, so wenig wie der genaue staatsrechtliche Wert dieser und ähnlicher Bezeichnungen; sicher aber kann von einer selbständigen bürgerlichen Verfassung, wie Ptolemaïs sie besaß, nicht die Rede sein. In der Kaiserzeit hören wir bisher nichts über jene Siedlungen; vermutlich wurden sie eingeebnet, um so leichter, je stärker das Völkergemisch von Memphis war. Auch das ahnen wir kaum, wie diese Hellenen und Karer und die andern Gruppen äußerlich ihr Dasein gestalteten, ob sie geschlossen oder zerstreut wohnten, befestigt oder unbefestigt. Allmählich werden sie alle in der hellenisch-ägyptischen Volksmischung aufgegangen sein und mit ihr zwar Sitten der Heimat gewahrt, aber die Weltsprache, das „Gemeinhellenisch" angenommen haben. Deshalb können wir den Memphiten der Kaiserzeit nicht mehr ansehen, welchem Stamme oder welcher Mischung sie entsprossen sein mögen.

Die Totenstadt oben auf der Wüstenschwelle war zugleich die heilige Stadt und führte ihr besonderes Leben, das wir noch kennen lernen werden, Gräber und Tempel, Pilgerherbergen und Polizeiposten, Fromme und Räuber; aber die berühmtesten Heiligtümer lagen jedenfalls unten nach dem Nile zu, das Haus des Ptah, nach dem der Landungsplatz am Hafen Sockel des Hephaistos hieß, und der Bezirk des heiligen Apisstieres, auch der königliche Palast und der Garten des Königs; wenn später der kaiserliche Statthalter in Memphis Gerichtstag hielt, mag auch er hier abgestiegen sein. Vielleicht breitete sich auf der weiten Fläche die hellenische Stadt mit ihren hellenischen Bauten, mit den Zeichen kaiserlicher Herrschaft, wie es der Hadrianstempel war, mit ihren bezifferten Stadtteilen neben der ägyptischen Stadt, vielleicht auch durchdrangen sie sich. Memphis wurde nicht nur gegen den Nil sondern auch im Innern von Dämmen geschützt und geteilt; daß der Nilmesser der alten Reichshauptstadt nicht fehlte, bedarf kaum der Erwähnung. Die Ptolemäer hielten hier Soldaten, am Tore des Deltas und Oberägyptens; Rom wählte etwas nördlich davon die Enge unter dem Mokattam und legte in Babylon ein festes Lager an, ungefähr in der Gegend des heutigen Altkairo. Zerrissene Blätter berichten von den Eingängen einer königlichen Poststelle des dritten Jahrhunderts v. Chr., die ungefähr vor der Pforte des Faijum gelegen haben muß, und kein andrer Ort käme für den Wechsel der Boten von Norden nach Süden her mehr in Frage als Memphis, das damals den Verkehr mit dem ganzen Süden und zugleich mit dem

Faijum in der Hand hielt, während heute el Wasta, etwas weiter südlich, diese Aufgabe erfüllt.

Bevor die Eisenbahn von der nord-südlichen Hauptlinie Ägyptens bei el Wasta westlich abzweigte und durch die Wüste zur Hauptstadt des Faijums führte, ging der Verkehr mit dieser seltsamsten Landschaft Ägyptens von und nach Memphis. Seit frühesten Tagen hieß es das Seeland; auch die Griechen nannten es anfänglich Limne, und der heutige arabische Name el Faijum bedeutet dasselbe. Ist Ägypten das Niltal, so gehört es nicht dazu, und doch hat es immer als einer seiner wichtigsten und wertvollsten Teile gegolten. Das Faijum ist eine Oase, die nächste der westlichen Oasen, durch einen Wüstenstreifen vom Nile geschieden; aber er ist schmal, und vor Jahrtausenden hat ihn ein Stromarm durchbrochen, der weit südlich bei Assiut den Hauptstrom verläßt und vielfach gewunden am Rande der westlichen Wüste nach Norden fließt wie der Nil selbst. Heute tritt er als mäßiger Fluß unter dem Namen des Josefsflusses, Bahr Jussuf, ins Faijum ein und teilt sich in der großen Oase vielfach, nach Süden, Westen und Norden abwärts fließend, denn das Faijum fällt von Südosten, seinem höchsten Punkte, nach allen drei Richtungen langsam ab, bis zur größten Tiefe im Nordwesten, die 44 m unter dem Meeresspiegel liegt. Hier dehnt sich heute schmal und lang der Karun-See aus, an Fläche reichlich halb so groß wie der Bodensee, zwischen dem Fruchtlande und der Wüste, die seine ganze Länge im Nordwesten begleitet und unmittelbar aus seinem Wasser aufsteigt. Manche Arme des Josefsflusses fallen als schmale Wasseradern in den See, andre verlieren sich nach Norden und Süden im Fruchtlande; alle führen das fruchtbringende Wasser des Nils hinein und ermöglichen erst den Ackerbau, der von unzähligen Kanälen aus ihnen gespeist wird. Der Karunsee selbst hat keinen Abfluß, und sein Wasser ist salzig geworden, ohne jedoch den Fischen das Leben zu stören. Rings um das Fruchtland des Faijum erhebt sich die Wüste; vom hohen Schutthügel der alten Hauptstadt sieht man das grüne Land und seine Palmenwälder von dem feinen Rosa der steigenden Wüste, die im Altertum und heute mit Recht „Der Berg“ heißt, umschlossen. Freilich ist sie keineswegs ein so einförmiger Ring wie sie von hier dem Auge erscheint, sondern springt vor und weicht zurück, hat ihre Berge und ihre Senkungen, die oft mit steilen Abstürzen weit hineingreifen und ähnlich wie der Karunsee beträchtliche Tiefen unter dem Meeresspiegel erreichen. Erst in weiterer

Ferne baut sich der steile und zerklüftete Bergrand auf, hinter dem die Wüste Nordafrikas sich endlos dehnt.

Zu einer fernen Urzeit muß das ganze Faijum wirklich ein See gewesen sein, als der Spiegel des Nils bedeutend höher stand. Damals war vielleicht die äußerste Stadt, die heute jenseits des Karunsees mitten in der Wüste liegt, eine Insel, wie ihr Name, Insel des Soknopaios, besagt; nur denkbar, wenn die ganze Landschaft überflutet war. Die Meinung der Alten, der gewaltige See, den sie noch sahen, wenn auch nicht mehr im ursprünglichen Umfange, sei eine künstliche Anlage grauer Vorzeit, die das überschüssige Wasser der Überschwemmung für dürre Jahre aufspeichern sollte, trifft zum Teile das Richtige. Zwar hat niemand das Faijum ausgeschachtet und mit Wasser gefüllt, wohl aber haben Könige des Mittleren Reichs den großen See, in den der Josefsfluß einbrach, den er vielleicht vor unberechenbaren Jahrtausenden, vor aller menschlichen Erinnerung, geschaffen haben mochte, durch eine große Sperrmauer an der gefährdeten Stelle im Osten zu einem Wasserbehälter ausgebaut. Damals hob sich an den östlichen Wüstenriegel angelehnt eine noch kleine anbaufähige Fläche aus dem Wasser, die noch heute die Hauptstadt des Gaues trägt; etwa um 2000 v. Chr. gewann namentlich König Amenemhêt III. den Boden für die Seestadt, und wie zum Zeichen, daß dies gewonnene Land seine Schöpfung sei, baute er hier seinen Palast, baute die Pyramide für seine Leiche und den Totentempel für seine Seele; am Eingange des Faijum steht noch heute als Schutthügel die Pyramide von Hawara, und das Labyrinth, das Jahrtausende bestaunt haben, war eben jenes Heiligtum des toten Königs. Nördlich von der Seestadt beim Dorfe Biahmu ragen aus den Feldern zwei riesige Sockel auf, die einst Standbilder des großen Königs trugen. Als Herodotos anderthalb Jahrtausende nach ihm das Land besuchte, standen sie noch im Wasser; wenn überhaupt, so hat er sie nur aus der Entfernung gesehen und sich einreden lassen, es seien zwei Pyramiden, auf deren Spitzen Standbilder errichtet wären. Damals muß der See des Faijum, den er Moirissee nennt, wieder größer gewesen sein, denn Amenemhêt hat gewiß seine Riesenbilder nicht im Wasser oder Sumpf errichtet, sondern etwa da, wo das feste Land aufhörte, das er in zäher Arbeit errungen hatte.

Was er begonnen hatte, blieb die Aufgabe der Späteren, den See zurückzudrängen und ihm Fruchtland abzugewinnen. Aber die Könige des Neuen Reichs scheinen kaum etwas dafür geleistet zu haben, und als Ägyptens Macht niederging, konnte erst recht

der Sumpf um sich greifen. Erst die Ptolemäer gingen von Neuem mit aller Kraft ans Werk, weil sie Siedlungsland für die Söldner brauchten, die sie durch Landgüter seßhaft machen und an sich binden wollten. Besonders Ptolemaios Philadelphos betrieb die Entwässerung des Faijum. Noch liegen vor uns Briefe und Aktenstücke aus der Schreibstube seines Oberwasserbaumeisters Kleon und seines Nachfolgers, die mit dem Unternehmungsgeiste der Hellenen, mit den Mitteln alexandrinischer Technik, mit dem Gelde des reichen Herrschers und mit der unbedingten Macht über die Arme frondender Ägypter in wenigen Jahrzehnten geschafft haben, was seit Amenemhêt III. nicht gelungen war. Wir lesen von den Abzugskanälen, von den Dämmen und Brücken, wie man sie baute, wie man die Arbeiter anspannte, dies und jenes Werk an Unternehmer vergab, wie Erfolg und Verdruß wechselten, wie der König und der allmächtige Apollonios drängten, wie der Herrscher selbst zur Besichtigung kam und wie seine Unzufriedenheit Kleon mit seinem Hause in Schrecken versetzte. Und noch ehe das Werk vollendet war, rückten die Siedler nach; die Akten Zenons schildern es uns, wie solch' eine Kriegerstadt wurde, und die Trümmer von Philadelphia zeugen noch heute davon. Einzelne Ägypterdörfer mögen vorher schon auf höheren Stellen aus dem Sumpfe geragt haben; nun wuchsen, nach Norden, Süden und Westen vorschreitend zwischen ihnen die neuen hellenischen Kriegersiedlungen empor, deren Namen den König und sein Haus verherrlichen, bis ungefähr der heutige Bestand gewonnen, der See etwa auf den jetzigen Karunsee zurückgedrängt war. Kanäle durchzogen das neue Ackerland und führten ihm das Wasser des Josefsflusses zu, Straßen verbanden die Dörfer ringsum mit der Hauptstadt, die noch Stadt des Krokodils hieß, weil das Krokodil das heilige Tier des Faijum, die Verkörperung des Gaugottes Sobek, des Suchos der Hellenen, war. Um Christi Geburt galt das Faijum für eine der reichsten Landschaften Ägyptens; der heutige Zustand gibt kein volles Bild davon. Denn während damals die Dörfer der hellenischen Siedler bis an den See reichten, ja das anbaufähige Land um das Nordende des Sees herumgriff bis in die Nähe der Soknopaiosinsel, liegen heute diese Trümmer mitten in wuchsloser Wüste, und vom Südostufer des Sees streckt sich noch weit ins Land hinein ein Weideland, das nur dürftig Getreide und nur vereinzelt die ärmlichsten Hütten trägt. Solch' ein erobertes Gebiet kann nur durch unablässige Arbeit behauptet werden, zumal wenn es von der Wüste bedroht wird, die sogleich alles verschüttet und mit fast unbegreiflicher

Schnelligkeit vordringt, sobald der Mensch die Wacht versäumt. Trotzdem ist es noch heute ein reicher Gau, berühmt durch seine Rosen und seine Gärten, mit Palmenbeständen von einer Größe, wie man sie sonst nirgends in Ägypten sieht, breitet sich doch geradezu ein Wald vor dem Auge aus, wenn man vom See nach der Hauptstadt Medinet el Faijum hinaufgeht, die dicht bei den Trümmern der alten Krokodilstadt entstanden ist. Als Ptolemaios Philadelphos dem Gau und der Stadt den Namen seiner Schwester und Gattin Arsinoe gab, drückte er aus, wieviel ihm diese Landschaft galt, aber auch, wie sehr er sie sich zu eigen rechnete.

Der Karunsee brachte im Altertum, wie er es heute noch tut, große Einnahmen durch den Fischfang; seine Ufer, jetzt an der einen Seite Weideland, drüben Wüste, waren wohlbebaut; sogar Wein wuchs nicht fern. Die Wüste selbst aber diente dem Ackerbau durch das düngende Salz, das sie auch heute noch liefert. Sie gehört zum Bilde des Faijum, wie sie über dem tiefblauen See, der oft in breiten, schäumenden Wellen heranrollt, unter dem tiefblauen Himmel in hellem Goldbraun ansteigt. Über klirrende Steinplatten, vorüber an Tafelbergen geht's hinauf zur grauen Trümmerstätte der Soknopaiosinsel, die noch wie eine Insel aus dem gewellten Sandmeere aufragt, und weiter hinein durch Reihen von Muschelbänken zu dem Gewirr seltsamster Berge, die aus der Ferne über dem Dunkelviolett ihrer Schluchten rot aufglühen, in der Nähe steil wie Mauern und erkerreiche breite Türme in die Luft ragen. Schaut man zurück, so glänzt weit im Osten der schmale helle Streifen des Sees und hellgrün das Fruchtland des Faijum, das gegen Abend wie ein blaugrauer Wolkenstreif verschwimmt. Der Wind, der hier immer weht, ballt bisweilen Wolken zusammen und bringt Regen, der sonst in Ägypten kaum einmal fällt, oder er fegt als rasender Sandsturm den glitzernden Kies der Wüste auf und wirbelt alles in einen dichten grauen Schleier; bald trägt er glühende Hitze, bald eine klammende Kälte ins Faijum hinüber.

Memphis und das Faijum waren auf einander angewiesen und bildeten mit einander das Zwischenglied zwischen dem Delta und dem eigentlichen Niltale, das immer schmaler werdend sich von hier aus nach Süden streckte. Auch nicht durch Zufall haben beide besonders ergiebig die Überreste der Vergangenheit bis auf die Gegenwart behütet. Auf dem Wüstenrande bei Memphis sind wertvolle Schriftstücke gefunden worden, während unterhalb im Fruchtlande nichts erhalten bleiben konnte, und die Ortschaften des Faijum, die der Wüste am nächsten lagen, sind schon seit dem dritten Jahrhundert

n. Chr. allmählich dem herüber wehenden Sande zum Opfer gefallen, so daß hier gerade die schriftlichen Zeugnisse des Altertums Bestand hatten, die im Innern der Landschaft untergehen mußten, wenn nicht eine alte Wohnstätte verödete, wie es bei der Hauptstadt Arsinoë geschehen ist, denn die gegenwärtige Stadt Medinet el Faijum hat sich nach Osten verschoben.

Unter der Herrschaft der Ptolemäer mußte die einheimische ägyptische Bevölkerung mehr als sonst gerade im Faijum sich zurückdrängen lassen, weil die Landschaft ungewöhnlich stark mit Hellenen besiedelt wurde. Freilich dachte niemand daran, die Ägypter auszurotten oder zu vertreiben, denn für den Ackerbau, für die Arbeit an Dämmen und Kanälen bedurfte man ihrer Arme; man ließ sie weiter nach ihrem ägyptischen Landrechte ihre Angelegenheiten ordnen, erkannte auch die demotischen Urkunden der Landessprache und die ägyptischen Notare an, allerdings mit Auswahl und unter wirksamer Aufsicht; ihre alten Götter durften nicht nur sie verehren, sondern viele der neuen Siedler paßten sich bereitwillig dem geheimnisvoll lockenden Glauben der Ägypter an, und die Könige selbst versäumten nichts, was den Einheimischen zeigen konnte, wie hoch auch die neuen Herrscher die alten landbeherrschenden Götter schätzten. Niedere Beamtenstellen bis zum Dorfvorsteher und Dorfschreiber hinauf wurden mit Ägyptern besetzt, vielleicht aus kluger Rücksicht, vielleicht auch, weil diese Leute ihr Dorf und seine Felder am besten kannten. Bis tief in die Kaiserzeit hinein muß das ägyptische Wesen stark geblieben sein, denn noch spät begegnet uns auf Dörfern des Faijum der Dolmetscher, der doch wohl zwischen Ägyptern, die nicht Griechisch verstanden, und den griechischen Behörden vermitteln sollte, auch vor Gericht bisweilen sein Amt auszuüben hatte. Aber die Söldner der Ptolemäer, Hellenen aus allen Enden der Mittelmeerwelt, dazu Söhne der kampftüchtigen Gallier, Thraker, Illyrier und andrer Völker des Nordens und Ostens, die in jedem Heere jener Zeit zu finden waren, brauchten Raum, Wohnung und Acker; entrang auch Philadelphos das Seeland dem Sumpfe, so kann es doch ohne Benachteiligung der alten ägyptischen Bewohner nicht abgegangen sein. Wenn wir auf den Gütern dieser Kriegerbauern oft Ägypter als Pächter finden, so werden es vielfach die alten Besitzer gewesen sein, die nun froh sein mußten, unter dem hellenischen Herrn wenigstens noch einen Teil des Gewinnes aus dem Boden zu ziehen. Aufstände, die gelegentlich ausbrachen, blieben gegenüber den kriegerisch weit überlegenen, wohl bewaffneten, wohl geordneten Ankömmlingen

nutzlos; erst im zweiten Jahrhundert brachte der allgemeine Aufstieg der Ägypter auch hier eine Wandlung zuwege und zwang die Regierung, ägyptischen Soldaten und Polizisten Siedlungsgüter zu verleihen, die jedoch an Größe weit hinter denen der Fremden zurückstanden.

Was die nichtägyptischen Siedler so stark machte, war nicht allein die Macht, das Geld und der Wille des Königtums, sondern auch ihre eigne, der ägyptischen ganz fremde Wesensart. Bunt genug waren sie wohl zusammengewürfelt, und gerade in den ersten Jahrzehnten mag der Abstand etwa des eigentlichen Herrenvolkes der Makedonen von den Persern lebhaft gefühlt worden sein. Daß sie sich gemischt hätten, darf man für die Zeit, als Philadelphos sie hier ansiedelte, nicht ohne Weiteres annehmen; viel mehr fielen gerade im Anfange die Heeresverbände wirklich noch mit den völkischen Verbänden zusammen. Die Abteilungen der Thraker und Thessaler, der Myser und Kreter, um von den vornehmen Makedonen gar nicht zu reden, bestanden wirklich noch aus Söhnen dieser Länder oder Völker, während später der Name nur noch den Heeresteil bezeichnete und Männer jeder Herkunft aufnahm. Selbst dann blieb äußerlich auch das Volkstum gewahrt, denn der Makedone, der zu den Kretern übertrat oder von der Regierung in diese Truppe versetzt wurde, mußte ein Kreter werden. Die völkische Einheit wird uns besonders deutlich in den Abteilungen der Reiterei, und die zahlreichen fremden Namen der Thraker und anderer zeugen davon. Solch' ein Reitergeschwader war mehr als eine Heeresabteilung, es war ein Verband von Volksgenossen, und da die Hellenen, deren Sprache und Denkweise auch die anderen beherrschte, sich einen Verband nur als politisches Gemeinwesen vorstellen konnten, trugen sie alle neben dem kriegerischen zugleich das politische Gepräge einer Gemeinde, freilich in loseren Formen als die hellenische Freistadt, weil der König allzu große Selbständigkeit nicht geduldet hätte und die übers Land verstreute Siedlung dem entgegenwirkte, wenn auch wohl manche Gruppen in den neuen Kriegerdörfern geschlossen gewohnt und ihre Güter bei einander gehabt haben werden. Es gab überdies gerade unter den Kriegern nicht wenige Verbände, denen schon von Hause aus als Vorbild nicht die Stadt, sondern der Landbund vor Augen stand, wie den Thessalern oder Aitolern. Daher müssen wir uns diese politisch verfaßten Truppen innerlich recht verschieden denken. Aber gleichviel; sie alle standen als Krieger unter dem Willen des Königs, dem sie für das verliehene Landgut zum Waffendienste verpflichtet blieben, ebenso zum äußeren Kriege

wie als Bollwerk gegen Aufstände der Ägypter, und sie alle fühlten sich als Fremde gegenüber den Einheimischen, als Herren gegenüber den Unterworfenen. Es war nur natürlich, daß ihre Söhne wieder Krieger in der Abteilung der Väter wurden, und der Staat faßte sicherlich bei der Ansiedlung der Söldner gerade dies ins Auge, einen wehrfähigen Nachwuchs im Lande selbst zu schaffen. Blieb auch das Landgut königliches Lehen, so fiel es doch allmählich fast von selbst dem Sohne zu, wenn er kriegsfähig war, und schließlich wurde es einfach ererbt. Die römische Eroberung beendete jede kriegerische Betätigung dieser Siedler und ließ sie nur noch als gehobenen Stand nichtägyptischer Gutsbesitzer bestehen. In der Kaiserzeit begegnen uns im Faijum die „Hellenenmänner" und „Hellenenfrauen" in der bestimmten Zahl von 6475. Ihre bevorzugte Stellung entspricht dem Werte, den Rom auf die Erhaltung des Hellenentums im Osten des Reiches gelegt hat; die Zahl weist auf einen Verband, der mit äußerster Strenge auf Reinheit des Volkstums hielt und entscheidende Vorrechte besaß; ohne Frage liegt der Ursprung in der Zeit der Ptolemäer. Als die Ägypter das Haupt wieder erhoben und schwachen Königen ein Recht nach dem andern abringen konnten, gebot die Selbsterhaltung den Hellenen, in festem Zusammenschlusse alles Ägyptische abzuwehren und hinauszuweisen. Damals wird über die älteren Einzelverbände hinaus der Gesamtverband der Faijumhellenen entstanden sein; seinen Inhalt konnte niemand anders abgeben als die angesiedelten Krieger auf dem Lande und die rein hellenischen Geschlechter in der Gauhauptstadt Arsinoe. Als die Hellenen sich ihrer Haut gegen die Ägypter wehren mußten, hatten sie weder Zeit noch Kraft mehr, ihre Sonderverbände zu pflegen, sondern wandten alles an die Behauptung des gemeinsam Hellenischen, das ihnen wohl gerade in solcher Zeit erst recht zum Bewußtsein kam.

Die Gefahr war groß; denn sie drohte vor allem von innen. Das dauernde Zusammenleben erzeugte tausendfache Berührung mit ägyptischem Wesen. Zwar die hellenische Sprache, die der Staat und die Welt sprachen, behauptete sich, aber die ägyptischen Götter gewannen unter den Fremden viele Verehrer und zogen sie damit in den Bann ägyptischer Denkart und Lebensweise überhaupt. Krieger und Kriegersöhne heirateten ägyptische Frauen, und ihre Nachkommen wurden nach dem Blute wie nach dem Lebensgefühle Mischlinge. Diese Mischung führte wohl einzelne Ägypter zu hellenischer Art hinauf, dem gegenüber aber Tausende von Hellenen ins Ägyptische hinab; unter den Nachkommen der Krieger, die man

griechisch „Nachwuchs“, ägyptisch noch deutlicher die „in Ägypten geborenen Hellenen“ nannte, entstand seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. gerade im Faijum am greifbarsten eine hellenisch-ägyptische Mischbevölkerung. Um sich von ihr zu scheiden und ihr reines Hellenentum zu schützen, werden jene echten „Faijum-Hellenen“ sich vereinigt und alles Unechte abgewehrt haben. Ob Thraker und Kappadoker, Galater und Illyrier in der Mischbevölkerung aufgegangen oder zum Teile zu den echten Hellenen emporgestiegen sind, bleibt dunkel, ebenso der Weg der angesiedelten Makedonen. Die Perser, wohl noch Reste aus der Zeit der persischen Herrschaft vor Alexander, sind die einzige der alten Gruppen, deren Name in die Kaiserzeit hinübergeht; sie scheinen weniger als die Hellenen, aber mehr als die Ägypter zu gelten. Im übrigen hatte sich der Ausgleich entweder im letzten vorchristlichen Jahrhundert schon vollzogen, oder Rom hat allen diesen inhaltlos gewordenen Landsmannschaften ein Ende gemacht und nur die „Faijumhellenen“ gelten lassen. Was diese Siedler aus Herrenstamm einst bedeutet hatten, ging freilich auch innerlich verändert auf römische und alexandrinische Bürger über, die nun als große Grundbesitzer im Faijum auftauchten, ein neuer Herrenstand. Waffenfähige Krieger siedelte Rom nicht an, wohl aber half es den Ausgedienten zu einem Gute, und sie alle mit den reinen Faijumhellenen zusammen erscheinen nun gegenüber den Ägyptern und der Mischbevölkerung als eine wohlhabende und staatsrechtlich bevorzugte Minderheit. Erst im römischen Zeitalter gewähren die Urkunden und Briefe einen vollen Einblick in das Durcheinander, das gerade im Faijum ein wirkliches Mischvolk geschaffen hatte. Hellenische und ägyptische Namen, diese meistens in fester Prägung und mit griechischer Endung, werden wahllos gegeben, sodaß der Name im allgemeinen über das Volkstum seines Trägers nichts mehr aussagt. In der Kaiserzeit besaßen nur noch die völkisch bewußten Kreise ein Gefühl für das Volkstum der Namen; der hellenisch-ägyptischen Mehrheit waren sie Namen gleichen Wertes, zu denen bald auch lateinische hinzutraten, die ebenso ohne Rücksicht auf die besondere römische Namensstufung als Einzelnamen verwendet wurden.

Schon im dritten Jahrhundert v. Chr. werden Araber im Faijum erwähnt, Männer mit hellenischen und ägyptischen Namen, die einen Berufsverband mit eignen Vorstehern bilden, sich an Beamte mit dem Antrage auf Gehalt wenden und deshalb wohl irgendwie im Dienste des Staates stehen; fast sieht es aus, als ob ihr

Name schon Bezeichnung einer Polizeimannschaft geworden wäre, wie später zur Kaiserzeit, als ein jeder „Arabischer Bogenschütz“, das heißt Polizist werden konnte. Ursprünglich werden die Araber aus dem Wüstengebirge zwischen Nil und Rotem Meere gekommen sein, das auch die Staatsverwaltung Arabien nannte, schweifende Männer, die man den heutigen Beduinen vergleichen darf. Auch diese fehlen in der Gegenwart nicht, sondern ziehen an den Wüstenrändern des Faijum mit ihren großen, flachen Zelten Herden weidend umher. Ähnlich mögen Araber im Altertum das Faijum umstreift haben; ein Dorf „Ptolemaïs der Araber“ deutet auf eine wirkliche Siedlung. Araber brachten auch die Kamele ins Land, die ja erst zu römischer Zeit häufig wurden; aber sie mögen wohl mit ihren arabischen Brandstempeln aus dem eigentlichen Arabien stammen. Seltsam, wie oft arabische Schriftzeichen sich für diesen Gebrauch in Ägypten finden, fast als habe man hier keinen Nachwuchs erzielen können, sondern immer neue Tiere aus dem Osten einführen müssen.

Wie überall waren auch im Faijum die Juden anzutreffen. Nicht alle semitischen Namen darf man ihnen zurechnen, vielmehr weisen nicht wenige durch Klang und sonstige Anzeichen auf andre semitische Stämme besonders des Landes östlich vom Jordan, das im dritten Jahrhundert v. Chr. unter der Herrschaft der Ptolemäer stand, wenn auch der mächtige Scheich Tubias seine Würde zu wahren wußte und dem Ptolemäer keineswegs unterwürfig schrieb. Enge Beziehung hat fast zu allen Zeiten, vorher und nachher, staatlich und wirtschaftlich Ägypten mit Palästina und seinen Nachbargebieten verknüpft. Daher ist nichts begreiflicher als die Vorliebe der Semiten, besonders der Juden, für das Tal des Nils. Stammen auch die meisten Zeugnisse aus der Kaiserzeit, so reichen doch einige Erwähnungen der Juden bis zu Ptolemaios Philadelphos hinauf. Ob man sie auch im „Syrerdorfe“ vermuten darf, ist die Frage, da der bestimmte Name der Juden wohl bekannt war; deutlich dagegen zeugt das Dorf Samareia von einer Siedlung samaritanischer Stammesgenossen, wie denn auch ein Stück der Bücher Mosis in samaritanischer Fassung aufgetaucht ist. Der große Mittelpunkt der ägyptischen Judenschaft war Alexandreia, und auch sonst zogen sie wohl wie heute die Städte vor und hatten in den Provinzstädten Memphis, Oxyrhynchos, Arsinoë ganze Viertel inne, sei es aus eigner Wahl, sei es infolge ihres Gegensatzes zur übrigen Bevölkerung, den man schon empfand, bevor die Judenfeindschaft offen

ausbrach. Hier bauten sie ihre Synagogen, und in Arsinoe gab es außer den hier heimischen Juden sogar so viele aus der Thebais, daß auch diese eine eigne Synagoge unterhielten. Juden müssen aber durchs ganze Faijum verbreitet gewesen sein, denn auch ganz im Westen, am Karunsee, fand man im Dorfe „Alexanderinsel“ eine Synagoge, und im Dorfe Psenyris bildeten sie eine Körperschaft wie die Hellenen; in einem gemeinsamen Antrage beider Verbände werden sie sogar an erster Stelle genannt. Was sie dort trieben, ist schwer zu sagen; jedenfalls gab es auch sonst, zum Beispiel im Dorfe Theadelphia, Grundbesitzer mit jüdischen Namen. Aber die Namen allein beweisen nicht viel, denn die gebräuchlichsten können in den allgemeinen Namenschatz eingegangen sein, wie umgekehrt viele Juden sich hellenisch genannt haben, so daß gewisse hellenische Namen wie Theodotos oder Dosarion fast ein Merkmal des Juden zu sein scheinen. In solchen Dingen kann niemand nach Regeln urteilen, sondern nur nach Eindrücken: wo der Name Jesus begegnet, und wir treffen ihn mehrmals, dürfte er auf einen echten Juden deuten, während Sambathion gewandert sein kann. Die werbende Kraft des Judentums zog damals viele Menschen heran. Eine noch ganz ungeklärte Beziehung scheint zwischen den Persern und den Juden zu bestehen, und zwar in Alexandreia wie im Faijum. Ob die Judenschaft des Faijum als Gemeinwesen zu dem großen Verbande der alexandrinischen Juden gehörte, ob alle Juden Ägyptens eine Körperschaft waren, oder ob sie in jeder Stadt und in jedem Dorfe nur als Synagogengemeinde lebten, ist noch eine unlösbare Frage. Jedenfalls müssen wir in das Völkergemisch des Faijum eine Judenschaft hinein denken, die Handel, Gewerbe, Ackerbau trieb und mitten unter den andern ihre besondere Art wahrte.

Wie sahen die Bewohner des Faijum, wie die von Memphis aus? Die alten Ägypter haben wir gerade in den Gräbern von Saqqara noch sehr deutlich vor Augen, und abgesehen von der Tracht glichen ihnen die damaligen Nachfahren so sicher, wie es die echten Ägypter noch heute tun; der Fellache macht den einen wie den andern anschaulich. Die höheren, hellenischen Kreise aber stellen uns die Mumienbilder mit einer Eindringlichkeit vor, die uns hier doppelt wichtig wird, weil diese Bilder aus den Gräbern von Hawara herrühren und uns den Bürgerstand von Arsinoe etwa des zweiten Jahrhunderts n. Chr. sehen lassen, sehr hellenische Gesichter, kaum eine Spur ägyptischer Art, Männer und Frauen aus dem Kreise der Faijumhellenen.

Die Verwaltung des Gaus.

Die Staatsverwaltung, deren Aufbau wir an ihrem Gipfelpunkte, in der Reichshauptstadt Alexandreia, von oben her überblickt haben, erschien anders, wenn der Untertan sie von seinem Gau aus und von unten betrachtete. In seinem faijumischen Dorfe hatte er es mit dem Dorfschulzen zu tun, dem der Dorfschreiber zur Seite stand, ein besonders wichtiger Beamter, der jenen bald in den Hintergrund drängte und Geschäfte wie Macht an sich zog. In seinem Amtshause saßen je nach der Größe des Dorfes mehrere Schreiber, um alle die langen und unzähligen Listen oder Berichte aufzustellen, die von oben her über jeden Bruchteil eines Morgens Acker und über jedes kleinste Stück Vieh verlangt wurden, von den Menschen gar nicht zu reden. Außerdem gab es im Dorfe noch einige Wächter und Polizisten unter verschiedenen Bezeichnungen wie Diebsgreifer, Dolchträger, arabische Bogenschützen, Wegewärter, oder einfach Wächter unter einem Wachtmeister. Ungefähr ebenso werden noch heute ägyptische Dörfer verwaltet und in Ordnung gehalten. Die kaiserliche Regierung suchte auch hierhin das Zwangsamt, die sogenannte Liturgie, zu übertragen und die Leitung des Dorfes einem Rate der Ältesten anzuvertrauen; für die Sicherheit sorgte, sofern die erwähnten Wächter nicht genügten, ein einzelner römischer Soldat, der aufs Dorf versetzt wurde, wenn es hoch kam, ein centurio, der etwa dem Feldwebel entsprach; so sicher trat der Römer auf, so stark fühlte sich Rom. Höchst wichtig für den Dörfler waren noch der Steuereinnehmer und der Sitologe, der Verwalter des staatlichen Getreidespeichers, dem die Abgaben in Weizen geliefert werden mußten. Mehrere Dörfer umfaßte als höhere Einheit der Bezirk unter einem Bezirksvorsteher; auch ihm war ein mächtiger Bezirksschreiber beigegeben, dessen Gehilfen nun die Akten für eine Reihe von Dörfern schreiben mußten. Die Bezirke aber bildeten zusammen den Gau, in ptolemäischer Zeit die oberste Verwaltungseinheit. Ihn leitete ursprünglich der Gauvorsteher, den die Ptolemäer von ihren Vorgängern übernahmen; von Hause aus waren es wohl ansässige, wohlhabende und angesehene Gauherren, ein örtlicher Adel, aber unter persischer Herrschaft dürfte davon nicht mehr viel übrig geblieben sein. Immerhin hielten die neuen makedonischen Herren es für nötig, dem Gauvorsteher einen Offizier beizuordnen, den Strategen, der wahrscheinlich anfangs nur die bewaffnete Macht leitete und für die Sicherheit einstand. Aber sehr bald schon verdrängte er den Gauvorsteher und wurde der oberste

Beamte des Gaus auch für alle bürgerlichen Angelegenheiten. Sein nächster Gehilfe und Vertreter, der Königsschreiber, der sicher ein altägyptisches Amt fortsetzte, blieb an wirklicher Macht kaum hinter ihm zurück. Das Faijum, der Seegau, dann nach der großen Königin Arsinoëgau geheißen, schien schon früh zu groß für einheitliche Verwaltung und wurde deshalb in drei „Teile" zerschlagen, die Personennamen führten, offenbar nach ihren ersten Vorstehern; aber zwei von ihnen faßte man wieder zusammen, so daß das Faijum zwei Strategen hatte bis in die byzantinische Zeit, die überhaupt neue Formen schuf. Alle übrigen Gaue unterstanden einem Strategen, und ihre Bezirke hießen oft Ober- und Unterbezirk nach ihrer Lage am Nil. Die Gauverwaltung baut sich noch heute so auf: an der Spitze der Mudîr; den Bezirk, der Markaz heißt, leitet der Ma'mur, und das Dorf hat im Omden den Erben des alten Dorfschreibers, während der Scheich el beled die Würde des Dorfvorstehers fortpflanzt. Die selbständigen Beamten der staatlichen Wirtschaftsverwaltung, die als Geld- und Getreide-Haushalter neben den besprochenen Behörden standen, verschmolzen allmählich mit ihnen, weil im Grunde alles, was der König vom Lande wollte und fürs Land tat, auf wirtschaftliche Ausbeutung hinauslief, so daß sämtliche Beamten im Grunde nichts anderes waren als königliche Wirtschaftsführer. Erst Rom hat die Gaue noch zu höheren Einheiten zusammengefaßt, zu drei großen Provinzen unter je einem Epistrategen, der stets ein römischer Ritter war im Unterschiede von den Gaustrategen, die man den hellenischen Kreisen zu entnehmen pflegte: diese drei Bereiche umfaßten das Delta, Mittelägypten mit dem Faijum und die Thebais, die schon unter den späteren Ptolemäern einem hohen Offizier untergeben worden war, weil sie immer zu Aufständen neigte. Der Epistratege wirkte vornehmlich richtend als Stellvertreter des Statthalters, der sonst viele seiner Anordnungen unmittelbar an die Strategen richtete. Aber einige Aufgaben gingen über die Grenzen der Gaue hinaus, und so mögen zum Beispiele die Wachtschiffe auf dem Nile, mag auch die Beförderung des Getreides nach Alexandreia vom Epistrategen beaufsichtigt worden sein.

Es sieht nicht so aus, als habe der ptolemäische Staat von seinen Beamten eine besondere Vorbildung gefordert. Er wählte aus denjenigen, die Angebote auf ein Amt einreichten, den geeigneten; wenn der Dorfschreiber Menches die Stelle im faijumischen Dorfe Kerkeosiris erhält unter der Bedingung, daß er zehn Aruren staatlichen Ödlandes gegen hohe Pacht übernehme, so sieht man, worin

die Eignung bestand. Die höheren Beamten mußten sich an der Bewirtschaftung des Staatslandes entsprechend kräftiger beteiligen. Der König zahlte den Beamten Gehalt in Geld und in Lebensmitteln, aber der Beamte erwarb, wie es scheint, keineswegs einen Anspruch, sondern konnte wohl jeder Zeit entlassen werden. Sein Verhältnis zum Könige oder zum Staate war überhaupt nicht so unmittelbar, wie wir es jetzt voraussetzen. Vielmehr trat er in den Schutz, ja geradezu in den Hausstand seines Vorgesetzten ein; Andeutungen über solche Beziehungen zwischen Apollonios und Zenon werden kaum zufällig oder ohne Beispiel sein. Wie der Beamte selbst, gleichviel ob es ein Stratege oder ein Steuereinnehmer ist, sich auf eigne Hand einen Vertreter schafft, ihn besoldet und für seine Amtshandlungen Verantwortung trägt, so wird er wieder von einem Höheren angestellt; der Dioiketes, den wir obersten Reichsminister des Ptolemäerreichs nennen dürfen, ernennt nicht nur Dorfschreiber, sondern scheint auch weit höhere Stellen mit Leuten seines Vertrauens und seines Hauses im weiten Sinne zu besetzen. Der schon öfter genannte Zenon, der mit der Kriegersiedlung Philadelphia im Faijum zu tun hat, erhält daher auch höchst persönliche Aufträge seines Gebieters Apollonios, und seine gesamte Tätigkeit verbindet amtliche und persönliche Geschäfte in einer Weise, die uns befremdet, bis wir verstehen, daß er unmittelbar im Dienste des Dioiketes und durch diesen mittelbar auch im Dienste des Königs steht. Auch den Aufwand des Amtes bestritt der Beamte selbst und mußte sich vor allem Schreibzeug wie Papyrusrollen kaufen. Rom freilich nahm seine Beamten straffer an die Zügel und duldete jene halbamtlichen Verhältnisse nicht. Auch die liturgischen Zwangsbeamten, die auf dem Dorfe der Dorfschreiber aus der Reihe der „Wohlhabenden und Geeigneten“ vorschlug, der Epistratege ausloste, waren unmittelbar der Regierung verantwortlich und ebenso die ganze Gemeinde, die für sie bürgte. Freilich schützte dies Verfahren den Staat ebensowenig vor Untreue und Nachlässigkeit der Beamten wie die Eide und Sicherheiten, die unter den Ptolemäern der Vorgesetzte forderte, und die Grundübel jener östlichen Welt, Bestechlichkeit und Übergriffe, wurden eher geweckt als gehemmt. Die liturgischen Beamten hatten so schwer an der Bürde des Amtes zu tragen, daß ihnen jede Gelegenheit eines Vorteils willkommen sein mußte, und dem ptolemäischen Beamten lag es nahe genug, wie er selbst den Schutz eines Höheren suchte, so nun auch in seinem Amtsbereiche eine Art von Hoheit auszuüben: der Königsschreiber, der ein ganzes Dorf gleichsam in seinen Haus-

stand aufnimmt, wird keine Ausnahme sein. Den Dörflern blieb vielfach nur solch ein Weg übrig, um sich vor der Bedrückung der nächsten Beamten zu retten, vor Steuerpächtern, vor einem Dorfschreiber, den man nur den Tyrannen nennt, vor einem Bezirksschreiber, der die Weiber überfällt und die Leute mißhandelt, bis fast das ganze Dorf flieht; solchen Schutz gewannen sie allerdings nur durch Bakschisch.

Nicht allein das ptolemäische Amt, auch das kaiserliche erschien noch hier und da begehrenswert, so daß viele, um von den Staatsgütern zu zehren, sich selbst ernannten. Rom tat immerhin etwas, um die Untertanen vor amtlicher Ausbeutung zu schützen, und bestimmte, der Beamte dürfe in seinem Bezirke weder kaufen noch Darlehn geben noch bei Versteigerungen staatlichen Gutes mitbieten; aber wie verwirrend muß auf Beamte und Volk schon die amtliche Angeberei gewirkt haben, die Rom doch begünstigte, weil es dadurch die Hinterziehung von Steuern aufzudecken hoffte. Willkür und Trägheit, verbunden mit völliger Verständnislosigkeit wird den Beamten besonders heftig in einem langen Erlasse des Dioiketes Herodes im zweiten Jahrhundert v. Chr. vorgeworfen, in einem bitter verzweifelten Tone, dem man anhört, wie wenig der hohe Vorgesetzte auf Erfolg rechnet. Die kleinen Beamten in Gau und Dorf fragten bisweilen recht wenig nach den hohen Herren in Alexandreia: als einem Königsbauern sein Nachbar den Zufuhrkanal böswillig verschüttet hatte, geschah trotz allen Beschwerden sogar nach vier Jahren noch nichts. Allerdings mag man ihnen manches zu Gute halten, weil sie mit Schreiberei überlastet waren gemäß der uralten Gewohnheit des Landes, alles zu schreiben und nur Geschriebenes gelten zu lassen. War doch der Schreiber für den Ägypter Bezeichnung des Beamten, der eigentliche Herrscher des Landes seit Jahrtausenden. An den Papyrusurkunden ermißt man, in welchem Umfange die Beamten sich selbst und das Volk unter Papier und Tinte erstickten. Jede Behörde stand in ausgedehntem Briefwechsel mit Vorgesetzten und Untergebenen; Beschwerden, Eingaben und Berichte liefen bei ihr ein, und auch die untersten, etwa der Dorfschreiber, hatten alle Hände voll zu tun. Schriftlich wurde ihm jede Geburt, jeder Todesfall gemeldet, und er hatte daraufhin die Einwohnerlisten zu berichtigen. Über die Verteilung der Dorfäcker auf die verschiedenen Bodenarten, über ihre Bewässerung, über Saatenstand mußte er nicht allein selbst Buch führen, sondern auch die ausführlichsten Berichte erstatten; dazu kam die Erhebung der Steuern in Weizen und in

Geld, die genaue Aufstellung der Steuerpflichtigen, Eintragung der gezahlten und der noch geschuldeten Beträge, Hebelisten, Übersichten forderten. Einige Schriftstücke solcher Art liegen noch vor uns, und wer allein die Schreibarbeit erwägt, wird dem Fleiße der Dorfbeamten seine Achtung nicht versagen; viel mehr Arbeit und Zeit kosteten aber die Ermittlungen und Berechnungen selbst, die vorausgehen mußten. Eine noch erhaltene Liste über die Kopfsteuerpflichtigen von Theadelphia im Faijum, mehr als 400 Namen, zeigt vor jedem eine Zahl, die sichtlich auf eine große, nach Buchstaben geordnete Liste der Einwohner verweist; und da die Alten unsere Art, Rechnungen nach Spalten zu führen, kaum kannten, begannen sie für jede neue Erhebung eine neue Liste. Bei demselben Dorfschreiber lief aber von der vorgesetzten Behörde eine lange Rolle mit Bestimmungen über Fragen des Rechts und der Verwaltung ein, die er beachten sollte und daher für eignen Gebrauch abschreiben mußte. Verfügungen des Strategen oder gar der höchsten Stelle waren zu buchen und öffentlich bekannt zu machen, sei es durch Aushang eines Papyruszettels oder auf geweißten Holztafeln; die Reihe könnte sogar mit unserer lückenhaften und zufälligen Kenntnis weit verlängert werden; fast alles, was an amtlichen Schriftstücken auf uns gekommen ist, verdanken wir den Akten der untersten Behörden, zumal der Dorfschreiber. Hätten sie nicht die Papyrusrollen immer wieder abgewaschen und von Neuem benutzt, zerschnitten und neu zusammengeklebt, so wären sie, ohne die Kosten zu rechnen, gar nicht imstande gewesen, ihre Akten unterzubringen. Der größte Teil dieses amtlichen Schreibwerks wirkte nützlich und sicherte eine ordentliche Verwaltung; was Wunder, wenn auch etwas Überflüssiges unterlief und nicht nur vermißte Menschen gemeldet sondern auch verlaufene Schafe dem Dorfwächter in doppelter Ausfertigung schriftlich angezeigt wurden. Ein Gebiet für sich war die Rechtspflege, die unter Ptolemäern wie Kaisern, freilich aus ungleichen Voraussetzungen, gerade die untersten Ortsbehörden stark in Anspruch nahm und viel Schreiberei mit sich brachte, obgleich Polizei und Dorfbehörden sich oft mit der Peitsche halfen. Auch gegen den Freien durfte die Prügelstrafe angewandt werden, nur daß er den Stock, der Sklave die Geißel zu fühlen bekam; erst in byzantinischer Zeit befreite man wenigstens die besseren Stände von der erniedrigenden Strafe. Mit solchen Mitteln wurde zwar ebensowenig wie durch die Sprüche der Beamten Recht geschafft, aber doch zunächst einmal Ordnung gestiftet; trotz allen Verboten kommen sie auch heute noch vor.

Die Behörden des Gaus, auch hier wieder in erster Reihe der Dorfschreiber, lieferten den alexandrinischen Rechnungsämtern die Unterlagen für die Aufstellung, Verteilung und Schätzung der Steuern, und ihre Sache war auch die Einziehung und Verrechnung, denn mochten auch die Steuererheber und Speicherverwalter an sich selbständige Beamten sein, so gehörten sie doch zu dem örtlichen Beamtenkörper, in dessen Mitte der Dorfschreiber stand. Dem Dörfler, dem Untertanen, erschienen sie alle als seine Quäler, und ihm mag es wenig ausgemacht haben, ob der Staat die Abgaben unmittelbar durch den Steuereintreiber einzog oder mittelbar durch den Steuerpächter, der diese oder jene Steuer dem Staate gewährleistete und dann auf eigne Hand durch seine Leute, die verhaßten Zöllner des Neuen Testaments, herausholte; zahlen mußte er in jedem Falle vom Besitze wie vom Ertrage der Arbeit, vom Grund und Boden wie vom Gewerbe, Steuer für Betriebserlaubnis und vom Betriebsgewinne, vom Besitzwechsel, die sogenannte Verkehrssteuer, von der Erbschaft, Steuer für den Unterhalt der Staatsärzte, für die Bäder und für unzählige andere Dinge bis zur Besteuerung notwendigster Lebensmittel wie des Salzes. Die Staatsmonopole wirkten obendrein auf den Untertanen als eine mittelbare Steuer, und da sie gerade die Erzeugnisse allgemeinen Bedarfs umfaßten, wie Öl, Bier und dergleichen, konnte sich ihnen niemand entziehen. Auf keinen Fall aber entging der Ägypter der Kopfsteuer, die nur den höheren Schichten der Bevölkerung erspart blieb. Für den Untertanen bedeuteten diese erwürgenden Steuern etwas fast Unerträgliches, für die Behörden aber eine gewaltige Arbeitslast, da sie alle einzeln veranlagt und vielfach auch einzeln eingezogen werden mußten. Die Quittungen stellte man auf Papyrusblättchen oder auch, in Oberägypten regelmäßig, auf Tonscherben aus. Von solchen, die etwas besaßen, forderte der Staat jährliche Meldung der unbeweglichen Habe und in der Kaiserzeit alle vierzehn Jahre die sogenannte „Hausliste", eine Erklärung über den Personenbestand des Hauses. Augenscheinlich mußten die Untertanen sich hierbei auch selbst bei den Ortsbehörden melden, kam es doch besonders darauf an, ob man es mit Bevorrechteten, Römern, Alexandrinern und ähnlichen, oder mit Ägyptern zu tun hatte, die soviel wie möglich an der Scholle haften und die unentbehrliche Feldarbeit leisten sollten. Deshalb geboten die Statthalter, wenn sie alle vierzehn Jahre an die Hausstandsliste erinnerten, durch besonderen Erlaß, jeder solle sich in seine Heimat begeben, ähnlich wie es bei der grundlegenden Schätzung Josef und Maria tun

mußten, deren Wanderung nach Betlehem gerade durch die Steuererlasse der ägyptischen Statthalter verständlich geworden ist. So verfügt im Jahre 104 n. Chr. Vibius Maximus: „Da die Erklärung über den Hausstand bevorsteht, muß allen, die aus irgend einer Ursache von ihrem Heimatgau entfernt sind, geboten werden, an ihren Herd zurückzukehren, um das gewöhnliche Geschäft der Hausstandserklärung auszuführen und sich der ihnen zukommenden Ackerarbeit zu widmen.“ Vierzehn Jahre betrug der Abstand, weil mit diesem Alter der Knabe steuerpflichtig wurde. Später, in byzantinischer Zeit, trat die allgemeine Steuerveranlagung alle fünfzehn Jahre ein, und da sie in Gestalt einer amtlichen Ansage geschah, bürgerte sich das lateinische Wort indictio dafür rasch ein und wurde Name der darauf ruhenden Zeitrechnung, die weit ins Mittelalter gewirkt hat. Die Indiktionen sind ein seltsames Beispiel dafür, daß bisweilen auch etwas ganz Zweckwidriges sich behauptet; denn ein Indiktionsjahr an sich, ohne andre Hilfsmittel, läßt sich nicht bestimmen.

Während die Ptolemäer die Steuern in weitem Umfange verpachteten, zog die römische Verwaltung den Steuerheber vor, sehr bald aber den Zwangsbeamten, der für sich Bürgen stellen mußte. Je mehr die Selbstverwaltung der Gemeinden Raum gewann, um so mehr benutzte Rom ihre Hilfe, um die Steuern einzutreiben, und hielt sich an die gesamte Körperschaft als Sicherheit. In byzantinischer Zeit erwarben sogar Dörfer Recht und Pflicht eigner Steuererhebung; neben den Stadtgemeinden aber vor allem die Großgrundbesitzer, die auch hierin zwischen die Bauern, ihre Hörigen, und den Staat traten. Im übrigen zwang damals der wirtschaftliche Niedergang zu neuen Formen, denn die überwiegende Geldwirtschaft ließ sich nicht mehr durchführen, und zu neuen Steuerquellen: die Byzantiner erhoben für den Bauraum auf dem flachen Dache die Luftsteuer. Außer den Steuern hatte der ägyptische Untertan zu allen Zeiten schweren Frondienst an Dämmen und Kanälen, auch für hohe Besuche, zu leisten; Stadt und Dorf mußten für Könige und Kaiser Geburtstagsgeschenke, goldne Kränze oder ihren Wert aufbringen, Gaben, die nur freiwillig schienen, in Wirklichkeit schwer lastender Zwang waren. Da gab es kein Erbarmen und kein Zögern: „mache die Nacht zum Tage“ heißt es in einem amtlichen Briefe über das Geschenk für den König.

Um die Tätigkeit der Beamten zu beaufsichtigen, besuchten bisweilen der ptolemäische Reichsminister und sogar der König, später der kaiserliche Statthalter den Gau; die Besuche der Kaiser sind

so außerordentliche Ereignisse, daß sie damit nicht verglichen werden dürfen. Bei solchen Gelegenheiten bekam der Untertan in der Provinz, vielleicht gar auf dem Dorfe die mächtigen Lenker seines Geschickes zu sehen, aber auch zu fühlen. Ptolemaios Philadelphos wünschte das Faijum recht bald von Kriegern besiedelt, die neuen Orte recht bald bewohnt zu sehen und nahm deshalb die Wasserarbeiten wie Zenons Wirkungskreis Philadelphia in Augenschein; Memphis, die zweite Stadt des Reichs, zugleich ein Ort besonderer Gottesnähe, erfreute sich der Besuche des Ptolemaios Philometor. Die Untertanen versuchten bei solchen Gelegenheiten, dem Herrscher ihre Bitten und Beschwerden mündlich vorzutragen oder schriftlich zu überreichen, die Zwillingspriesterinnen des Sarapeions samt ihrem Beschützer Ptolemaios in langatmigen Aufsätzen, andre kurz und in kindlichem Vertrauen, wie etwa Aigyptos vom Könige eine Stelle erbittet; seinen Brief haben wir bereits kennen gelernt. Wo dem Könige kein eignes Haus zu Gebote stand, wurde eine Unterkunft für ihn hergerichtet, Wege und Brücken wurden gebaut, und die ganze Bevölkerung mußte Hand- und Spanndienste leisten. Hoffte man vom Könige Gunst und Gnade, so fürchtete man die Ansprüche seines Gefolges, das alles mitnahm, was es nur greifen konnte. Genau so, wenn der Dioiketes reiste. Der mächtige Apollonios zur Zeit des Ptolemaios Philadelphos fand schon in seinen Gütern bei Memphis und im Faijum Anlaß genug zu solchen Besuchen. Was solch' ein Gast dem Volke kostete, lehren Aufzeichnungen über die Reise eines seiner Nachfolger: an einem Orte mußten dafür beschafft werden mehr als 1000 Artaben Weizen, 55 Gänse, 250 Hühner, 100 Tauben, 5 Reitesel und 40 Packesel; wieviel mochten solch' ein Herr und sein Gefolge auf der ganzen Reise verbrauchen! Nicht anders die römischen Statthalter, die wohl eher noch dem Auftreten der Könige nacheiferten; in Hermupolis wurde ein zahlreicher Bürgerausschuß für den Empfang des Statthalters gebildet und jedem ein besonderes Amt zugeteilt. Was aber die Großen forderten, hielten auch die Kleinen für ihr Recht; ging es schon bei jenen nicht ohne Gewalt und Druck ab, so war den Soldaten und Beamten auf Dienstreisen jedes Mittel recht, um sich verpflegen zu lassen. Schon Ptolemaios Philadelphos hatte damit zu kämpfen; aber dies Übel wuchs sich allmählich zu einer Landplage aus, gegen die mehr als ein römischer Statthalter ernstlich einschritt. Ein Erlaß des Petronius Mamertinus, noch unter Kaiser Hadrian, beginnt: „ich habe bemerkt, daß viele Soldaten

auf Reisen durchs Land ohne Berechtigungsschein Boote, Zugtiere und Menschen fordern, was ihnen nicht zusteht; zum Teil ziehen sie sie mit Gewalt heran, zum Teil bekommen sie sie durch Gunst oder um Gegendienst von den Strategen. Daher leiden die Untertanen unter Gewalttaten und Übergriffen, und das Heer kommt in den Ruf der Habsucht und Unredlichkeit. Ich befehle also den Strategen und königlichen Schreibern ein für allemal, ohne Erlaubnisschein keinem auch nur das Geringste von dem zu gewähren, was zum Reisegeleit üblicher Weise gegeben wird, mag er zu Wasser oder zu Lande reisen; denn ich werde es nachdrücklich bestrafen, wenn jemand nach diesem Erlasse noch beim Geben oder Empfangen der vorgenannten Dinge ertappt wird."

Kam ein Kaiser, so ergaben sich außerordentliche Anforderungen, mochte auch der Herrscher selbst das Volk schonen wollen. Als zum ersten Male nach dem Sieger Oktavian ein Glied des Kaiserhauses, der Thronfolger Germanikus im Jahre 19 n. Chr. Ägypten besuchte und hörte, wie sehr das Volk zu seinem Dienste angespannt wurde, erließ er sogleich eine scharfe Verfügung dagegen. Denn er warb um die Stimmung der Menschen, und überdies neigte die Zeit zu einer allgemeinen Menschenfreundlichkeit. Die Kaiser zeigten sich selten, am längsten Hadrian; sie blieben ferne, göttliche Weltherrscher. Man baute ihnen Heiligtümer, besonders häufig dem Weltheiland Hadrian, bekränzte am allerhöchsten Geburtstage die Tempel, errichtete Standbilder überall; so hören wir zum Beispiel von einem Caracalla in Arsinoë. Aber bei aller Ergebenheit war der Kaiser dem Volke doch noch viel fremder als die Ptolemäer, ein sichtbarer Gott jedenfalls nur ausnahmsweise.

Memphis bekam den kaiserlichen Statthalter regelmäßig zu sehen, denn es gehörte zu den Orten, an denen er für große Sprengel den sogenannten Konvent abhielt, das heißt die Verwaltung prüfte und selbst den Untertanen Recht sprach, war er doch eigentlich der einzige wirkliche Richter Ägyptens; nur durch Übertragung seiner richterlichen Gewalt auf die Epistrategen und wenige der höchsten Beamten konnte er sich entlasten. Grundsätzlich stand es jedem frei, seine Rechtssache bis zu dieser höchsten Stelle zu führen; aber in Wirklichkeit vermochten doch längst nicht alle bis zum Konvent zu warten oder bis zum Statthalter vorzudringen, so wenig wie der Statthalter jemals zum Ziele gekommen wäre, hätte er nicht die meisten Rechtsfälle übertragen. Von unten her, wie der Bürger oder Bauer des Gaus es sah, erschien die römische Rechtspflege als ein Gefüge über einander geordneter Stellen,

während sie in Wahrheit den niederen Beamten nur Untersuchung und vorläufige Anordnungen, Rechtsspruch dagegen nur dem Statthalter und seinen Beauftragten zugestand. Der kleine Mann, der in den täglichen Streitigkeiten rascher Entscheidungen bedurfte, hing von den nächsten Ortsbeamten, allenfalls vom Strategen des Gaus ab. Unter den Königen gab es zwar wandernde Laienrichter, die dem Bauern das Recht gleichsam ins Dorf bringen sollten, um ihm den Weg vom Acker fort zu sparen; aber sie kamen zu selten, als daß sie alles hätten bewältigen können, und so blieb auch damals nichts andres übrig, als in den gewöhnlichen Fragen des Mein und Dein sich den polizeilichen Verfügungen örtlicher Behörden zu fügen.

Wo Ägypter und Hellenen so durch einander wohnten wie im Faijum, war es auf der einen Seite schwierig, die Kreise ägyptischer und hellenischer Rechte abzugrenzen, auf der andern Seite wird gerade hier aus beiden allmählich sich ein Ausgleich ergeben haben, wie er unter Roms Hoheit zu bemerken ist. In ältester Zeit Vermittlungsgerichte für Ägypter und Hellenen, später Scheidung nach dem Volkstume und der Sprache der Urkunde, die dem Streite zu Grunde lag, mit solchen Mitteln half sich der Ptolemäerstaat, während der kaiserliche Statthalter wohl mehr nach freiem Ermessen bald diesen bald jenen Rechtskreis gelten ließ. Wie das Recht, so stand auch die Urkunde unter dem Einflusse des Volkstums, und gerade im Faijum saßen der hellenische Staatsnotar und der ägyptische Tempelschreiber oft genug nahe bei einander; die demotische Urkunde, die dieser ägyptische Notar aufsetzte und eintrug, wurde sogar noch im Anfange der Kaiserzeit geduldet. Wer das ägyptische Leben jener Jahrhunderte einigermaßen kennt, begreift ohne Weiteres, welchen Wert man auf die schriftliche Fassung jeden Vertrages legte, zum Teil bis ins Sinnlose; namentlich demotische Urkunden schwelgen in Worten und vergeuden um geringer Dinge willen große Papyrusrollen. In der Gauhauptstadt befand sich, erst unter den Kaisern nachweisbar, eine amtliche Sammelstelle aller Urkunden, die sich auf Besitz bezogen; die Notare und die Banken waren verpflichtet, Ausfertigungen aller Urkunden, die sie vollzogen, hierhin einzureichen. Ohne eigentlich als Grundbuch gedacht zu sein, kam diese Sammlung in Wirklichkeit darauf hinaus, umfaßte aber mehr, da sie alles aufnahm, was irgendwie Rechte an Grund und Boden begründen, lösen oder ändern konnte. Bei jedem Namen lagen hier die Urkunden, die seinen Grundbesitz betrafen, und alle Urkundenbehörden, Notare wie Banken, durften

nur dann Urkunden errichten, wenn die Sammelstelle untersucht hatte, ob kein Recht im Wege stand, und ihre Genehmigung gab. Man nannte diese Stelle die Besitz-Bibliothek, denn Bibliothek bedeutete sowohl die Bücherei wie die Aktenniederlage. Sie ordnete ihre Papiere nach Dörfern und darin nach Namen, führte außerdem aber Übersichtsblätter, das heißt Rollen, die innerhalb der Dörfer nach Buchstaben geordnet waren; man verwies z. B. auf die „Übersicht der Soknopaios-Insel, Buchstabe E Spalte 17" und fand hier kurz alles Wesentliche über einen bestimmten Besitzer vermerkt. Solch' eine Sammelstelle für den Gau muß schon räumlich sehr groß gewesen sein und vieler Hilfskräfte bedurft haben, bewahrte sie doch die Akten lange auf und hatte für Erneuerung zu sorgen, wenn die Würmer die Papyrusrollen zerstörten. Rom wandte soviel daran, weil es nur so mit einiger Sicherheit überblicken konnte, wer in der Lage war, ein Zwangsamt zu übernehmen, worauf die kaiserliche Regierung ja immer mehr Wert legte; außerdem aber stand doch wohl auch der allgemeine Gedanke im Hintergrunde, die Rechte der Einzelnen zu sichern.

Die Ptolemäer hielten in Memphis, das ja geradezu als Mittelpunkt Ägyptens erschien, eine Besatzung; das Faijum dagegen besiedelten sie mit Kriegern, wie wir bereits gesehen haben. Ursprünglich sollte das verliehene Gut wohl nur den Sold ersetzen und den Mann an den König binden; aber bald ging man darauf aus, das neu gewonnene, noch nicht vollwertige Land durch den Lehnsmann emporwirtschaften zu lassen. Die Lehen erreichten hundert Aruren, viele blieben darunter, nur ganz wenige überschritten diese Grenze; sie wurden nach Volkstum und kriegerischem Range verliehen. Als im zweiten Jahrhundert v. Chr. auch ägyptische Krieger und Polizisten hinzutraten, erhielten sie kleine Flächen von fünf oder sieben Aruren. Vor dem Fußvolke genoß im allgemeinen die vornehme Reiterei auch hier einen Vorzug. Diese Männer aus aller Welt blieben zum Heeresdienste verpflichtet und sind sicher im Kriegsfalle aufgeboten worden; sie werden nach den Abteilungen bezeichnet, denen sie angehören, die Reiter teils mit Volksnamen, wie Thessaler, teils mit Abteilungsnummern. Bevor sie aber in diese Gliederungen, die wir etwa Landwehrabteilungen nennen könnten, eintraten, führten sie den Namen des Verbandes weiter, dem sie entstammten, das heißt den Namen des Offiziers, der eine Abteilung aufgebracht und befehligt hatte. Wie die Obersten etwa im dreißigjährigen Kriege und in Frankreich noch bis zur Revolution, wenigstens in gewissen Formen, Regimenter sammelten und einem Fürsten oder Heerführer

mit sich selbst vermieteten, so auch die Söldnerführer der hellenistischen Zeit, und wenn sich hier Krieger „Leute des Philon" nennen, so entspricht dies etwa einem Regimente Piccolomini. Allmählich nahmen freilich ganz von selbst in dieser ländlichen Kriegersiedlung die bäuerlichen und bürgerlichen Züge zu. Sie strebten danach, ihre Lehnsgüter zu vererben, und im Zusammenwohnen mit Landsleuten, andern Ausländern und Ägyptern ergaben sich viel unscheinbare und doch feste Bande. Der Staat selbst suchte ihnen das Bleiben lockend zu machen, indem er ihnen ganze Ortschaften neu errichtete, nicht eng und winklig wie ein Ägypterdorf, sondern geräumig, mit rechtwinklig gekreuzten Straßen, jedes ein Alexandreia im Kleinen, wie es die Ausgrabung von Philadelphia im nördlichen Faijum gezeigt hat. Diese neuen Orte mit hellenischen Namen lagen verstreut durch den ganzen Gau mitten unter ägyptischen Dörfern; sie waren insofern Dörfer, als sie für das amtliche Aktenwesen einen Dorfschreiber besaßen, aber ihre nichtägyptischen Bewohner bildeten landsmännische Verbände, die an Rechten unendlich hoch über einem Dörfler standen. Namen wie Philadelphia oder Theadelphia setzten diese Orte in Beziehung zum gründenden Herrscherpaare Ptolemaios und Arsinoë, Bakchias wies auf den göttlichen Stammvater des Königshauses, Karanis auf einen seiner sagenhaften Vorfahren, Lagis auf den Vater des ersten Königs; Ägypterdörfern hätten die Ptolemäer niemals solche Namen bewilligt, ganz abgesehen davon, daß sie schon seit Alters welche hatten. Um die Krieger siedelten sich Handwerker, Händler und Fellachen an, wie es der Schriftwechsel des Zenon für Philadelphia noch erkennen läßt.

Die Arten der Menschen, die ungleich nach Beruf und Erwerb, nach Herkunft und Rechten, durch das ganze Faijum verstreut saßen, drängten sich in der Hauptstadt zusammen; in jedem Gau wird die Gaustadt ein verkürztes und verstärktes Bild des Landes gewährt haben. Wie überall war auch die Hauptstadt des Faijum uralt, und ihre früheste griechische Bezeichnung, Krokodilstadt, beruht noch ganz auf der Verehrung des ägyptischen Krokodilgottes, der das Faijum beherrschte. Dann aber muß hellenische Bevölkerung in großer Zahl hinzugekommen sein, entweder sich einfügend mitten in die alte Ägypterstadt, oder unmittelbar neben ihr sich gründend wie Alexandreia beim ägyptischen Rakotis. Man darf wohl das zweite vermuten und die beiden hellenischen Namen der Stadt zunächst nur auf ihren hellenischen Teil beziehen; von hier aus hätte der tägliche Gebrauch sie auf die Gesamtstadt übertragen. Selten begegnet der Name Ptolemaïs-Euergetis; hat etwa der

dritte König versucht, mit seinem Namen den seiner Mutter vergessen zu machen? Jedenfalls hat Arsinoë, die ehrenvolle Erinnerung an die große Königin, alles andre verdrängt und sich auf die Dauer behauptet.

Die Stadt Arsinoë lag nahe dem östlichen Eingange des Faijum an dem Flusse, der heute Josefsfluß genannt der Landschaft das Nilwasser zuführt. Sie hatte einen Flußhafen, und der Bootsverkehr ging von hier auf dem Josefsflusse und durch Kanäle zum Nile. Dieser Wasserweg kam vornehmlich für große Lasten und Massenwaren wie das Getreide in Betracht; die Menschen dagegen samt den beladenen Kamelen reisten nordöstlich durch die Wüste nach Memphis. Die heutige Hauptstadt des Faijum, Medinet el Faijum, ist noch weiter nach Osten gerückt, aber die ausgedehnten Trümmer von Arsinoë beginnen unmittelbar an ihrem westlichen Ende. Sie liegen grau und öde am Fuße gewaltiger Schutthügel, deren höchster Punkt mehr als 20 m emporsteigt und einen der schönsten Rundblicke über das Faijum, die Wüste in der Ferne, näher Felder und Palmen, unmittelbar darunter die alte und die neue Stadt gewährt. Medinet el Faijum prägt die besondere Art ägyptischer Städte reiner aus als die meisten andern, weil es von Reisenden kaum besucht wird, denn ihm fehlen die Riesenbauten und auffälligen Merkwürdigkeiten. Dafür geht hier das bewegte Leben des Orients ungestört seinen Gang; Griechen und Albanier betreiben Geschäfte als Kaufmann und Gastwirt, aber sonst bleiben die Ägypter, Mohammedaner wie Kopten, unberührt von Fremdem, und der Josefsfluß gleitet hindurch wie vor Jahrtausenden. Leben und Treiben des alten Arsinoë mag man sich daran anschaulich machen, aber im übrigen war es nicht nur viel volkreicher als Medinet el Faijum mit seinen 30000 Einwohnern, sondern auch viel stattlicher nach Anlage und Gebäuden, kurz mehr eine hellenische als eine orientalische Stadt. Eine Reihe von Namen, die Straßen oder Häuserblöcke bezeichnen, also mehr der bebauten Fläche als den umgebenden Gassen gelten, läßt Einiges aus der Geschichte Arsinoes durchblicken. Rein ägyptische Namen mögen der alten Ägypterstadt angehören wie Fremei und Paki, aber die griechisch geformten überwiegen weit. Noch sieht man, wie hier die verschiedenen Siedler, denen wir auch sonst im Faijum begegnen, sich niedergelassen und zusammengehalten haben, die Makedonen und Bithyner, die Kilikier wie die Lykier, Thraker, Araber und Juden; sie waren zur Zeit der Ansiedlung weder unter sich noch mit den Hellenen verschmolzen, die ihren Mittelpunkt im Hellenion fanden, das an Memphis erinnert.

Das Vorbild Alexandreias wirkte: Arsinoe hatte seine Plateia und sein Tetrastylon, wahrscheinlich einen Viersäulenbau über einer Straßenkreuzung. Theater, Markt und Gymnasion durften keiner Stadt der Hellenen fehlen. Dem Herrscherhause huldigte ein Lageion, das den Namen des Stammvaters Lagos bewahrte, irgend einer Kleopatra galt das Kleopatreion, beides vielleicht Tempel der vergöttlichten Herrscher; die Kaiserzeit fügte eine Augustusstraße, ein Caesareum und das nirgends mangelnde Palatium hinzu, das Amtshaus für römische Beamte, wo ohne Zweifel der Statthalter Recht sprach, wenn er Arsinoe besuchte. Die Gewerbe und Kaufleute hausten bei einander; es gab eine Gasse der Leineweber, eine andre der Linsenhändler, der Bäcker, der Kranzflechter, Stände der Salzhändler und dergleichen mehr. Die Gasse der Gänsehirten denkt man sich im ägyptischen Stadtteile, denn sie waren sicherlich solche. Aber auch berühmte Personen hatten ihre Namen für Straßen und Häuserviertel hergegeben; ob das Lager des Apollonios an den allmächtigen Minister des Philadelphos erinnert, ob man beim Falkenheiligtum des Apollonios nur an eine örtliche Größe denken darf wie vermutlich bei den Baustellen des Dionysios und des Lysanias, entzieht sich dem heutigen Urteil. Rein örtliche Namen wie „in der Mulde" kommen vor, und manchen andern werden wir es nur nicht mehr ansehen. Besonders häufig dienten Tempel zur Bezeichnung eines Platzes und einer ganzen Stadtgegend. Nicht allein der Gaugott, das Krokodil Suchos, hatte in der Gaustadt sein Heiligtum, sondern auch seine einzelnen Gestalten, wie sie in bestimmten Gebieten und Dörfern verehrt wurden, zum Beispiel Soknebtynis aus dem Süden des Faijum. Bewohner dieser Gegend werden es gestiftet haben. Unsere zufälligen Nachrichten erwähnen den Vorplatz vor dem Isistempel und das Stiergrab, neben diesen und anderen ägyptischen Gottesstätten aber auch rein hellenische, wo man die Nymphen, die Tyche, die Nemesis verehrte, eine Reihe, die sich verlängern ließe. Nicht alle diese Namen müssen wir uns gleichzeitig denken, denn in einem Zeitraume von 900 bis 1000 Jahren hat sich gewiß viel geändert, am stärksten durch den Sieg des Christentums, das die Göttertempel stürzte, aber auch sonst wohl manche Erinnerung an das Alte tilgte. Dafür brachte es Kirchen und ihre Namen, die Große Kirche, die der Gottesmutter, Kirchen der Heiligen Markus, Thekla, Menas und Viktor; auch die Philoxenos-Straße wird zum Heiligen dieses Namens gehören, der in Ägypten beliebt war. Und wohl jede Stadt gedachte durch eine besondere Kirche ihrer Märtyrer. Draußen vor

der Stadt lagen der Zeuspark und der Stadtwald, die wir uns als öffentliche Pflanzungen denken dürfen, wie auch Alexandreia sie besaß. Schon diese Auswahl von Namen kann zeigen, wieviel man auf diese Weise für Geschichte und Anlage der Stadt gewinnen kann; in ähnlicher Fülle, wenn nicht noch reicher und ergiebiger stehen Namen für die Stadt Oxyrhynchos zu Gebote.

Arsinoe wuchs namentlich in der Kaiserzeit zur Großstadt heran und besaß alle öffentlichen Einrichtungen, die in einer solchen sich von selbst verstanden, die Bäder wie die Wasserleitung; diese wurde aus großen Behältern gespeist, die man Kastelle nannte, in den Straßen aber befanden sich Zisternen oder Brunnen, die wir uns freilich nicht so großartig vorstellen wollen, wie sie nach dem Befunde neuester Grabungen in Milet und anderen Städten Kleinasiens waren, wo es beständig strömendes Bergwasser gab. Immerhin mögen auch die Hellenen Ägyptens auf kunstvolle oder gar prunkvolle Brunnenfassungen etwas gehalten haben. Die Benutzer eines Brunnens zahlten Zins hierhin; es muß also mindestens bei jedem einen Wärter gegeben haben, der das Geld einnahm. Und jeder brauchte Wasser, der Einzelne wie die öffentlichen Gebäude: so finden wir unter den Wasserzinszahlern die Synagoge der Juden. Für die Sicherheit sorgte der Nachtstratege mit seinen Wächtern.

Eine solche Gauhauptstadt hieß im gewöhnlichen Sprachgebrauche Mutterstadt; das griechische Wort Metropole ist ja bis auf die Gegenwart üblich geblieben. Staatsrechtlich galt sie unter den Königen und noch zweihundert Jahre unter den Kaisern nicht mehr als irgend ein Dorf und besaß keinerlei Selbstverwaltung, soweit nicht einige Gruppen der Bewohner, vor allem Makedonen und Hellenen, in ihr Verbände mit einer gewissen Selbständigkeit bildeten. Ihre Rechte müssen nach allem, was wir sonst von der Stellung dieser Bevorzugten hören, auch geachtet worden sein. Aber im übrigen stand die Stadt unter dem Strategen des Herakleides-bezirks, nur daß die Landesverwaltung hier in keinem Falle mit denselben Mitteln und demselben Verfahren auskam wie auf einem beliebigen Dorfe. Der Stratege und sein Gehilfe, der königliche Schreiber, haben zwar die Aufsicht geführt, aber die Stadt nicht unmittelbar verwaltet. Diese große und vielfältige Aufgabe hätten ägyptische Dorfschreiber nicht leisten können, auch wenn die Metropole in Stadtteile gegliedert worden wäre, und obendrein hätten die Hellenen und ihresgleichen sich solch' einem gewöhnlichen Schreiber nicht gefügt. Denn diese Kreise, die sich um das Gymnasion scharten und „vom Gymnasion" nannten, fühlten hellenisch, auch wenn sie

auf die eigentliche Freistadtverfassung verzichten mußten; in verschiedenen Abstufungen bildeten die sogenannten Metropoliten zwar keine selbständige Gemeinde hellenischer Art wie die der Alexandriner oder Ptolemais in Oberägypten, aber doch eine Gemeinschaft, die ihre städtischen Angelegenheiten zu führen vermochte. Aus ihnen ernannte, wie es scheint, der Gaustratege die Stadtbeamten, die ihr Amt durchaus im hellenischen Sinne als Ehrenamt betrachteten und die Geschäfte in ähnlicher Art teilten wie es in Alexandreia geschah; auch eine Rangfolge der Ämter bestand, so daß der bürgerliche Ehrgeiz eine Laufbahn vor sich hatte, vom niedersten Amte, dem des Marktwarts, über den Wohlfahrtsrat zum Erzpriester, von hier zu den Ämtern des Kosmeten und Exegeten, die es besonders mit der Aufsicht über die Jugend und mit der Vormundschaft zu tun hatten; endlich stieg man zum Gymnasiarchen und zum höchsten Amte des Hypomnematographos auf, den wir Stadtschreiber nennen dürfen, sofern wir darunter den Hüter der Akten und den Leiter des amtlichen Schriftverkehrs verstehen. Wer ein höheres Amt erreichte, führte den Namen der niederen in der Vergangenheitsform weiter, so daß solch ein Herr sich etwa als ehemaligen Marktwart, ehemaligen Wohlfahrtsrat, jetzigen Oberpriester bezeichnete. Sie alle bildeten einen Stadtrat, der die städtischen Gelder verwaltete. Wieweit die Aufsicht des Gaustrategen reichte, wissen wir nicht; es wird auch auf seine persönlichen Beziehungen zum Stadtrat angekommen sein. In der Regel stammte er gewiß aus eben den Kreisen, die den Stadtrat stellten, und wird schon deshalb kein erbitterter Feind dieser Gemeindeverwaltung gewesen sein. Das Abzeichen dieser Ehrenämter war der Kranz. Unter römischer Herrschaft empfand man immer mehr den Druck des Amtes, das hohe Forderungen an die Geldmittel der Träger stellte; unterschied es sich auch durchaus von dem liturgischen Zwangsamte, das Rom einführte, so konnte es doch mit der Zeit nur noch mit einem gewissen Zwange besetzt werden.

Unter den Gesichtspunkten, die Rom im Auge hatte, als es um 200 n. Chr. den Metropolen die städtische Selbstverwaltung, die hochgepriesene hellenische Stadtfreiheit verlieh, stand der Gedanke, auf diesem Wege Verwaltungslasten des Staates auf die Gemeinden abzuwälzen, gewiß nicht an letzter Stelle. Es war keineswegs der einzige Grund, denn unter anderem trugen auch eine hellenenfreundliche Stimmung an höchster Stelle und das Bestreben, die Besonderheiten in der Verwaltung der Provinzen auszugleichen, wesentlich dazu bei. Wie die übrigen sogenannten Metropolen

Ägyptens erhielt damals auch Arsinoe seinen Rat, der nicht mehr unter der Aufsicht des Strategen stand, das eigentliche Merkmal der Stadtfreiheit. Bürgerschaft oder Rat wurden in Phylen eingeteilt, und die Vertreter der Phylen führten wechselnd die laufenden Geschäfte; den Vorsitz übernahm der Prytanis, und neben ihm war der Syndikos, wie es scheint der Rechtsberater der Stadt, die wichtigste Person. Die städtischen Ämter blieben, nur daß nun der Rat, nicht mehr der Stratege, dazu berief, freilich mit noch mehr Kämpfen und Nöten, denn die Lasten nahmen zu, und der Wohlstand des Bürgertums sank. Wer nur irgend einen Grund fand, suchte sich dem Amte zu entziehen; man verzichtete lieber auf den größten Teil des Vermögens, das dafür geeignet machte, als es zu übernehmen, man bat und beschwor den Rat, man entzog sich sogar durch die Flucht. Wer gar nicht ausweichen konnte, suchte wenigstens Verkürzung der Amtsdauer zu erreichen; im dritten Jahrhundert wechseln Gymnasiarchen manchmal schon nach wenigen Tagen, weil niemand mehr den Aufwand bestreiten konnte. Die Frauen geeigneter Familien mußten eintreten, wenn sie die Mittel dazu hatten, Männer aber nicht mehr vorhanden waren.

Soweit wir urteilen können, blieb die Volksversammlung hinter dem Rate zurück. Schon früher trat bisweilen das Volk zusammen und faßte sogar Beschlüsse, durfte aber mehr als Ehren und dergleichen nicht zuerkennen. Jetzt wurde es eigentlich die entscheidende Macht; allein indem Rom die Stadtfreiheit verlieh, wollte es keineswegs Freiheit geben, sondern tüchtige Steuerträger gewinnen. Steuern aufzubringen und zu erheben wurde eine der wichtigsten Aufgaben jedes städtischen Rats. Zwar nicht aus Arsinoe aber aus Oxyrhynchos liegen, wenn auch arg zerstört, noch Berichte über Ratssitzungen vor uns, die den Gang und die Gegenstände der Beratung erkennen lassen; wir dürfen dasselbe für alle Metropolen annehmen. Die Ratsherren werden sehr kurz vorher zur Sitzung geladen; der Prytanis eröffnet sie, liest zu Beginn eine Mitteilung des Gaustrategen vor und legt dann in einer Einführungsrede dar, was erörtert werden soll, Ernennung von Beamten, Verträge mit Innungen, Verhandlungen über städtische Bauten, Geldfragen, Steuern und Feste. Nach den Aufzeichnungen der Papyri sieht es aus, als rede eigentlich nur der Prytanis und allenfalls noch der Syndikos, während nur ausnahmsweise ein einzelner Ratsherr das Wort ergreift und meistens alle in Gesamtäußerungen zustimmen. Die Gesamtausrufe beginnen oft mit dem Worte Okeane, das wohl nichts andres sein kann als Anrufung des Okeanos, so wenig man

sich dabei zu denken vermag; es folgt der Name, dem der Beifall gilt. Auch bei der Wahl eines Beamten stimmen sie mit solchen Rufen ab: „ehrwürdiger, getreuer Phileas, ehrwürdiger, getreuer Pluteinos“; damit sind diese beiden gewählt. Oder sie wünschen ihm: „für immer Heil dem Neilos, Hilfe ihm!“ Ganz ähnlich lauten auch die Beifallsrufe der Volksversammlung, die ein Bericht etwa um 300 n. Chr. mitteilt: „in Ewigkeit das Römische Reich, unsre Herren die Augusti; sei gegrüßt, Statthalter, Heil dem Katholikos, Okeane Prytanis, Okeane Ruhm der Stadt“. Solche Beispiele mögen wie Zufall aussehen, sie sind es aber nicht, denn in Wirklichkeit hatten diese Stadträte nur Lasten zu übernehmen und Ja zu sagen; für freie Beschlüsse, selbständige Entscheidungen bot die römische Aufsicht nicht mehr Raum als einst die ptolemäische. Sogar in der hellenischen Freistadt Antinoe gingen jedem Beschlusse nicht nur die Gesetze sondern auch die Erlasse der Kaiser und Statthalter vor; wieviel mehr in den Gaustädten, denen am Ende doch nur der Schein einer freien Verfassung verliehen wurde, einer Verfassung, die obendrein ihren Wert verlor, als Caracalla bald nachher allen bevorrechteten Provinzbewohnern das römische Bürgerrecht schenkte. Was jetzt alle erhielten, war mehr als die scheinbare Freiheit der Städte, die nun erst recht ihre Schattenseiten, die Belastung des alten Bürgerstammes, hervorkehrte.

Was die Metropolen drückte und den Wohlstand ihrer alten hellenischen Geschlechter allmählich zu Grunde richtete, waren die Pflichten gegen das Reich, Steuern und Warenlieferungen aller Art, ebensosehr aber die Ausgaben für die Stadt selbst. Unter diesen standen die Feste gewiß nicht an letzter Stelle. Ein paar Rechnungen lassen deutlich genug erkennen, was man aufwandte und vielleicht aufwenden mußte, wenn der kaiserliche Statthalter eine Stadt wie Arsinoe mit seiner Gegenwart auszeichnete, wie ihm der feierliche Götteraufzug ägyptischer Art, der mit der Zeit den Hellenen vertraut geworden war und wohl auch hellenische Züge angenommen hatte, entgegenging, wie er im bekränzten Tempel des Jupiter Capitolinus empfangen wurde, wie ein Redner im Namen der Stadt ihn begrüßte. Und ähnlich verliefen andre Feste, die Geburtstage der Kaiser mit ihren Schauspielaufführungen, der Geburtstag der Roma und welche Anlässe sich sonst noch boten, die unbedingte Ergebenheit gegen das Reich sichtbar und geräuschvoll an den Tag zu legen. Aber man mußte auch althellenische Sitte und die Verbindung mit der großen hellenischen Welt pflegen. Die Wettkämpfe in körperlichen Übungen und künstlerischen Lei-

stungen, deren wir schon gedacht haben, belasteten die Provinzstädte um so mehr, als sie sicherlich alles aufboten und aufbieten mußten, um anziehen und in dem allgemeinen Wettbewerbe nicht zurückzubleiben. Gerade die vornehmsten Hellenengeschlechter, denen die Ehre zufiel, die Gymnasiarchen zu stellen und diese Feste des Hellenentums zu veranstalten, sind der Last erlegen, wie die Urkunden ganz deutlich zeigen. Von Preisringern und Preissängern aus aller Welt besucht zu werden, war für eine Stadt wie Arsinoe ein Ruhm, den sie teuer, man darf wohl sagen zu teuer bezahlen mußte.

Die Stadtfreiheit, die den Metropolen verliehen wurde, sprengte in Wahrheit schon die uralte Gestalt der ägyptischen Landesverwaltung. Denn obgleich die Gaue, die seit undenklichen Zeiten bestehenden Einheiten, erhalten blieben, wurde doch ihr Vorort, der bis dahin nur das Großdorf des Gaus, seine Zusammenfassung gewesen war, herausgelöst und zu einem ganz selbständigen politischen Gebilde gestaltet. Beide Teile strebten wieder zu einander. Obendrein neigte die römische Regierung, die ja schon mit der Verleihung der Stadtfreiheit Ägypten den Verhältnissen des übrigen Reichs genähert hatte, offenbar dazu, den Reichsbegriff der civitas, der Stadtgemeinde mit Landbereich, auch hier anzuwenden, und in byzantinischer Zeit hat sie es wirklich getan. In einem Verlaufe, der noch längst nicht klar übersehbar ist, haben die Metropolen beträchtliche Teile des Gaus als Stadtgebiet an sich gezogen und in eigne, städtische Verwaltung übernommen. Wieweit die Freistädte danach gestrebt, wie weit der Staat ihnen die Gauverwaltung aufgedrängt hat, bedarf noch der Untersuchung; die Regierung sparte Beamte, wenn sie die Dörfer von den Stadtgemeinden verwalten ließ, und die Städte fanden am ehesten noch durch ihr Umland die Kraft, die immer zunehmenden Lasten zu tragen. Was vom alten Gau noch übrig blieb, wurde später, als das Amt des Strategen eingegangen war, dem Pagarchen unterstellt. Daneben aber gerieten große Teile des alten Gaulandes in die Hände der Großgrundbesitzer, die schon im dritten Jahrhundert emporkamen und in byzantinischer Zeit das Land aufsogen. Nach langem Widerstande mußte ihnen der Staat die Bauernschaften ihrer großen Güter als Hörige preisgeben und ihnen das Recht der Steuererhebung zugestehen. Damit traten diese Herren zwischen Volk und Staat. Ägypten besteht im sechsten Jahrhundert, auf dem Höhepunkt der byzantinischen Staatsform, aus Städten mit Umland, Landgebieten unter Pagarchen, den Gütern des Kaisers und eines fürstlichen Adels und

dem Besitztum der Kirche. Wie im einzelnen die staatliche Verwaltung sich zur Geltung brachte, ist noch nicht genügend geklärt, obgleich es vielleicht schon genug Zeugnisse dafür gibt; jedenfalls scheint das Zwangsamt fortbestanden zu haben, gestützt und von allen Seiten gesichert durch immer stärkere sachliche und persönliche Bürgschaften.

Der Verkehr der Menschen und Waren.

Ägyptens Verkehrsweg war und ist der Nil, auch heute noch, wo ihn die Eisenbahn begleitet. Durchsetzen auch Sandbänke und Untiefen das Strombett, die den Dampfern der Gegenwart Schwierigkeiten bereiten, so genügte es doch im Altertum allen Ansprüchen. Vom Nil aus verzweigten sich nach beiden Seiten Hunderte, ja Tausende von Kanälen, deren größere auch schiffbar waren und noch sind. Überall brachten Boote jeder Größe Menschen und Waren von Ort zu Ort; man bediente sich der Ruder oder des Segels je nach dem Winde. Das ruhig gleitende Segelboot gehört auch heute zu den unvergeßlichen Bildern Ägyptens, zumal wenn nur die gewaltigen Raen mit dem Oberteil des Segels über dem Damm auftauchen, der den Strom oder den Kanal begrenzt. Im Hafen von Memphis dürfen wir uns mindestens dasselbe Leben denken, wie es heute auf dem Nil bei Kairo hin und her geht, ganze Flotten großer und kleiner Boote, die stromauf oder stromab ziehen. Der fast beständige Wind, der vom Mittelmeer her das Niltal in südlicher Richtung durchstreicht, beschleunigt die Fahrt aufwärts, wie er sie abwärts verzögert. Die Frachtboote beförderten vor allem den Weizen aus allen Gauen nach Alexandreia, und diese Ladung galt so sehr als Regel, daß man den Laderaum der Schiffe allgemein nach der Artabe, dem Getreidemaße, berechnete. Die Beförderung des Getreides wurde mit Anweisungen und Ladescheinen für den Bootsführer sorgfältig vorbereitet und durchgeführt; man sah darauf, daß kein Schiff leer führe. Der Hafen von Memphis erhob einen Hafenzoll, dazu kamen Gebühren für die Bewachung des Schiffs samt der Ladung und allerlei andre Nebenkosten und Umstände, so daß zum Amte des Schiffsführers mehr gehörte als lediglich die Kenntnis des Segelns und des Fahrwassers. Schon sehr früh scheinen sich Unternehmer des Frachtverkehrs bemächtigt zu haben, und es ist wohl keine Täuschung, wenn wir auch das königliche Haus der Ptolemäer daran beteiligt zu sehen glaubten. Außer dem Getreide schwammen besonders die schweren Massenwaren auf

dem Wasser, Steine und Sand, die fruchtbare Schutterde, die man heute Sebbach nennt und als Dünger verwendet wie allem Anschein nach bereits in der römischen Kaiserzeit. Neben Lastbooten, die 10 000 Artaben Weizen faßten, fuhren die stattlichen Wohnboote der Reichen, die gewiß nicht viel anders aussahen als die heutige Dahabije, mit mehreren kleinen Schlafräumen und einem hohen Deck, das tagsüber zum Aufenthalte dient; auf Segel und Ruder ist die Dahabije gleichmäßig eingerichtet. So reisten sicherlich die Beamten durchs Land, wenn sie nicht wie der Statthalter und vielleicht noch andere hohe Römer besonders prunkvolle Schiffe benutzten; der königlichen Wohnboote und ihrer verschwenderischen Einrichtung haben wir zuvor gedacht. Dagegen vertraute der einfache Mann sein Leben dem offenen leichten Kahne an, heute der Feluke, nicht immer ohne Gefahr, denn der Nil, der an manchen Stellen 2 Kilometer Breite erreicht, kann sehr bewegt sein und hohe Wellen schlagen.

Nil und Kanäle waren aber nicht nur Verkehrswege, sondern auch Verkehrssperren, namentlich der Strom selbst für den Übergang von Ost nach West, der die beiden Teile der Gaue verband. Daher ließ sich mit der Fähre ein Geschäft machen. Quittungen auf Tonscherben über die Fährgebühr, aus der Zeit der Ptolemäer, führen, wenn auch in Kupfer, zu ungewöhnlich hohen Zahlen, und doch handelt es sich hier nur um die Pacht, die der Fährmann dem Staate für die Erlaubnis zahlt, die Fähre zu betreiben. Hiernach allein kann man schon ermessen, wie lebhaft der Verkehr der Menschen, Tiere und Waren gewesen sein mag. Kleinere Kanäle und Gräben hat man überbrückt; aber eine Brücke über den Nil, wie sie heute Kairo, Assiut und die Südgrenze besitzen, da die Staudämme auch als Brücken dienen, gab es sicherlich nirgends.

Neben den Verbindungen zu Wasser hatten die Straßen wenig zu bedeuten. Heute wird jeder Damm am Nil und an den Kanälen als Reitweg und Fußweg benutzt, aber eigentliche Kunststraßen findet man kaum. Vielleicht war im Altertum etwas besser dafür gesorgt, weil eine Landverbindung neben dem Nil zum mindesten für Heereszüge wünschenswert sein mochte, während jetzt die Eisenbahn es tut. Überall freilich stößt man in den Urkunden, namentlich im Faijum, auf einen Königsweg; das war aber wohl keine große weithin reichende Straße, sondern im Dorfe und der Dorfgemarkung die öffentliche noch am erträglichsten gehaltene Wegstrecke. Da Ägypten zu jener Zeit wohl nicht ganz so orientalisch aussah wie jetzt, sondern seine hellenischen Züge auch außen zeigte, besaß es

vielleicht ein paar wirklich gute Landstraßen. Am meisten erwartet man sie im Faijum, denn dieser Gau allein unter allen berührte den Nil überhaupt nicht, er allein enthielt größere Strecken, die man nur zu Lande zurücklegen konnte, da die kleinen Kanäle dem Schiffsverkehre nicht genügten. Das Getreide aus den Dörfern des Faijum nach Arsinoe zu schaffen, war daher keine Kleinigkeit und nur möglich mit vielen Lasttieren. Wenn wir von Eseln hören, die zur Getreidebeförderung aus andern Gauen ins Faijum gebracht werden, so liegt es gewiß an dem ungewöhnlichen Bedarf. Die großen Nilschiffe gelangten auf dem Josefsflusse bis zum „Hafen der Mutterstadt“ Arsinoë, dürften aber kaum weiter gekommen sein. Von hier aus streckte sich dann der Landverkehr strahlenförmig in den Gau hinein, immerhin nicht weiter, als ein Reiter an einem Tage bewältigen konnte. Darüber hinaus führten die Wüstenwege nach Memphis und namentlich westlich zur Oase Siwa, unter dem Schutze einer besonderen Wüstenpolizei. Wie es scheint, umgab man die Ausgänge des Faijum nach der Wüste zu mit Zollstellen, um sich gegen die Schmuggler zu schützen, die von der Wüste her Waren einzuführen suchten; noch heute streifen sie am Wüstenrande entlang, der jetzt etwas weiter nach Innen gerückt ist als auf dem Höhepunkte des Hellenismus. Den Bau der Wege übergab der Staat gern einem Unternehmer, auch dies schon ein Zeichen dafür, daß etwas mehr verlangt wurde als jetzt. Im übrigen mußten die Ägypter hierbei wie bei Dämmen und Kanälen fronden. Als der Oberwasserbaumeister Kleon vom Könige den Auftrag erhalten hatte, das Faijum zu entwässern, legte er auch Straßen an, zumal in Erwartung des königlichen Besuches; und so sind dort mehrfach gute Wege gebaut worden, weil ein König oder sein Minister, ein Kaiser oder sein Statthalter in Sicht kamen, auch dies gemäß alter und neuer Gewohnheit des Ostens. Ein nennenswerter Wasserverkehr fand im Faijum nur Raum auf dem Karunsee, in dessen Nähe damals mehrere Dörfer lagen, die heute nichts als Trümmerstätten sind. Wo jetzt unbeholfene Fischerboote mühsam gegen die hohen Wellen der großen, oft stürmischen Wasserfläche ankämpfen, dürfen wir uns ein lebhaftes Hin und Her der Menschen und Waren auf leistungsfähigen Schiffen vorstellen.

Eine Wüstenstraße durchquerte auch das arabische Wüstengebirge, um ein gutes Stück südlich von Memphis Kaiser Hadrians Gründung, die Antinoos-Stadt, mit Berenike am Roten Meere zu verbinden. Sie wurde mit befestigten Plätzen und kleinen Be-

satzungen gegen Überfälle gesichert, denn die ärmlichen Bewohner des Gebirges werden es gern auf Kaufmannskarawanen abgesehen haben. Nicht minder unentbehrlich waren die Wasserplätze und die Rasthäuser. Für solche Reisen wurde auch ein besonderer Geleitschein gefordert, den wir Paß nennen dürfen, entsprechend dem Ladeschein für Waren; wo die Straße ins Niltal mündete, stand gewiß genau wie tief im Süden bei Koptos eine Zollstelle für Einfuhr und Ausfuhr. Den Weg durch die Wüste selbst denke man sich nicht als Kunststraße, sondern als eine ziemlich ungepflegte Durchquerung des Gebirges auf möglichst niedriger Talsohle. Gab es auf so viel benutzten Wegen ständige Verbindungen, deren sich jeder Reisende bedienen konnte? Man sollte es für die allergewöhnlichsten wie die Wüstenstraße von Arsinoë nach Memphis glauben, die doch unablässig begangen, beritten und befahren wurden. Aber noch können wir nichts nachweisen. Wenn eine Reise vom Faijum nach Alexandreia vier Tage beansprucht, so besagt das nicht das Geringste. Seltsam genug wäre es, wenn zwar die Beförderung der Waren von Unternehmern betrieben, also geschäftsmäßig ausgenutzt worden wäre, aber der Verkehr der Menschen sich keine Hilfe solcher Art geschaffen hätte; zum mindesten müssen die regelmäßigen Getreidefahrten auch der Bevölkerung regelmäßige Reisegelegenheit und wahrscheinlich auch einigermaßen zuverlässige Anschlüsse geboten haben. Der Briefwechsel freilich blieb auf Gelegenheit angewiesen, soweit er nicht amtlich war und über die Staatspost ging. Wie so vieles andre übernahmen die hellenistischen Könige wohl die staatliche Post aus dem Perserreiche; sie durfte nur für den amtlichen Verkehr des Königs und der höchsten Reichsbeamten mit den Beamten der Gaue und umgekehrt benutzt werden; bis zu den Elefantenjägern an der ostafrikanischen Küste spannte sie sich. Wir gewinnen einen Einblick aus den zerrissenen Buchungen einer großen Poststelle, die einen Scheidepunkt des nördlichen Verkehrs nach Alexandreia und des südlichen Verkehrs nach der Thebais und darüber hinaus bildete. Ein Teil der Boten, die ohne Zweifel beritten waren, besorgte den Norden, der andre den Süden; wann und wem die Sendungen übergeben wurden, buchten die Beamten der Poststelle selbst. Wie schon bemerkt, weisen Andeutungen auf einen Punkt nicht weit vom Eingange des Faijum, und damit gelangt man zu Memphis selbst; hier den Wechsel der Strecken anzunehmen, leuchtet so ein, daß man es eigentlich nur zu sagen braucht. Es macht den Eindruck, als gehe diese Post in einer Linie als Eilpost durch ganz Ägypten. Damit

unterscheidet sie sich von der Gaupost, die gewiß nur den Binnenverkehr übernahm wie im Gau von Oxyrhynchos, wo sie mit 44 Aktenboten zu Fuß, einem Kamelreiter, einem Buchführer und einem Polizisten betrieben wurde. Fehlen auch die unmittelbaren Zeugnisse noch, so hat doch die kaiserliche Regierung unzweifelhaft die Reichspost auch in Ägypten eingerichtet und jedenfalls die bewährten ptolemäischen Einrichtungen übernommen; die Byzantiner erst ließen die Schnellpost vom Pferde auf den Esel herabkommen, während in derselben Zeit die Großgrundbesitzer sich auf ihren Gütern eigne Post hielten. Im übrigen hing die Beförderung eines Briefes ganz vom guten Willen der Freunde und ihren Reisewegen ab, so daß dieselbe Entfernung einmal viel, einmal wenig Zeit kosten konnte, wie die nicht seltenen Empfangsvermerke auf den Papyrusblättern dartun.

Wer in Ägypten nur irgend etwas darstellt, meidet weitere Fußwege und besteigt den Esel. Der war und ist das eigentliche Verkehrstier des Landes, meistens stattlich, stark und feurig, wenn seine Jugend nicht durch zu frühe Belastung und schlechte Behandlung verdorben worden ist. Überall gab es Eselhalter, die ihre Tiere vermieteten, aber auch für staatliche Zwecke drei stellen mußten, und sie vor allem übernahmen die Beförderung des Getreides zum schiffbaren Wasser, im Faijum von den Randdörfern aus einen weiten Weg bis zur Gauhauptstadt. Heute sieht man die Esel oft Sebbacherde schleppen in Säcken, die mit einander verbunden wie zwei gewaltige Taschen an beiden Seiten herunterhängen. Das Pferd war zwar längst in Ägypten bekannt und im Neuen Reiche nach asiatischem Vorbilde für den Kriegswagen verwendet worden, aber es begegnet doch viel seltener als der Esel; am häufigsten mag es immer noch in den Kriegersiedlungen gewesen sein, wo ganze Reiterabteilungen auf Landgütern saßen, zumal im Faijum. Obgleich wir nichts davon wissen, ergibt sich eigentlich eine Pferdezucht eben für die landsässige Reiterei von selbst, und damit auch eine Verbreitung des Pferdes über den unmittelbaren Bedarf des Heeres hinaus. Unter den Papieren, die den Wasserbaumeister Kleon und seine vielfältigen Geschäfte betreffen, finden sich Rechnungen eines Fuhrherrn Kephalon, der Pferde und Wagen vermietet, Wagen verschiedener Art und Bespannung, im ganzen aber fünfunddreißig Pferde. Die hohen Beamten mögen ihre Reisen vielfach zu Pferde gemacht haben, wenn wir auch nur einmal bei einer dienstlichen Reise durchs Delta die Benutzung von Eseln und Pferden feststellen können. Auch in der Kaiserzeit wird das Pferd

vornehmlich das Reittier des römischen Heeres geblieben sein. Noch heute tritt es der Zahl nach weit hinter dem Esel zurück; es ist seltener und vornehmer, auf dem Lande höchstens im Stalle des Omden, des Dorfvorstehers, anzutreffen. Zugochsen werden manchmal erwähnt; aber der grauschwarze, schwere Büffel, der heute in Ägypten heimisch ist und gerade im Faijum auf den weiten Flächen am Karunsee weidet, fehlte wohl im Altertum. Dagegen kannte man das Maultier und das Maultiergespann. Immer wieder scheint es seltsam, daß erst in der römischen Kaiserzeit das Kamel in Ägypten sich eingebürgert hat; denn seit Jahrtausenden verbanden engste Beziehungen das Niltal mit Vorderasien, ja mit Arabiens Küste selbst. Fast immer wird es mit arabischen Brandstempeln bezeichnet, als käme es frisch aus Arabien und würde durch arabische Händler oder Führer ins Land gebracht; von einer ägyptischen Kamelzucht, die doch sogleich entstanden sein wird, läßt sich nichts bemerken. Die Stempel enthalten einzelne Buchstaben oder Buchstabengruppen, ein T oder Thene oder Kla oder dergleichen, ohne daß man irgend einen Sinn, etwa gar ein arabisches Wort, herausdeuten könnte. Vielleicht war es mit den arabischen Stempeln anders als mit diesen, die griechisch wiedergegeben werden. Jedenfalls müssen sie irgendwie die Herkunft oder den Eigentümer kenntlich gemacht haben. Das Kamel kostete zwar viel mehr als der Esel, oft das Drei- oder Vierfache, trug aber auch die drei- oder vierfache Eselslast und wurde deshalb unentbehrlich, wo Massenware auf Landwegen befördert werden mußte, Getreide, Sebbacherde, Steine, wie es auch heute noch auf dem Lande den Erntewagen und in der Stadt den Möbelwagen vertritt. Nirgends bedurfte man seiner so sehr wie im Faijum mit seinen für ägyptische Verhältnisse langen Landwegen, am meisten aber für den Verkehr durch die Wüste von Arsinoë nach Memphis und auf der anderen Seite von den westlichsten Orten weit hinaus zu den Oasen. Die Insel des Soknopaios, jenseits des Karunsees, die entlegenste Wohnstätte Ägyptens, war stark auf das Kamel angewiesen, und gerade dort fand der Kamelhalter am meisten Gelegenheit, seine Tiere zu vermieten. Auch das römische Heer bediente sich des Kamels für den Troß und zog die Kamelbesitzer für den Staatsdienst heran.

Wenn der Fremdenverkehr, der schon in den letzten Zeiten vor Christi Geburt sich lebhafter nach Ägypten lenkte, das Delta mit seinen blühenden Städten und Tempeln, für uns eine verschwundene Welt, hinter sich hatte, so erreichte er zuerst Memphis und von hier aus das Faijum, das heute nur wenige besuchen. Am stärksten

lockte das große Wunder der Pyramiden und der ganzen Totenstadt von Memphis, die sich am westlichen Wüstenrande meilenlang hinzieht, nördlich vom heutigen Gise bei Kairo beginnend, aber bei Saqqara noch nicht endend, denn bis zum Eingange des Faijum tauchen noch einzelne Pyramiden auf, zuletzt die steile Terrassenpyramide von Medum. Die Reisenden, deren großer Strom hereinflutete, besonders seit Ägypten römisch war, hinterließen in eingemeißelten Namen und Gebeten die Erinnerung an ihren Besuch, wie sie es überall taten, hier sogar sparsamer als in Oberägypten, wenn das nicht nur ein Zufall ist. Dem großen Eindrucke der erbauten Steinberge verlieh wohl auch ein Epigramm Ausdruck, indem es die ungeheure Wirklichkeit der großen Pyramide dem erdichteten Aufbau der Giganten gegenüberstellt, die den Pelion auf den Ossa türmten; aber im allgemeinen scheint man mehr das Seltsame bestaunt, als die Größe und Schönheit solcher Werke empfunden zu haben, wie doch auch schon Herodotos vieles wunderlich findet, tief unter dem Eindrucke der Jahrtausende steht, aber von Ägyptens überwältigender Größe nichts gesehen hat. Des Seltsamen gab es hier freilich genug, neben der langen Reihe der Pyramiden von Gise, von Abusir, von Saqqara, seltsamer als sie alle der große Sphinx, der im Laufe der Jahrtausende mehrmals vom Sande verschüttet und wieder freigelegt worden war. Am meisten aber war da zu sehen, wo die heilige Stadt am Wüstenrande hinaufstieg, beim heutigen Dorfe Saqqara. Denn hier stand der große Sarapistempel, des Gottes, der aus der Vereinigung Osiris-Apis erwuchs, alle anderen zurückdrängte und sogar den Platz an der Seite der Isis, der dem Osiris gebührte, in Anspruch nahm, und um ihn her eine Menge andrer Heiligtümer; damals freilich waren schon die Sphinxe vor dem Sarapeion zum Teile vom Sande begraben, der hier oben unablässig herüber gefegt wird. Vielleicht am seltsamsten mochten die langen und hohen Gänge der Apisgräber erscheinen, in deren Seitenkammern die riesenhaften Sarkophage der heiligen Stiere noch heute stehen; auch der Mensch der Gegenwart wird kaum sonst irgendwo so unmittelbar das ganz Fremde des ägyptischen Wesens spüren wie hier, wo eine fast unausdenkbare und bewundernswerte Arbeit geleistet worden ist, um die Knochen toter Stiere zu bergen. Weiter unten, vom Fruchtlande umgeben, lagen die großen Heiligtümer des Ptah, den die Hellenen Hephaistos nannten, und die heilige Stätte, wo der Apis sein Haus und seine Hürde besaß. Trieb hinauf in den heiligen Bezirk der Totengötter mehr die Frömmigkeit, so fand sich hier unten

die Lust am Wunderlichen befriedigt. Denn den Apis durfte man bestaunen: seine priesterlichen Wärter ließen ihn zu einer bestimmten Stunde in die anstoßende Hürde, die seine Mutter bewohnte, um ihn den Fremden zur Schau zu stellen. Und da der Apis das heilige Tier von Memphis war, schien es dem Geiste des Ortes zu entsprechen, wenn auf dem Platze vor dem Ptah-Tempel richtige Stierkämpfe mit eigens dafür gezogenen Stieren veranstaltet wurden. Was Memphis im übrigen bot, ahnen wir nicht einmal mehr, gewiß außer seinen Göttern und Heiligtümern, außer dem Riesenstandbilde des zweiten Ramses, das heute gestürzt liegt, noch eine Fülle merkwürdiger Dinge, und darüber hinaus allen Rausch und Prunk einer ägyptischen Großstadt, die von allen Völkern bewohnt und besucht wurde. Den Pilgern und Reisenden standen Herbergen zu Gebote, wie denn z. B. die Leute aus dem Faijum hier eine Herberge der Arsinoïten fanden.

Von hier ein paar Stunden zu Pferde durch die Wüste, und der Reisende war im Faijum; heute zweigt sich weiter südlich die Bahn nach Medinet el Faijum ab. Nach Herodotos hat auch Strabon, der kurz vor Christi Geburt Ägypten bereiste, die Sehenswürdigkeiten des Arsinoe-Gaus beschrieben, die hier wie überall eigentlich nicht mehr Leben, sondern schon Altertum waren, zum Teile ebenso verlassen wie heute, nur im allgemeinen noch weit besser erhalten. Am Ostrande hob sich die Pyramide Amenemhêts III., der rund 2000 Jahre früher hier gewohnt und sein Grab erbaut hatte; jetzt ein großer Schutthügel. Ihr nahe eines der Weltwunder, das Labyrinth, das Herodot und Strabon beschrieben haben, aber nicht im Einklang mit einander. Denn Herodotos erzählt, das Labyrinth, das sogar die Pyramiden überbiete, habe zwölf bedeckte Hallen, Tor gegen Tor einander gegenüber, sechs nach Norden, sechs nach Süden, von einer Mauer im Ganzen umschlossen. Dreitausend Zimmer seien darin und ein verwirrendes Wunder der Ausgänge, von Hof zu Zimmer, zu Vorhalle, zu Zimmer, zu Hof. Strabon dagegen sah Säulenhallen soviel es Gaue im Lande gab, alle in einer Reihe und an einer Wand, als lägen sie alle vor einer langen Mauer. Das Gewirr der Eingänge kennt auch er. Besonderen Eindruck haben ihm die gewaltigen Deckplatten gemacht: „steigt man auf das Dach, das nicht hoch ist, weil das Gebäude nur ein Stockwerk hat, so blickt man über eine Steinebene großer Platten". So gut wie sicher war das Labyrinth der Totentempel jenes großen Königs, der das Faijum erschloß; wer eine Vorstellung von den Totentempeln der zweiten Pyramide bei Gise oder der Pyramiden

von Abusir gewonnen hat, wird von diesem vielfältigen Wunderbau sich ein Bild zu machen vermögen. An Amenemhêt erinnerten auch die Riesenstandbilder beim heutigen Biahmu, das damals Andrianton, Standbilder-Dorf, hieß; jetzt stehen nur noch Trümmer der Sockel. Daß Herodotos von Pyramiden im Moirissee fabelt und damit verrät, wie wenig er davon selbst gesehen hat, ist schon erwähnt worden.

Wie in Memphis stellten auch im Faijum die ägyptischen Priester ihren Gott, das Krokodil Sobk, zur Schau, nicht im entlegenen Moirissee, sondern in einem Teiche von Arsinoë. Strabon schildert es: „Die Stadt Arsinoë hieß früher Stadt der Krokodile; in diesem Gau verehrt man nämlich besonders das Krokodil, es gilt ihnen als heilig, wird in einem Teiche für sich gehalten und frißt den Priestern aus der Hand. Es heißt Suchos und lebt von Brot, Fleisch und Wein aus den Spenden der Fremden, die zur Besichtigung hinkommen. Mein Gastfreund, ein angesehener Mann, der mich dort in alles einweihte, begleitete mich zum Teiche und brachte von unserm Essen ein Stückchen Kuchen, gebratenes Fleisch und ein Kännchen Honigwein mit. Wir fanden das Untier am Ufer liegen. Die Priester traten heran, ein paar sperrten ihm das Maul auf, einer legte ihm das Gebäck hinein, dann das Fleisch und goß schließlich den Honigwein nach. Darauf sprang es in den Teich und schwamm zum jenseitigen Ufer. Und als ein andrer Fremder gleichfalls mit einer Spende kam, nahmen die Priester sie ihm ab, liefen um den Teich herum, erreichten das Tier und führten ihm die Gabe auf dieselbe Weise zu.“ Für vornehme Reisende traf man besondere Vorkehrungen: als zu Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. der römische Senator L. Memmius die Merkwürdigkeiten des Faijum sehen wollte, beeilte sich die königliche Regierung, die von Rom schon völlig abhing, allen Behörden die größte Sorgfalt beim Empfange des hohen Herrn anzubefehlen; die Quartiere sollen vorbereitet, die Landungsplätze hergerichtet werden, und der Bissen für das heilige Krokodil soll bereit liegen. Später brachte man Krokodile nach Rom, um die Schaulust zu befriedigen. Ohne Zweifel ist auch Germanikus, der Neffe und Thronfolger des Tiberius, an Memphis und den Altertümern des Faijum nicht vorübergegangen; sie gehörten zur üblichen Reise durch Ägypten. Und auch weiterhin blieb mindestens das Labyrinth einer der stärksten Anziehungspunkte, den spätere Kaiser mit ihrem Gefolge, hohe Beamte, vornehme und reiche Damen, Gelehrte und Krieger besucht haben. Reste grauen Altertums waren diese Bauten schon damals, aber die Überlieferung

von ihrem Ursprunge und ihrer Bedeutung lebte doch noch, Volk und Priester dienten noch denselben Göttern, während von den Werken des alten Ägyptens zu den heutigen Bewohnern keine Brücke führt, mögen sie noch so deutlich ihre Abstammung von den Gestalten der uralten Wandbilder verraten. Wenn damals die Fremdenführer im verödeten Heliopolis noch die Hallen zeigten, wo Platon und Eudoxos mit ägyptischen Gelehrten Gespräche geführt hatten, so lag darin für den gebildeten Besucher ganz etwas anderes als wenn ihm heute der einheimische Dragoman aufgelesene Abfälle der Wissenschaft vorträgt. Auch für den Verkehr der Einheimischen und der Fremden gehören Memphis und das Faijum zusammen, eine Einheit des Lebens in hellenisch-römischer Zeit und eine Einheit in den Denkmälern der Vergangenheit.

Auf den beschriebenen Wegen und mit den beschriebenen Mitteln bewegte sich auch der Handelsverkehr im Lande selbst, der uns freilich wenig bekannt ist. Denn was die Urkunden erzählen, ist mehr die Voraussetzung des Handels, das Gewerbe, als der Warentausch selbst. Wo von Kauf und Verkauf die Rede ist, handelt es sich entweder um die unbeweglichen Sachen, Felder, Grundstücke und Häuser, oder um die Sklaven und Haustiere, besonders Esel und Kamele. Andere Geschäfte kamen eben so selten zu Papiere wie heute; über Lebensmittel und Kleidung, Hausrat und Schmuck pflegt man keinen schriftlichen Vertrag zu schließen, höchstens eine Quittung zu empfangen. Allerlei Preise unbeweglicher und beweglicher Sachen könnte man zusammenstellen, vielleicht sogar durch die Jahrhunderte ihre Wandlung verfolgen; aber diese Zahlen würden erst dann Leben gewinnen, wenn man ihnen die Preise des notwendigen Lebensbedarfs an die Seite stellen und ihren Verhältniswert ermitteln könnte; jedoch so weit ist es noch nicht. Das Kamel ist im allgemeinen beträchtlich teurer als der Esel, und der Sklave kostet in der Regel mehr als das Kamel; gewöhnliche Frauenkleider bleiben beträchtlich hinter dem Preise eines Esels zurück, aber die kostbaren Gewänder reicher Fauen übertreffen auch den teuersten Sklaven um ein Vielfaches; alle solche Vergleiche bleiben im Grunde stumm, weil wir die Besonderheiten des einzelnen Falles, Güte oder Mängel der Ware, nicht zu beurteilen vermögen. Selbst die vorsichtigsten Schätzungen verdienen ebensoviel Mißtrauen wie Glauben; wenn etwa im zweiten Jahrhundert der Kaiserzeit ein mittlerer Jahresunterhalt eines Mannes ungefähr den Preis eines Kamels zu erreichen scheint, so bleiben doch die verglichenen Größen unbestimmt und müssen es bleiben. In der

Provinz stand der Verkauf und Kauf von Grund und Boden wie von Haustieren im Vordergrunde, weil die Landwirtschaft den Ausschlag gab; aber nicht einmal das erfahren wir, ob dieser Verkehr irgendwie gewerbsmäßig betrieben wurde, wenn auch der Name des Viehhändlers begegnet. Im Faijum stand dem Besitzwechsel der Kriegergüter das Obereigentum des Königs entgegen, das im dritten Jahrhundert noch kräftig in Erscheinung trat, wenn er Lehen einzog und wieder vergab; bald freilich erzwangen die Siedler, wahrscheinlich ohne irgend welche Auflehnung, durch beständige Übertretung, daß man ihnen die freie Verfügung über die Lehen zugestand, und da man ihrer bedurfte, mußte man schließlich alles gutheißen. Aber gewisse Formen, die vielleicht auch eine kleine Erschwerung darstellten, hielten sich beim Verkauf dieser ehemaligen Kriegerlehen bis weit in die Kaiserzeit hinein. Die Äußerlichkeiten des Besitzwechsels waren im demotischen Vertrage nach ägyptischem Rechte ziemlich umständlich, meistens in doppelter Fassung, deren Rechtsinhalt sich unterschied, einfacher bei der Griechenurkunde, die vor dem Staatsnotar errichtet wurde. Die Größe und die Lage, durch Nennung der Nachbargrundstücke, bei Häusern die Ausstattung mit Fenstern und Türen und anderen eingebauten Teilen erscheinen überall als Grundstock der Verträge, während bei den Haustieren Geschlecht, Alter, Farbe, offenbare und verborgene Mängel wesentlich sind. Vom Sklaven gilt dasselbe wie vom Tier, nur daß er auch noch ein Volkstum und damit eine Sprache besitzt. Da die Sklaven im damaligen Ägypten überwiegend Hausdienstboten, aber nicht gewerbliche Arbeiter waren, fielen sie im Ganzen nicht sehr ins Gewicht, zumal in einer Provinz wie dem Faijum. Von jedem Besitzwechsel erhob der Staat eine Abgabe von 5 % bis 10 %.

Auf den Dörfern saßen Kleinhändler, die alles feil hielten, was man brauchte, und außer ihrem bunten Kram gern auch einen Ausschank betrieben. Viele Waren aber gab es gewiß ebenso wie heute nur in der Gauhauptstadt zu kaufen. Wir haben bereits gesehen, wie in Arsinoë die Gewerbe, eben die Erzeuger der Waren, straßenweise bei einander wohnten, ähnlich wie im heutigen Bazar. Jedoch sind die Verkaufsstellen sicherlich nicht so leicht hergerichtet zu denken wie im heutigen Medinet el Faijum, wo eine krumme Gasse, mit Tüchern überspannt, wechselnd in Licht und Schatten, den besonders reizvollen Bazar darstellt, den Fremdes kaum berührt hat; vielmehr dürfen, ja müssen wir uns hellenische Bauten, etwa gekreuzte Hallen, vorstellen, wie sie der gewaltige Bazar von Konstantinopel besitzt. In diesem Falle macht der gegenwärtige

Zustand nicht die Einrichtung des vergangenen deutlich, wohl aber seine Stimmung. Eine Stadt wie Arsinoe befriedigte gewiß jeden Bedarf. Neben dem Bazar boten dem Einzelhandel der eigentliche Markt und die Vorplätze der Tempel bequeme Stätten. Je nach Größe und Reichtum solch' einer Gaustadt mochte der Markt bald mehr ein freier Platz bald eine prunkvolle Anlage mit umgebenden Hallen sein; in Hermupolis z. B. gab es feste Stände, die von der Stadtgemeinde an die Händler verpachtet wurden. Eine Terrakotte dagegen zeigt das Marktweib einfach hinter seinen Körben sitzend. Wahrscheinlich umfaßte der Markthandel hauptsächlich die Lebensmittel, die vom Lande hineingeführt wurden; die Stadtverwaltung sorgte gerade hierfür durch besondere Beamte, die Eutheniarchen, die in Oxyrhynchos den Eierhändler eidlich verpflichteten, seine Ware nicht heimlich sondern auf dem Markte zu verkaufen, denn es bedurfte auch damals besonderer Maßregeln, um die Zufuhr und den Verkauf der Lebensmittel zu sichern. Auf den Vorplätzen der Tempel wird es ähnlich zugegangen sein wie vor dem Tempel in Jerusalem, als der zürnende Jesus zwischen die Feilschenden schlug; und ebenso wie dort saßen auch in Ägyptens Städten überall die Lohnschreiber und die Geldwechsler, deren es auch heute viele gibt; nicht einmal eines Tisches bedürfen sie, denn eine umgestülpte Kiste, Papier und Tinte oder eine Goldwage genügen ihnen. Ob die Tempel, die ja mancherlei Wirtschaft trieben und Waren gewerblich erzeugten, vor ihren Toren besondere Verkaufsrechte besaßen, ist noch unbekannt. Aus dem Tische des Geldwechslers entstand die hellenische Bank, die den alten Namen behielt und wahrscheinlich auch das tägliche Wechselgeschäft fortsetzte, als sie bereits ganz andre Geschäfte machte; wenn manche ausdrücklich Wechselbanken heißen, so wollen sie wohl das Übergewicht des reinen Wechselns betonen. Im zweiten Jahrhundert n. Chr. gab es in Arsinoë etwa gleichzeitig mindestens sieben Banken, die die Namen ihrer Besitzer führten und zwar lauter hellenische Namen: Antiphilos, Agathosdaimon, Hermias, Dionysios, Didymos, Isidoros und Ptolemaios. Dies allein malt vielleicht das Bild des Geschäftslebens lebendig genug. Aber es war doch wohl eine Ausnahme, daß auch im Dorfe Dionysias eine Bank sich niederließ; allerdings waren viele Dörfer des Faijum gewiß nicht kleiner als heute, wo die größeren einige Tausend Einwohner erreichen.

Wie die Bewohner der Provinz Alexandreia besuchten und wiederum die Alexandriner sich über das Land verstreuten, so nahmen auch die Gaue des mittleren und oberen Ägyptens am Welthandel

der Weltstadt teil. Unmittelbar tritt es nur selten zu Tage, wenn etwa das ägyptische Land Waren erzeugt, die dem Geschmacke afrikanischer Völker sich anpassen, das heißt für die Ausfuhr bestimmt sind, oder wenn Waren aus Puteoli bis weit hinauf nach Ägypten gelangen. Darüber hinaus aber zeugen viele Züge davon, wie fremde Vorbilder eindringen, von den Silberschalen bis zu den tönernen Modepuppen. Im einzelnen Falle vermag man die eingeführten Gegenstände von den örtlichen nur schwer oder gar nicht zu scheiden; daß aber die Provinz nicht nur nach Alexandreia lieferte, sondern dem alexandrinischen Handel auch Markt war und durch ihn mit dem Auslande in Beziehung trat, kann niemand verkennen. Die Regierung freilich machte es ihm nicht leicht, indem sie durch Gauzölle möglichst viel zu gewinnen suchte und in Wirklichkeit die Gaue gegen einander absperrte. Die schon erwähnten Zollstellen an den Wüstenrändern des Faijum mochten allerdings nötig sein, um den Schmuggel mit Öl und anderen Monopolwaren zu bekämpfen. Wie es scheint, wurden den ehrlichen Händlern, die von der Wüste herkamen, bereits in der „Insel des Soknopaios" und in andern vorgeschobenen Dörfern Bescheinigungen über Namen, Zahl der Esel oder Kamele, Art und Maß der Ware ausgestellt, die auf den „Hafen von Memphis" lauteten, also einen Paß oder Frachtbrief enthielten.

Im Gewerbe, der Voraussetzung des Handels, hing ein Gau wie das Faijum gewiß stark von Alexandreia ab, was die Formen betraf, versorgte aber mit seinen Erzeugnissen zunächst sich selbst. Große Betriebe fehlten; immer wieder begegnet uns in Stadt und Dorf der einzelne Handwerker, der allein oder mit wenigen Gehilfen arbeitet, häufig nur einen kleinen Zweig seines Gewerbes als Sonderkunst treibend. Die Arbeitsteilung ging auch hier schon weit, obwohl auf dem Dorfe alles von selbst zusammenrückte und der Goldlöter, der Goldgießer, der Silberhämmerer ein einziger Mensch war. Mahlen und Brotbacken besorgten im bescheidenen Haushalte die Frauen selbst, auch der häusliche Webstuhl stand nicht still, während in einer Stadt wie Arsinoë Weber, Müller und Bäcker selbständig dastanden, ja an Bäckern verschiedener Art Auswahl war. Als im Faijum die hellenischen Kriegerdörfer gegründet wurden und auch Handwerker sich dort niederlassen wollten, scheint der Staat durch seine Ortsbeamten eine gewisse Aufsicht ausgeübt zu haben; nicht nur die Niederlassung selbst mußte Zenon für Philadelphia genehmigen, sondern auch Art und Güte der Arbeit wurden von Leuten geprüft, die irgendwie von ihm abhingen. Die

Handwerkerverbände schlossen sich nach Gauen zusammen, auch hier stark vereinzelt; denn sogar die Reinbrotbäcker und Kuchenbäcker des Faijum bildeten eine Gruppe für sich. Wie aus den religiösen Vereinen zu gegenseitiger Hilfe allmählich Innungen und schließlich Zwangsinnungen wurden, darf hier nicht wiederholt werden. Mehr und mehr gestalteten sie sich zu Lieferungsverbänden, die Pflichtleistungen für den Staat und Aufträge der Stadtgemeinden im ganzen übernahmen, die Arbeit aber auf ihre Mitglieder verteilten. Namentlich ägyptische Leinwand beanspruchte die römische Regierung, und die kaiserlichen Truppen in Kleinasien erhielten Decken, die Weber des Faijum bis ins Kleine genau nach Maß und Art der Vorschrift gearbeitet hatten. Gewerbe und Handel lagen gerade in der Enge ländlicher Zustände und vielfach auch in der Stadt in einer Hand, wie ja noch heute selbst in unserm verwickelten Leben der Schuhmacher auch seine Schuhe verkauft. Beides vereinigte ebenfalls der Staat in seinen Monopolbetrieben, die erst die Ware erzeugten und dann verkauften, und ähnlich taten die ägyptischen Tempel, später ihre Nachfolger, die christlichen Kirchen. Diese großen Mächte machten sich im Gau sehr fühlbar und beherrschten vielleicht das Gewerbe und den Handel so sehr, daß die Innungen und erst gar der Einzelne ziemlich bedeutungslos blieben. Arbeitsuchende sammeln sich im Gleichnis vom Weinberge auf dem Markte, wahrscheinlich auch in Ägypten; die Gaustädte mögen ihre Sammelplätze gewesen sein. Der Arbeitslohn schwankt in Rechnungen des dritten Jahrhunderts v. Chr. von ½ bis zu drei Obolen, während im Jahre 105 n. Chr. Arbeiter bei Euhemeria im Faijum täglich 6 Obolen erhalten, Jünglinge 5, Jungen 1 bis 4 Obolen; das bedeutet in vier Jahrhunderten eine nur mäßige Entwertung des Geldes. Für dringende Arbeiten mußte man außerordentlich hohe Löhne zahlen. Aber auch solche Zahlen sagen fast nichts, wenn man sie nicht mit den Kosten der Lebenshaltung vergleichen kann.

Die Landwirtschaft.

Alle übrigen Arten des Erwerbs und der menschlichen Arbeit überhaupt treten in Ägypten hinter dem Ackerbau zurück; er beherrscht das Leben des Landes schon in den ältesten Zeiten, die nur durch Wandbilder und Inschriften zu uns sprechen, und ist bis auf den heutigen Tag das eigentliche Wesen des Landes geblieben; geändert haben sich die Formen, aber auch diese so wenig, daß

Ältestes und Gegenwärtiges einander ergänzt oder erklärt. Die größte Fläche für die Landwirtschaft enthält das Delta, das auch die griechischen Schilderer am ausführlichsten beschreiben, weil es der volkreichste und ergiebigste Teil des Landes war. Wer Ägyptens Vergangenheit geschichtlich betrachtet, läßt sich leicht täuschen, denn die Denkmäler des Altertums, an die der Forscher sich zunächst halten muß, fehlen hier fast völlig. Weiter südlich, vom heutigen Kairo an, begleitet Ackerland den Lauf des Nils in wechselnder Breite bis zu 30 km; nach Süden tritt die Wüste mit ihren steil abfallenden Rändern von beiden Seiten immer näher zusammen, und das Fruchtland wird immer schmaler. Schon bei Luxor, der Stätte der alten Reichshauptstadt Theben, dehnt es sich zwar im Osten noch ziemlich weit, bildet aber auf der Westseite nur einen Streifen, und weiter aufwärts, in der Gegend von Edfu und Kom Ombo, die einst Apollinopolis und Ombos hießen, verschwindet es fast ganz. Dem ersten Katarakte nahe hört es auf: Ägyptens südliche Grenzstadt Syene, deren Name im heutigen Assuan lebendig geblieben ist, liegt dicht am Nil auf felsigem Wüstengrunde, und nur die große Insel Elefantine mitten im Strome trägt Felder. In den Urkunden der hellenischen und römischen Zeit tritt das Faijum gerade landwirtschaftlich stark hervor, so daß man es für besonders ergiebig halten möchte, und damit stimmt Strabons Urteil überein, der diesen Gau für den reichsten des Landes erklärt. Unfraglich gehört das Faijum zu den besten Gebieten Ägyptens, aber heute gibt es selbst in Oberägypten Gegenden, die ihm mindestens gleichkommen. Der Zufall, der gerade aus dem Faijum eine Fülle von Papyrusurkunden gerettet hat, verschiebt das Bild etwas, auch insofern, als wir nun die Landwirtschaft Ägyptens stark unter dem Gesichtspunkte des Faijum sehen, das als weites Landgebiet ohne großen Strom sich in manchem doch vom eigentlichen Niltale unterscheidet.

Ägyptens Acker ist in Wahrheit ein Geschenk des Nils, ein Geschenk, das alle Jahre erneuert wird. Dem schaffenden und belebenden Strome aber wirkt von beiden Seiten her zerstörend und tötend die Wüste entgegen, aus der beständiger Wind Sandmengen heranweht, um alles zu verschütten. Nur die unaufhörliche Arbeit des Menschen vermag dagegen anzukämpfen, und dieser Kampf darf nicht einen Augenblick nachlassen, denn der Sand dringt unglaublich schnell vorwärts. Ägyptens viel gepriesene Fruchtbarkeit ist eine Gottesgabe, weil sie auf der natürlichen Beschaffenheit des Stromes und seines Schlammes beruht; sie ist aber auch ein

Menschenwerk, denn ohne dies würde die Anlage verkümmern. Sie fordert so viel Mühe und Schweiß, daß die Bebauer des Bodens selbst kaum zum Genusse ihrer Anstrengung kommen. Um das Fruchtland bis aufs Äußerste auszunutzen, hat man seit frühester Zeit die Wohnstätten der Menschen, wo es nur möglich schien, auf unfruchtbarem Boden gegründet, am Rande der Wüste oder auf steinigem Grunde, der zu hoch lag, um von der Überschwemmung erreicht zu werden. Daher schauen, wenn ganz Ägypten unter Wasser steht, die Dörfer wie flache Inseln heraus, zugleich auch eine sichere Zuflucht für ihre Bewohner. Im Faijum drohte seit der durchgreifenden Entwässerung keine Überflutung mehr; um so deutlicher zeigt sich hier, wie man den ertragfähigen Grund für den Weizen frei hielt. In diesem seltsam reichen Lande wird mit dem Reichtume gespart und nichts ohne Bedacht getan; es ist ebenso verschwenderisch wie haushälterisch.

Der gesamte Grund und Boden stand rechtlich im Obereigentum des unumschränkten Königs. Die Ptolemäer traten nur in die Stellung ein, die ihre Vorgänger bereits von den einheimischen Pharaonen übernommen hatten, brachten aber die gelockerten Königsrechte wieder strenger zur Geltung. Niemals konnte der König daran denken, das ägyptische Land selbst zu bebauen; ihm blieb nur der Weg, es zu verpachten oder andern zur Bewirtschaftung zu übertragen. Freilich sah es so nur in einer lediglich gedachten Ordnung der Dinge aus; in Wirklichkeit standen, als der erste Ptolemaios das Land besetzte, mächtige und reiche Tempel neben dem Könige, denen die Anerkennung des königlichen Obereigentums erst abgerungen werden mußte. Ein beträchtlicher Teil des ägyptischen Ackerbodens hieß im engeren Sinne das „Königsland“; der König betrachtete es als sein persönliches Eigentum und bewirtschaftete es wie jeder Großgrundbesitzer durch Verpachtung. Königsbauern nannte man die Pächter des Königs. Rechtlich war der Landesherr frei, Pächter zu nehmen oder ihnen zu kündigen wie er wollte; aber auch hier standen Millionen ägyptischer Bauern zum Lande des Königs seit Alters in einem festen Verhältnis, das rechtlich als Pacht erschien, tatsächlich aber eine unverbrüchliche, uralte Lebensgestalt des Volkes war, denn diese Menschen wußten nichts andres, als daß es ihr Geschick sei, gleich ihren Ahnen und Vätern auf den Äckern des Königs zu schwitzen. Die Ptolemäer haben von der Möglichkeit, die Bestellung des Königslandes den Untertanen als Fron aufzulegen, noch sparsam Gebrauch gemacht, sondern nur manchmal ungünstige Pachtverträge aufgezwungen. Im

allgemeinen war es damals noch nicht schwer, Pächter zu finden, weil das Königsland die reichsten Felder umfaßte; eher möchte der Ägypter sich eifrig darum bemüht haben, wie denn auch Angebote beweisen, wieviel selbst nach Abzug der Pacht noch herausgewirtschaftet werden konnte. Die Königsbauern waren persönlich frei, aber auch wieder so eingeengt, daß unser Begriff der Freiheit nur halb auf sie paßt: mindestens zur Zeit der Saat und der Ernte streng an die Scholle gebunden, standen sie in ihrer gesamten landwirtschaftlichen Arbeit unter Aufsicht, die ihnen die Früchte, den Fruchtwechsel und die Brache vorschrieb. Obendrein hatten die Pachtverträge im Grunde nur den Schein freier Übereinkunft und wurden in der Regel vom Könige durch seine Beamten einseitig festgesetzt. Gerade die Gegenwart lehrt, wie ein solches Verhältnis rechtliche Freiheit mit tatsächlicher Knechtung vereinigen kann, und auch damals fanden die freien Arbeiter keinen andern Weg, sich dem Zwange zu entziehen oder bessere Bedingungen zu erringen, als die Verweigerung der Arbeit. Unter dem allmächtigen Minister Apollonios zur Zeit des Ptolemaios Philadelphos gab es im Faijum Nöte solcher Art, über die ein sehr breiter, aber höchst lehrreicher Rechtfertigungsbrief an den Gewaltigen in Alexandreia berichtet: „An Apollonios. Ich erhielt den Brief von dir am 14. Pachons von Zoïlos, worin du von deinem Erstaunen darüber schreibst, daß ich dir nichts zugeschickt habe über die Schätzung und die Ernte, mit Rücksicht auf die Saat. Bei mir traf es sich, daß ich am 16. Phamenoth nach Philadelphia kam und sofort an Zoïlos und Zopyrion und die Königsschreiber schrieb, sie sollten zu mir kommen, um deine Anordnungen ins Werk zu setzen. Zoïlos befand sich auf einer Rundreise mit Telestes und war deshalb unabkömmlich; aber die Königsschreiber und Paues, Zopyrions Beauftragter, kamen nach 12 Tagen zu mir. Als sie zusammen getroffen waren, begingen wir das Land und vermaßen es nach Bebauern und nach Fruchtzustand, 5 Tage lang. Als wir damit fertig waren, ließen wir die Bauern holen, eröffneten ihnen deinen Gnadenerlaß, gaben ihnen weitere Vermahnungen und forderten sie auf, eine Schätzung aufzustellen, wie du sie uns in der Denkschrift angegeben hattest, oder im Verein mit uns einen Plan und Verträge zu machen. Sie sagten im Augenblick, sie wollten es beraten und uns Bescheid geben; nach 4 Tagen aber setzten sie sich in den Tempel und sagten, sie würden weder im Guten noch im Bösen eine Schätzung aufstellen, sondern — sagten sie — sie würden die Saat im Stiche lassen; denn es bestehe zwischen dir und ihnen die Abrede, daß sie vom

Ertrage ein Drittel abliefern sollten. Ich und Damis redeten noch viel auf sie ein; da wir aber nichts schafften, gingen wir zu Zoïlos und ersuchten ihn mitzukommen; er erklärte sich aber für unabkömmlich beim Ablassen der Schiffer. Wir kehrten nun nach Philadelphia drei Tage später zurück, und da sie so, wie wir's in der Denkschrift hatten, eine Schätzung aufzustellen ablehnten und wir keinen Schritt weiter kamen, beschlossen wir, sie aufzufordern, eine Schätzung einzugeben, wie sie gerade jeden gut dünke. Sie reichten uns die ein, die wir dir früher geschickt haben. Als wir das ins Werk gesetzt hatten, beschäftigten wir uns damit, das Sesamland und das Buschland zusammen mit den Königsschreibern zu vermessen, die uns die Berechnung am 22. Pharmuthi übergeben haben. Du wirst also gut tun, uns keine Nachlässigkeit Schuld zu geben; denn wer dir dient, kann nicht nachlässig sein. Das wird dir klar werden, wenn das Getreide eingeerntet wird, ohne daß am Orte irgend welche Vorkehrung vorhanden wäre." Die Bauern nehmen ihre Zuflucht zum Asyl des Tempels, wo man Gewalt nicht gegen sie anwenden darf; und da man ihre Arbeit unbedingt braucht, muß schließlich der Staat mit ihnen verhandeln. Auch der unbeschränkte König stößt hier auf Grenzen seiner Allmacht.

Die Stellung der Königsbauern erscheint überhaupt als ein Gemisch völliger Abhängigkeit, völliger Unentbehrlichkeit, und doppelseitig sind auch die Vergünstigungen, die ihnen gewährt wurden: der Bauer soll sich nicht länger als zwanzig Tage in Alexandreia aufhalten, und wenn er mit Behörden zu tun hat, soll seine Sache binnen fünf Tagen erledigt werden; das Wandergericht der Chrematisten erspart ihm weite Reisen und trägt ihm das Recht auf sein Dorf oder doch wenigstens in erreichbare Nähe. Darin liegt ebenso ein Vorteil für den König wie für den Bauern: es wird ihm bequem gemacht, aber um so fester bindet man ihn an die Scholle. Ob die Königsbauern unter der sehr allgemeinen Bezeichnung „die unter der Verwaltung des Dioiketes stehen" mit begriffen werden, ob sie wirklich den ordentlichen Gerichten entzogen und der Beamtengerichtsbarkeit des Dioiketes untergeben wurden, ob es erst unter Euergetes II. oder schon früher geschah, geht aus den Verfügungen dieses Königs und seiner Nachfolger nicht ganz eindeutig hervor; jedenfalls aber wurde ihnen auch in dieser Beziehung etwa im Laufe des zweiten Jahrhunderts v. Chr. ein Vorrecht verliehen, das ebenso nützen wie schaden konnte. Ihre Abgabe an den Staat bestand in der Pacht, die in Artaben Weizen berechnet und gezahlt wurde. Im allgemeinen haben sie wohl in den Jahrhunderten der Ptole-

mäer geleistet, was man von ihnen erwartete. Allein schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. mußte die Regierung in besonderen Fällen alle Kräfte zur Bestellung des Königsgutes aufrufen. Die ausführenden Beamten gingen dabei so rücksichtslos und unterschiedslos zu Werke, daß die Betroffenen sich an ihre Verwandten bei den Leibgarden wandten und diese die nötigen Schritte taten. Die Regierung lenkte aus Angst vor den Kriegern und vor den Bauern sofort ein und sprach in einem langen Erlasse, einem Muster umständlichen Kanzleistiles, den Beamten scharfen Tadel aus wegen ihrer unverständigen Deutung und Anwendung des ursprünglichen Befehls, der doch, wie die Berichtigung selbst verrät, sich auf „alle Menschen", das „Volk" und die „Krieger" bezogen hatte. Das ist ein neues Beispiel für den Druck, den der Staat übte, wo er konnte, aber zurückzog, wenn er mußte, und eben damit ein Beispiel für die Not wie für die Macht der Bauern.

Seit dem Neuen Reiche war die Priesterschaft immer mächtiger, das Land der Götter immer größer geworden. Die persischen Satrapen freilich besaßen wenig Verständnis dafür und standen der gesamten ägyptischen Religion fern; aber die Ptolemäer entnahmen daraus mit Geschick die Veranlassung, die Sünden ihrer Vorgänger wieder gut und sich selbst beliebt zu machen. Nur sollte der Reichtum der Götter nicht gegen sie, sondern für sie arbeiten. Staatsrechtlich ergab es sich von selbst: da bildete das Götterland einen Teil des abgetretenen Königslandes. Der wahre Eigentümer, der König, überließ nur die Nutzung zum Teile den Göttern, und durch sie den Priestern. Aber in der Wirklichkeit mag es nicht leicht gewesen sein, den mächtigen und reichen Tempeln soviel zu entwinden, wie es den ersten Ptolemäern in der Tat gelungen ist. Sie fanden die richtige Form, die auf ägyptische Gemüter wirkte: der König war selbst der auf Erden wandelnde Gott und nahm als solcher in den Tempeln der alten großen Götter als Mitgott Platz, ganz innerhalb der damals geläufigen Anschauungen. Damit aber konnte er auch die Hand auf die Äcker der Götter legen, verwaltete sie nun wie Königsland, und wenn die Priester überhaupt noch mitreden durften, bestellten sie das Götterfeld für den König, der durch sein Eindringen in die Gottesverehrung dem Gotte die weltliche Last entwand. Über die Tempel in jeder Beziehung, vor allem aber über ihre Einnahmen wachte nun eine strenge Aufsicht, die dafür sorgte, daß der König seinen Vorteil davon hatte. Er wird freilich einen großen Teil dieser Einkünfte wieder für den Bau von Tempeln, für Feste und

heilige Bräuche ausgegeben haben, so daß nun in seinem Namen geschah, was eigentlich der Gott selbst leistete. Irgendwie mußten die Priester dafür entschädigt werden, daß die Tempeleinnahmen im Allgemeinen dem Staate zu Gute kamen; daher zahlte ihnen der Staat ein Gehalt wie seinen übrigen Beamten. Alles in Allem ein vollständiger Sieg des Königtums über die Priesterschaft, die nur Diener der Götter blieb, während der König Vertreter der Götter wurde.

Dem Faijum verleiht in den Jahrhunderten der Ptolemäer das Lehnsland der Krieger sein besonderes Gepräge, nicht nur weil der Zufall eine Menge von Urkunden erhalten hat, die sich darauf beziehen; es war wohl wirklich kein andrer Gau Ägyptens so reichlich davon durchsetzt, wenn sie auch keineswegs darauf beschränkt blieben. Wie wir gesehen haben, gewannen die ersten Könige hier durch großartige Entwässerungsarbeiten den Raum für ihre Söldner, die sie seßhaft machen wollten. Anfangs gab man ihnen, wie es scheint, vollwertiges Land, denn das Gut sollte den Mann erhalten und ihm ermöglichen, jeden Augenblick mit Pferd und Waffe für den König bereit zu sein. Als aber die kriegerischen Unternehmungen seltener wurden, vielleicht nach dem großen syrischen Feldzuge des ersten Euergetes, durfte man auf lange Heimatrast des Kriegers rechnen und ihm daher eine nachhaltige Arbeit an seinem Acker zumuten: man gab ihm jetzt mit Vorliebe Land geringeren Wertes, das er emporwirtschaften sollte. Der wirtschaftliche Vorteil des Königs tritt in den Vordergrund, und in dem Doppelwesen des Krieger-Bauern fiel auf den Bauern das Hauptgewicht. Anfänglich stand das unbedingte Verfügungsrecht des Königs über jedem Zweifel; er zog das Lehnsgut nicht nur im Todesfalle ein, sondern auch als Strafe. Allmählich aber erwuchs aus der Gewohnheit, das Gut dem Sohne des Lehnsmannes zu übertragen, ein Anspruch und daraus gegen Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. das volle Erbrecht der Nachkommen; war zuerst die Waffenfähigkeit des Lehnsfolgers noch Bedingung, weil die Kriegersiedlung gerade den kriegsfähigen Nachwuchs im Lande sichern sollte, so verschwand sie später ganz hinter der reinen Erbfolge. Im dritten Jahrhundert standen diese Krieger-Siedler dem Könige noch so nahe, daß sie in ihren Testamenten König und Königin zum Vormund ihrer minderjährigen Waisen bestellen durften, eben weil dem Könige selbst sehr viel an diesen Kriegerkindern lag. Aber die Siedlung wurde immer größer, verlor an Reinheit durch Vermischung mit den Ägyptern und nicht minder

durch die Angliederung ägyptischer Krieger, die der vierte Ptolemaios gegen Antiochos den Großen aufgeboten hatte und nicht mehr los wurde. Der angesehene Name der Kleruchen, die alte Bezeichnung der nichtägyptischen Lehnsleute, glitt zu den Ägyptern hinab, die mitten unter jenen vom Könige ihre Landlose erhielten, und der alte selbstbewußte Stamm nannte sich nun Katöken, das heißt etwa Siedler. Viele wurden wohl einzeln angesiedelt, aber auch Massenansiedlungen kamen öfters vor, namentlich im Zusammenhange mit Änderungen oder Verschiebungen der Heereseinheiten. Außer den Offizieren sorgte ein Stab von Beamten für die Verteilung der Landlose, und die Dorfschreiber hatten alle Hände voll zu tun, um ihre Bücher über die Zuweisungen der Lehnsgüter, über Steuern und Erträge daraus, so genau zu führen wie es offenbar die obersten Behörden in Alexandreia verlangten. Es gab Landlose von mehreren Hundert Aruren, freilich als Ausnahme; eine beträchtliche Gruppe bilden die Hundertarurenmänner, ihnen am nächsten kommen 80 und 70 Aruren, und von hier an steigt es abwärts bis zu den kleinen Tagelöhnergütern der Ägypter von fünf und sieben Aruren. Wie es scheint, hat der Staat im zweiten Jahrhundert überhaupt nur noch Lehen mäßiger Größe ausgegeben. Auch dies Feld der Kleruchen und Katöken, das sie sehr oft verpachteten und trotz allen Verboten sogar zu verkaufen suchten, wurde staatsrechtlich als abgetretenes Königsland betrachtet und stellte ursprünglich sogar dies Wesen besonders rein dar; aber im Laufe der Zeit verwandelte sich das Verhältnis in Erbpacht und in Besitz.

Als unbeschränkter Herr der ägyptischen Erde verlieh der König seinen Günstlingen, hohen Beamten, Feldherrn und Freunden größere Güter, die jene Landlose der Krieger weit übertrafen. Auch deren gab es gerade im Neulande des Faijums; am besten kennen wir das Schenkland — so nannte man solche Güter — des allmächtigen Ministers Apollonios, das ihm Philadelphos im Faijum und in der Gegend von Memphis anwies; ein Papyrusblatt hat Plan und Beschreibung des einen dieser großen Güter von 10000 Aruren bewahrt. Auch hieran behielt der König nicht nur das Obereigentum sondern führte sogar meistens die Bewirtschaftung und Verwaltung, so daß der Beschenkte eigentlich nur Einkünfte daraus zog, aber auf seinem Schenklande wenig zu sagen hatte. Der Privatbesitz am Boden scheint sich in dieser Zeit erst langsam zu bilden, zumal bei den Kleruchen und Katöken; am frühesten zeigt er sich nicht am Weizenlande, sondern an Gärten und an den

Baugrundstücken, die Ödland und daher sonst nutzlos waren. Was wir davon hören, gilt vom Faijum, vom Dorfe und vom Lande, wo neben dem guten Weizenboden alles übrige nur geringen Wert hat. Am ehesten hier mochte der König davon absehen, sein Obereigentum zu betonen; aber doch wohl nur in der Handhabung, nicht dem Rechte nach.

Neben allen diesen Arten des unmittelbaren und mittelbaren Königslandes fand sogar in Ägypten Grund und Boden Raum, der nicht königlich war, das Gemeindeland der selbständigen, freien Hellenenstädte. Der König hatte es geschenkt oder bewilligt, gewiß; aber er hatte es preisgegeben, und nun gehörte das Land von Alexandreia und von Ptolemaïs nicht mehr ihm, sondern der Bürgergemeinde, die er auf dem Papiere als freien Staat anerkannte, in Wirklichkeit freilich im Guten oder im Bösen nach seinem Willen zu lenken wußte. Auch das sogenannte Alexandrinerland, das später Gau war, bildete wohl von Hause aus einen Besitz der freien Stadtgemeinde oder der Stadtbürger. Immerhin bleibt es seltsam genug und ein Zeichen, wie hellenisch die Ptolemäer dachten oder denken konnten, daß in ihrem großen Gute Ägypten überhaupt Raum für Gemeindeland außerhalb jeden königlichen Rechts noch blieb.

Die Betrachtung der verschiedenen Bodenarten nach ihrer rechtlichen Stellung und nach ihrem Verhältnis zum Staate wird noch anschaulicher, wenn wir die allgemeinen Ergebnisse einmal am Einzelbeispiel angewandt sehen können. Wie sich im Ganzen Königsland und Götterland und was es sonst gab, dem Umfange nach zu einander verhielten, verrät uns zwar keine Urkunde, weil uns die großen Übersichten fehlen, die in Alexandreia lagen; aber vom Dorfe Kerkeosîris im südlichen Faijum wissen wir es für das Jahr 118 v. Chr. Damals bestanden die 4700 Aruren des Dorfgebietes aus $70\,{}^{3}/_{4}$ Aruren, die das Dorf selbst mit nächster Umgebung einnahm; die Tempel hatten $291\,{}^{7}/_{8}$, die Krieger-Siedler $1581\,{}^{11}/_{32}$ Aruren; die Gärten bedeckten $21\,{}^{1}/_{4}$, wovon 20 im Tempellande lagen, Weide am Wüstenrande $175\,{}^{5}/_{8}$. Reichlich die Hälfte des Ganzen war Königsland mit $2427\,{}^{19}/_{32}$ Aruren, darunter $268\,{}^{7}/_{8}$ salzhaltiger Boden, und endlich $169\,{}^{9}/_{10}$ Aruren, die wenig oder nichts trugen. Verallgemeinern dürfen wir nicht; aber ein Bild ergibt sich immerhin, und soviel auch an diesen Zahlen Zufall und Besonderheit eben dieses Dorfes sein mag, das Übergewicht des Königslandes und an zweiter Stelle die Bedeutung der Kleruchenäcker werden doch mindestens für das ganze Faijum gelten.

Kaiser Augustus änderte hier wie auf andern Gebieten mehr das Äußere als den Inhalt. Das bisherige Königsland ging ins Eigentum des römischen Volkes über und wurde nach dem stehenden Ausdrucke römischer Rechtssprache ager publicus; denn wie sehr auch der erste Kaiser die Provinz Ägypten dem Einflusse des Senats entzog und sich selbst vorbehielt, so dachte er doch viel zu römisch, um den ägyptischen Boden sich selbst anzueignen. Seltsamerweise behielt aber neben diesem Staatslande ein Teil den früheren Namen Königsland, der nunmehr keinen Sinn hatte, wenn er nicht etwa auf ein besonderes Verhältnis zum Nachfolger der Könige, das heißt zum Kaiser selbst, hindeuten sollte. Die ehemaligen Königsbauern blieben Pächter derselben Felder unter dem Namen der Staatsbauern, blieben so abhängig wie früher, wurden bei Saat und Ernte je nach dem Bedarfe von einer Flur auf die andre geschoben und noch weit strenger an die Scholle gebunden. Die Gegenwehr der Königszeit, Verweigerung der Arbeit, Zuflucht an heiliger Stätte, endlich die Empörung, die den Ptolemäern eine recht beträchtliche Rücksicht auf ihre Bauern abgenötigt hatten, fruchteten nichts mehr, denn die Römer ließen nicht mit sich spaßen und verfügten über eine Waffengewalt, die wenigstens in den ersten Jahrhunderten jeden Widerstand brach. Aber die rücksichtslose Ausbeutung der Staatsbauern rächte sich; Rom mochte drücken wie es wollte, immer mehr Land fand keinen Pächter, weil niemand mehr die Last übernehmen wollte und konnte, und was die Ptolemäer kaum je angewandt hatten, die Aufbürdung der Pacht durch Zwang, nahm zu. Dieselbe Not führte auf denselben Notbehelf in der Landwirtschaft wie im Staatsamt; Zwangsamt und Zwangspacht entsprachen sich, beide Zeichen des Niedergangs und der Hilflosigkeit. Die Bebauung staatlicher Ländereien wurde als staatliche Last bald einzelnen, bald einem Dorfe im Ganzen auferlegt, setzte aber leistungsfähige Landwirte voraus. Solche fanden sich nur unter den selbständigen Gutsbesitzern, deren Zahl allmählich gewachsen war. Besonders die Nachkommen der Krieger-Siedler waren nichts als Gutsbesitzer, seitdem Rom ihre Heerespflicht aufgehoben hatte; sie bildeten in der Kaiserzeit, im wesentlichen hellenischer Abstammung, einen Stand bevorzugter Grundherren, der nur noch in einigen Formen und in einer gewissen Geschlossenheit sein ehemaliges Wesen festhielt. Ihnen ähnlich, nur als Römer noch günstiger, standen die Veteranen des kaiserlichen Heeres, die sich im Faijum oder anderswo ein Gut zu verschaffen pflegten. Dieser wohlhabenden Besitzer bedurfte die römische Regierung, um

ihnen das unverpachtete Staatsland aufzubürden; sie mußte den selbständigen Grundbesitz fördern, der im Grunde ihrem Streben, alles für den Staat auszubeuten, durchaus entgegenstand. Es war ein vollendeter Widerspruch, denn indem der Staat das Amt wie die Pacht, um sie überhaupt zustande zu bringen, auf die wohlhabenden Besitzer abwälzte, erschöpfte er gerade sie und hob sich im Grunde selbst auf.

Auf dem Lande der Götter schaltete der Kaiser durch den Idiologos noch strenger als die Ptolemäer, und gerade Augustus scheint Reichtum wie Übermacht der Priester fühlbar gebeugt zu haben. Der Kaiser stand den ägyptischen Göttern ferner, und der Römer blieb der gesammten Stimmung dieses Glaubens fremd, wenn er auch klug genug war, die heilig-törichten Formen der Gottesverehrung zu schützen. Auch die Sitte des Schenklandes lebte fort, und die Kaiser belohnten treue Dienste jetzt gern mit einem Gute in Ägypten, wie uns vor allem das Faijum zeigt. Sie bedachten aber in erster Reihe sich selbst und ihr Haus; wahrscheinlich ließen sich die Angehörigen solche Güter übertragen, die einst die Großen des Ptolemäerhofes gehabt hatten, und andre vornehme Römer mögen unter kaiserlicher Begünstigung vorteilhaft gekauft haben. So gab es bei Euhemeria im Faijum Güter des Kaisers Caligula und seines Nachfolgers Claudius; vornehme römische Namen wie die „Kinder des Tiberius und der Livia“, der Tochter des Drusus Caesar, wechseln mit denen römisch gewordener Hellenen, eines Caius Julius Athenodoros oder Tiberius Calpurnius Tryphon; wir begegnen hier dem Freunde des Augustus und des Horaz, dem reichen Maecenas, später dem ernsthaften Seneca, vornehm gewordenen Sklaven des Herrschers, einem Claudius Doryphoros, der bei Nero fast allmächtig war, und dem Marcus Antonius Pallas, auch Frauen wie der Claudia Isidora. Man kann ihrer noch weit mehr aufzählen. Anfangs flossen die Reinerträge dieser Güter wirklich ihren Herren zu; aber schon früh wurden sie ins Kaisergut, den Fiskus eingezogen, bis sie endlich reiner Staatsbesitz wurden. Ihre alten Namen wahrten sie noch lange, als die ehemaligen Herren vergessen waren. Ihre Verwaltung lag wahrscheinlich zu allen Zeiten in den Händen des Staates ebenso wie die ihres Vorgängers, des ptolemäischen Schenklandes. Wie der selbständige Grundbesitz schon um die Mitte des zweiten christlichen Jahrhunderts wuchs und alles andre überwucherte, lehrt ein Blick auf das Dorf Theadelphia im westlichen Faijum, das wir gut kennen: hier stand neun Zehnteln ortsangehöriger Besitzer, meistens wohl hellenischen Katöken,

ein Zehntel gegenüber, das Römer und Alexandriner enthielt; aber dies eine Zehntel besaß ungefähr die Hälfte des Acker-, Wein- und Gartenlandes um das Dorf her; das sind deutliche Ansätze zum Großgrundbesitze. Freilich erst der wirtschaftliche und staatliche Zusammenbruch im dritten Jahrhundert führte ihn zum entscheidenden Siege: nur der große Landwirt konnte die schlechten Zeiten, die Entwertung des Geldes und die maßlose Teuerung überstehen, ja noch Kraft daraus ziehen, weil seine Grundlage, der Boden, nur kostbarer wurde. Das Staatsland scheint etwa im Laufe des vierten Jahrhunderts von den großen Herren geradezu aufgesogen worden zu sein, und der kleine Bauer sah nun keine andre Möglichkeit des Lebens als den Schutz des Großgrundbesitzers. So bildete sich ein Verhältnis der Abhängigkeit, das den ehemals freien Bauern in einen Hörigen verwandelte, und wie sehr auch der byzantinische Staat sich sträubte, er mußte im Anfange des fünften Jahrhunderts die Hörigkeit der Bauern und zugleich die Hoheit des neuen Grundadels anerkennen, dem er seinen Untertanen gegenüber gewisse Rechte des Staates abtrat. Damit rissen die Herren einen Teil der Staatsgewalt an sich, bildeten Staaten im Staate und führten zu Verhältnissen, die an das Mittlere Reich Ägyptens erinnern und auf das Mittelalter Europas vorausdeuten. Eine Folge der furchtbaren Teuerung, die über unsere Gegenwart noch weit hinausgeht, war die Rückkehr zu vereinfachter Wirtschaft; wer es konnte, zahlte nicht mehr in Geld, sondern in lebensnotwendiger Ware, aber nur der Großgrundbesitzer konnte es. Er bedurfte der Myriaden von Drachmen nicht, die man für irgend einen bescheidenen Gegenstand anlegen mußte, denn sein Gut erzeugte selbst alles, was er brauchte; diese Rückkehr zur Natur zerstörte das reich entfaltete Wirtschaftsleben der Kaiserzeit, aber den Großgrundbesitzern nützte sie. Ein Haus wie die Apionen, die im sechsten Jahrhundert im mittleren Ägypten große Güter hatten und geradezu wie Fürsten dastanden, bildete eine selbstgenugsame und deshalb unabhängige Einheit jeder staatlichen und wirtschaftlichen Macht gegenüber. Die Städte, die ihr Gemeindeland die Kaiserzeit hindurch behielten, die Metropolen, die mit der Stadtfreiheit auch städtisches Land gewannen, behaupteten sich nur mühsam neben diesem übermächtigen Grundadel der byzantinischen Zeit. Mehrere Urkunden lassen uns in den großartigen Gutsbetrieb der Apionen, der „Erben des Apion, ruhmvollen Angedenkens, des gewesenen Oberpatricius“, einen Blick werfen: da finden wir nicht nur einen eignen Güterdirektor, der auch die Gutsbeamten anstellt, sondern auch einen „glanzvollsten

Kassenwart des preislichen Hauses", dem der neue Steuererheber, übrigens ein christlicher Diakon, die Geldabgaben der untertänigen Bauern zuführt „gemäß der mir von den ehrwürdigen Schriftwarten ihres preislichen Hauses ausgehändigten Hebeliste", während er die Getreideabgabe den Schiffsführern des Gutes überliefert, denn die Apionen besaßen eine eigne Getreideflotte. Wir ziehen den byzantinischen Stilschwulst völlig ab; es bleibt das Bild eines ausgedehnten Gutsbetriebes und einer höchst vornehmen Herrenfamilie mit dem Titel „eure Erhabenheit", die unerreichbar weit über ihren Beamten und Hörigen steht.

Wem kam die rücksichtslose Ausbeutung des ägyptischen Bodens zugute? Noch unter den Ptolemäern wenigstens zum Teile dem Lande selbst. Allerdings brauchte der königliche Hof viel für sich, und der Glanz Alexandreias nützte im Grunde dem hart arbeitenden Fellachen ebensowenig wie das Streben der Herrscher nach der entscheidenden Macht im hellenischen Meere, die beide mit dem Erlöse des ägyptischen Weizens bestritten wurden; aber der angelockte und geförderte Geldverkehr brachte doch auch etwas nach Ägypten selbst. Der Kaiser dagegen betrachtete Ägypten von vornherein als Brotversorgung Roms und hielt es eben deshalb so fest in der Hand; wer Ägypten hatte, beherrschte die Reichshauptstadt, und mehr als einmal hing wirklich die Entscheidung streitender Thronbewerber daran. Als die Reichsregierung nach Byzantion übersiedelte und das konstantinische Neurom am Bosporus Hauptstadt wurde, mußte Ägypten dorthin liefern, freilich ohne den Ansprüchen genügen zu können; es war so erschöpft, daß schon vorher Diokletian seine Forderung zu Gunsten Alexandreias eingeschränkt hatte. Gerade die äußerste wirtschaftliche Anspannung, die das römische Reich durch Jahrhunderte verlangte, hat Ägyptens Wirtschaft zu Grunde gerichtet; wo die verzweifelten Mittel endeten, haben wir gesehen.

Wer vom Betrieb der ägyptischen Landwirtschaft sachverständig zu erzählen wüßte, könnte ein ungewöhnlich reizvolles Bild geben. Selbst die lückenhafte und ungleichmäßige Überlieferung würde genügen, wenn man die reichen Darstellungen Altägyptens heranzöge und aus dem gegenwärtigen Verfahren lernte, das in vielen Punkten gleich geblieben ist. Aber nur ein erfahrener Landwirt vermöchte alles richtig zu deuten und zu ordnen. Hier darf deshalb nur ein Versuch folgen, der soweit geht, wie es ohne Kenntnis des Fachs möglich ist.

Die entscheidende Erscheinung für Ägyptens Ackerbau war und ist die Überschwemmung des Nils, die etwa von Juli bis Dezember

steigend und fallend währt. Noch heute, wo durch den großen Stausee bei Schellal mit seinem Sperrdamm und die nördlichen Dämme bei Esne, Assiut und Kairo die Überflutung geregelt und gleichmäßiger verteilt wird, noch heute erscheint Ägypten zur Zeit der Überschwemmung als ein See, aus dem palmenumbuschte Dörfer und langgestreckte Dämme nur so eben aufschauen. Einheitlicher und größer war die Überflutung vor jenen neuesten Kunstbauten, die weniger dem Weizen als der Baumwolle zugute kommen, denn diese zieht dem Wechsel der Bewässerung das Gleichmaß vor; der Stausee kann das ganze Jahr hindurch Wasser abgeben. Ohne Frage stand der Nil vor Jahrtausenden beträchtlich höher, auch noch zu Zeiten ältester Erinnerung; ungleich aber trat immer die Überschwemmung auf, die ja vom Quellgebiet des Nils im Innern Afrikas abhängt. Reichliche Flut war Segen, spärliche aber Not; jedoch konnte sogar die Beflutung durch Übermaß schaden, wenn sie zu lange auf den Feldern stehen blieb. Seit alter Zeit waren Nilmesser durch das Land verteilt, an denen man den Stand der Überschwemmung äußerst genau ablesen konnte; noch sieht man ihn an der Insel Elefantine gegenüber Assuan so wie ihn vor fast 2000 Jahren Strabon gesehen und beschrieben hat. Von oben nach unten wurde der Flutstand und sein Steigen gemeldet, und die Regierung wie die Bauern wußten aus vieltausendjähriger Erfahrung, was diese Zahlen bedeuteten, und wie sie sich darauf einrichten sollten. Aber abgesehen von den Unregelmäßigkeiten gab es doch mittlere Nilhöhen und Überschwemmungshöhen, wonach man die Güte des Bodens schätzen konnte: wurde er bei einer gewöhnlichen Überschwemmung lange genug bewässert, so galt er als vollwertiges, gutes Land; dagegen rückten Grundstücke in eine tiefere Reihe, wenn sie der Überschwemmung überhaupt nicht erreichbar oder im Augenblick bei geringer Flut unerreichbar oder etwa überlange unter Wasser waren. Gegen den letzten Fall ließ sich kaum etwas tun; jenem dagegen half man durch künstliche Bewässerung ab. Der Unterschied der Flachfelder und Hochfelder lebt bis auf den heutigen Tag in den arabischen Bezeichnungen Râi und Scharâqi fort, denn er ist eine Grundeigenheit des Landes. Hochfelder gab es in größerer Entfernung vom Nil, nach der steigenden Wüste hin, aber auch im Stromtale selbst, etwa auf Schüttungen fernster Jahrtausende. Soweit sie nicht durch menschliche Wohnungen besetzt wurden, bebaute man sie, denn Ägypten ließ nichts unbenutzt.

Vom Strom oder einem Kanale aus führten Hebewerke das Wasser auf die Hochfelder; hier stand es eine Weile, wurde dann aufs Nachbargrundstück abgelassen, und sein Rest kehrte endlich in den Nil selbst oder den Kanal zurück. Heute sind mehrere Hebewerke üblich, in zwei Grundformen: das große Schöpfrad, die sâkije, wird von Tieren gedreht, von ausgedienten oder blinden Kamelen, Pferden, Büffeln oder Eseln; aber den schadûf, den Schöpfeimer, bedient ein Mann, der in Oberägypten seine schwere Arbeit nackt zu tun pflegt. Vom Kanale bis hinauf auf das Hochfeld werden an der Böschung über einander Schöpfeimer geordnet: auf einer senkrechten Stütze ruht beweglich ein Querbalken, dessen eines Ende den Eimer trägt, während das andre mit einem dicken Klumpen Nilschlamm beschwert wird. Der mit Wasser gefüllte Eimer wird in eine höher gegrabene Vertiefung geleert, aus dieser schöpft der nächst höhere Eimer und entleert sich wieder ein Stück höher, bis der Acker erreicht ist. Eine ganze Anzahl von Eimern kann so in Stufen gereiht werden; es geht freilich viel Wasser verloren, aber die Herrichtung ist leicht, denn ein paar Baumäste genügen, und die Stütze ersetzt das holzarme Ägypten manchmal durch eine rohe Säule aus Nilschlamm, den Eimer durch einen irdenen Topf. Um dem bedienenden Manne die Arbeit zu erleichtern, tritt oft auf dem Querbaum stehend ein Knabe die Arme des Balkens wechselnd auf und nieder. Neuerdings hat man mit Erfolg im Großen die Bewässerung öder Strecken bei Kom Ombo weit im Süden des Landes unternommen, weil dort, wo die Wüste den Nil fast erreicht, einige Kilometer entfernt unter dem Sande verschüttet uralter Überschwemmungsschlamm lag aus einer Zeit, als die Flut noch beträchtlich höher stieg. Gewaltige Maschinen saugen und heben das Nilwasser, um es dorthin zu führen, wo es den Schlamm der Urzeit wieder befruchtet und üppige Felder an Stelle der Wüste erzeugt. Aber dies ist doch Ausnahme.

Steht das Wasser Monate lang über den Feldern, so überdeckt der Schlamm auch die Raine und kleinen Grenzgräben; tritt es zurück, so sind sie unkenntlich. Diese einfache Tatsache hat die Ägypter zur genauesten Vermessung der Felder gezwungen; mit ihren amtlichen Listen darüber und mit der Flurkarte in der Hand begingen die Dorfbeamten die Felder und stellten die Grenzen wieder her. Man begreift nun, daß der Feldmesser in diesem Lande unentbehrlich war und ständig zu tun hatte, denn er war der eigentlich Sachverständige. Die Alten selbst haben ganz richtig den Kataster für eine Erfindung der Ägypter erklärt und mit der Überschwemmung in

Beziehung gesetzt, denn sie zwang zu den peinlichsten Buchungen des Grundbesitzes, sollte nicht aller Besitz unsicher werden. Jedes Dorf bedurfte seiner, aus den Dörfern flossen die nötigen Angaben für den Gaukataster in der Gaustadt beim Königsschreiber zusammen, und endlich umfaßte der Hauptkataster in Alexandreia das ganze Land. Um ihn auf der Höhe zu halten, waren laufende Berichtigungen und häufige Besichtigungen an Ort und Stelle nötig, von denen die Urkunden öfters berichten. Besser als Worte zeigt es ein Beispiel: eine 6 Meter lange Papyrusrolle enthält Aufzeichnungen über das Reben- und Gartenland der Dörfer Theadelphia und Euhemeria im Faijum etwa ums Jahr 150 n. Chr., die auf dem Kataster beruhen. Da heißt es: „Ninnas in Euhemeria, vorher Besitz der Tamaron, Tochter des Herakleides, vorher Besitz des Gaius Musonius Maron: Rebenland unter Sechstelabgabe Aruren $1\frac{1}{2}$ $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{32}$, weintragend Aruren $1\frac{1}{4}$ $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{16}$, Palmland Aruren $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{16}$ $\frac{1}{32}$. Rebenlandsteuer Kupfer 4325, Gartensteuer Kupfer 315, Fronablösung Kupfer 235, Zuschlag Kupfer 975, Grundsteuer Kupfer 3235, Zuschlag Kupfer 250, Wechselgebühr 160, Summe Kupfer 1 Talent 3495, in Silberdrachmen 31, 4 Obolen". Und so geht es weiter. Alle Abgaben werden in Kupfer berechnet, das damals zum Silber wie 1:300 stand. Die Aruren wurden bis auf kleine Bruchteile genau vermessen und berechnet. Diese Brüche aber stehen neben einander, weil die hellenische Rechnungsweise außer $\frac{2}{3}$ und $\frac{3}{4}$ nur Brüche mit dem Nenner 1 schreiben konnte. Dies hat wohl auch die hellenischen Schreiber gehindert, solche Aufstellungen nach unserer Art unter einander zu setzen und damit übersichtlicher zu gestalten; da Zahlen und Brüche mit Buchstaben geschrieben wurden, hätte es nicht viel genützt. Mit der Fronablösung ist die Befreiung von der Dammarbeit gemeint, die man durch Geld erlangen konnte, wenn man nicht selbst Hand anlegen wollte.

Je mehr das Niltal sich nach Norden hin ausbreitet, um so größer wurde die Zahl der Kanäle, die nach beiden Seiten das Wasser den ferneren Feldern zuführten. Was die genauen Karten von heute zeigen, ein Netz von Kanälen, dürfen wir auch als Bild des alten Ägypten betrachten; Tausende von großen und kleinen Wasseradern gliedern zusammen mit den begleitenden Dämmen das Land. Dämme gehen aber nicht nur am Strome und an den großen Kanälen entlang, sondern grenzen auch ausgedehnte Felder ab, um bei der Überschwemmung die Flut zu beschränken und Verbindungswege zu sichern. „Umdammungen" nannte man solche

eingedämmte Flächen, und mehrere sich rechtwinklig schneidende Linien bezeichneten als Schriftbild seit Alters den Gau. Die Dämme richtig zu bauen, die Steile ihrer Böschung, Breite des Grundes und Breite der Höhe, widerstandsfähige Schüttung, dies alles bildete eine besondere Kunst, von der wir gerade aus dem Faijum hier und da Näheres erfahren, weil hier im Anfange der Ptolemäerzeit die Wasserarbeiten im Großen durchgeführt wurden, während es sich sonst mehr um Erhaltung des Vorhandenen handelt. Kleon und nach ihm Theodoros leiteten damals die Anlagen im Faijum, die den Ackerboden für die Krieger-Siedler gewinnen sollten. In den Urkunden führen diese Männer die Bezeichnung des Architekten, wir aber nennen sie mit Recht Wasserbaumeister. Wo vom Hauptkanale ein Nebenkanal abzweigt, mußte der Damm unterbrochen und eine Brücke gelegt werden; zur richtigen Verteilung des Wassers wurden Schleusen nötig, und alle diese Arbeiten pflegte der Staat nicht selbst auszuführen, sondern an Unternehmer zu vergeben. Das geschah im Faijum so wie in Memphis, woher wir noch das Angebot eines Unternehmers besitzen: er will die Dämme so weit erhöhen, daß sie über den Überschwemmungshöhen der letzten Jahre bleiben. Denn darauf kam es hier am Nile vornehmlich an, der großen Flut die Spitze zu bieten. Wer das Gebiet des alten Memphis zur Überschwemmungszeit auf den Dämmen durchritten hat, versteht jenes Papyrusblatt unmittelbar.

Im Faijum drohte die Überschwemmung keine Gefahr, aber es gab doch auch hier dieselben Arbeiten, nach den einmaligen die dauernden: die Dämme in gutem Stande, die Kanäle rein zu erhalten. Die letzten Ptolemäer haben es wie in allem so wohl auch hier an Nachdruck fehlen lassen oder gar nicht mehr die Macht dazu gehabt: jedenfalls begann Kaiser Augustus die Verwaltung Ägyptens mit einer gründlichen Reinigung der Kanäle, und auch später kam die Regierung von Neuem darauf zurück, weil davon zuerst der Ertrag der Provinz abhing. Die Arbeit an Dämmen und Kanälen lastete als Fron auf der ägyptischen Bevölkerung, die sich freilich gern loskaufte; die bevorrechteten Hellenen waren ohne weiteres davon frei. Wenn der Staat trotzdem lieber mit Unternehmern abschloß, so lag dem vielleicht dieselbe Wahrnehmung zu Grunde, die heute oft gemacht wird, daß der Unternehmer seinen Arbeitskräften mehr zumuten kann als das Gemeinwesen, das über das Dienstverhältnis hinaus vielfach gebunden ist. Aber der Staat versuchte es immer wieder, war es doch für ihn eine Lebensfrage. Im Jahre 276 n. Chr. schrieb der Finanzminister Ulpius Aurelius an die

Strategen der sieben Gaue und des Arsinoitischen Gaus: „Da die Zeit für die Herstellung der Dämme und die Reinigung der Kanäle gekommen ist, habe ich für nötig erachtet, euch durch dieses Schreiben zu befehlen, daß alle Bauern diese Arbeiten nunmehr mit allem Eifer ausführen sollen, jeder was auf ihn entfällt, zum Wohle des Staates und aller wie jedes Einzelnen; denn daß der Segen dieser Arbeiten allen bewußt ist, davon bin ich überzeugt. Daher sollt ihr, die Strategen und Zehnmänner, darauf Bedacht nehmen, alle zur Teilnahme an dieser höchst nötigen Arbeit anzuhalten und aus den Gemeindebeamten oder auch den Privatleuten die hierfür gewohnheitsmäßig erlesenen Aufseher wählen zu lassen, die alle nötigen sollen, die gehörigen Arbeiten persönlich abzuleisten nach der Bestimmung die in dem Verteilungsplan enthalten ist, ohne Mißgunst oder Gunst, damit die Dämme auf die festgesetzte Höhe und Breite gebracht und die Bruchstellen gedichtet werden, um der kommenden Flut des hochheiligen Nils — sie sei gesegnet — widerstehen zu können, und damit die Kanäle bis zu den sogenannten Flutmessern und der gewöhnlichen Weite gereinigt werden, um den bevorstehenden Einstrom des Wassers für die Benetzung der Felder leicht aufnehmen zu können, was zum allgemeinen Besten dient; daß man aber von keinem unter keinen Umständen an Stelle der Arbeit Geld eintreiben soll. Denn wer so etwas zu versuchen wagt oder die Anordnungen mißachtet, soll wissen, daß er als Schädling für Maßnahmen zum Wohle ganz Ägyptens nicht nur Geld sondern sein Leben selbst aufs Spiel setzt." Vielleicht erinnerte die Regierung in jedem Jahre vor der Überschwemmung an die notwendigen Arbeiten und Dammwachen, an die Auswahl der Aufsichtsbeamten und der Ausschüsse, die Dämme und Kanäle besichtigen sollten; aber es kam doch ganz darauf an, wie solche Befehle ausgeführt wurden. Gerade aus dem Erlasse des Ulpius Aurelius hört man heraus, daß es nicht zum Besten stand, und ganz unabhängige Zeugnisse stimmen damit überein. Schlechte Ernten freilich kamen auch früher vor, schon unter den Ptolemäern, so schlecht, daß Ägypten syrischen Weizen kaufen oder das Getreidegeschenk Siziliens annehmen mußte. Aber im dritten Jahrhundert n. Chr. wird der Rückgang zum dauernden Zustande; die Ursachen haben wir uns bereits klar gemacht. Am unmittelbarsten wirkten sie auf die Pflege der Dämme und Kanäle, die beständig beobachtet und erhalten sein wollten. Geschah es nicht, so verschlammten die Wasserarme, die Überschwemmung brach durch, riß alles fort, übergoß es mit Schlamm und blieb in übermäßiger Höhe stehen; an den Wüsten=

rändern dagegen drang die Wüste vor und begrub Feld wie Kanal unter ihrem rasch vorschreitenden Sande. Gerade hier wird die Vernachlässigung am deutlichsten, die Bauern verlassen ihre Dörfer zuerst, um dem Zwange zur Bestellung des Staatslandes zu entgehen; die wenigen Zurückgebliebenen, in einem Falle zehn von fünfundachtzig, sollen alles leisten, ohne es zu können, ihre Felder veröden, endlich gehen sie auf und davon. Die Randgebiete des Faijum, die im dritten Jahrhundert v. Chr. erst dem Landbau erobert worden waren, begannen fünfhundert Jahre später, für künftige Altertumsforscher wertvoll, das heißt leere sandverschüttete Trümmerstätten zu werden. Die byzantinischen Kaiser brachten sie nicht wieder in die Höhe wie die Urkunden zeigen, denn aus den Randgebieten stammen fast nur Papyrusblätter, die spätestens ins vierte Jahrhundert n. Chr. hinein reichen, während Arsinoë, die Gaustadt, uns gerade aus den folgenden Zeiten viel schriftlichen Nachlaß geschenkt hat. Vielleicht vermochten die ägyptischen Kalifen noch etwas zu tun; aber im allgemeinen scheint hier erst in der Gegenwart der Kampf mit der Wüste wieder begonnen zu haben, der schwer und langwierig sein wird.

Ägyptens Reichtum war der Weizen, und keine Feldfrucht wird so oft erwähnt; alles übrige bleibt weit dahinter zurück. Die Abgaben werden auch dann, wenn sie in andrer Feldfrucht geschehen, oft auf Weizen umgerechnet, weil die Weizenartabe ein ähnlich allgemeines Zahlungsmittel war wie die Münze und kaum irgendwo so stark wie in Ägypten der Geldwirtschaft das Gegengewicht hielt. Heute nimmt die Baumwolle, die der große Pascha Mohammed Ali eingeführt hat, immer breiteren Raum ein, und da die Bewässerung ihr angepaßt wird, kann der Weizenbau sogar in Gefahr geraten. Den zweiten Platz scheint im Altertum die Gerste innegehabt zu haben, denn auch sie begegnet manchmal in Rechnungen neben dem Weizen in solcher Weise, daß man die Zusammenziehung verschiedener Feldfrüchte vermutet. Näheres wissen wir nur aus dem Faijum, und ob man von hier Ergebnisse für ganz Ägypten ableiten darf, bleibt durchaus eine Frage. Immerhin verdient es Beachtung, wenn die Abgaben des Dorfes Tebtynis im Süden des Faijum gegen Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. auf 4987 $^1/_2$ $^1/_3$ $^1/_{12}$ Weizenartaben und 266 $^1/_3$ $^1/_{12}$ $^3/_{96}$ Gersteartaben berechnet werden; die Erträge lauteten selbstverständlich viel höher. Sicherlich befanden sich darunter auch andre Früchte als Weizen und Gerste. Ziemlich selten begegnet die Olyra, die man mit dem heute verbreiteten Durra-Getreide gleichsetzt. Von Mais ist ebensowenig

die Rede wie von Reis, die beide jetzt in Ägypten gebaut werden. Der große Bedarf an Öl zwang zum Anbau von allerlei Ölpflanzen, den wir gerade fürs Faijum und vor allem aus dem großen Gesetz über das Ölmonopol unter Ptolemäios Philadelphos kennen; die Regierung wollte sich vom syrischen Öle befreien und nötigte daher Ägypten zum Anbau des unentbehrlichen Lebensmittels, ohne die Güte des Olivenöls zu erreichen. Dieses selbst wurde nur versuchsweise angebaut und ist nicht recht heimisch geworden. Dagegen zogen die Fellachen überall Gemüse, Bohnen und Schoten, Gurken, Kürbisse, verschiedenes Kraut, Rettig und Rüben, Zwiebeln und Knoblauch, dazu auch Kostbarkeiten wie Artischocken; gewiß fand man sie wie heute am ehesten in den Gärten der begüterten Dorfvorsteher und der größeren Grundbesitzer. Auch der Weinbau, der damals nicht nur bei Alexandreia und weit oben in der Thebais blühte, sondern auch im Faijum keine Seltenheit war, gehörte so gut zu den wesentlichen Erzeugnissen des Landes wie die Dattel der großen Palme. Wer auf der Reise durch Ägypten noch die europäische Landschaft im Sinne trägt, vermißt die Wiese. Wo das Fruchtland aufhört, beginnt ohne Übergang die tote Wüste, ja sie schiebt sich manchmal weit hinein; so fett und tief die wachsenden Felder glänzen, so öde ist der gedörrte graubraune Boden neben ihnen. Das gibt der ägyptischen Landschaft, die schon in den großen Flächen der Wüste und des Himmels das klarste Gelb und Blau enthält, auch im Fruchtlande starke Gegensätze, denen die gemütvollen Übergänge deutscher Landschaftstöne fehlen; zur Überschwemmungszeit, zur Erntezeit sind es andre Farben, immer aber Wirkungen von einer Reinheit, die der Norden nicht kennt.

Im Großen und Ganzen tat die Überschwemmung das Ihrige und befruchtete das Land; wo sie nicht ausreichte oder ausblieb, wo sie besonderen Aufgaben nicht genügte, half der Bauer mit allerlei Dungmitteln nach. Taubenmist schätzte er hoch, und vielleicht gerade deshalb zog er mit Vorliebe die Tauben. Das Salz der Wüste und ihrer Grenzgebiete kam an den Rändern in Betracht, wo die Kanäle mit ihrer Wasserzufuhr nicht mehr ausreichten; aber es war offenbar auch außerhalb Ägyptens wohl bekannt, denn nur so wird Jesu Anrede an seine Jünger verständlich: „ihr seid das Salz der Erde“. Heute holen die Fellachen aus den zerfallenen Häusern alter Ortschaften und aus den Schutthügeln neben den alten Siedlungen den sogenannten Sebbach, die verwitterten Überreste alles dessen, was man einst zum Unrat warf, alter Töpfe, Kleider, Decken, Schuhe, alter Bücher, Urkunden und Briefe; je

völliger sie zerstört sind, um so besser wirkt diese dunkle, einheitliche Erde als Dungmittel. Sie scheinen es aber, wenn wir ein paar Sätze richtig deuten, bereits in der römischen Kaiserzeit getan zu haben, ein Zeichen, daß damals schon alte Siedlungen leer standen. Im Niltale selbst mochte der Sebbach meistens entbehrlich bleiben, aber im Faijum, zumal nach seinem Rande hin, brauchte man ihn unbedingt, wie er denn auch heute noch eifrig zu Tage gefördert wird; denn diese Landschaft genießt nicht eine so reichliche Bewässerung wie das eigentliche Niltal. Sie hat größere Landflächen und muß mit dem Wasser mehr Haus halten, hat dafür allerdings auch den Vorteil der gleichmäßigeren Bewässerung und braucht die Überflutung nicht so zu fürchten.

Wie gesät und geerntet, bewässert und gepflügt wurde, gehört nicht in eine Darstellung der hellenischen und römischen Zeit Ägyptens, denn es ist seit Jahrtausenden gleich geblieben; auch die rohen Ackergeräte haben sich kaum verändert. Die Bilder altägyptischer Gräber schildern gern den Landbau; vergleicht man damit die Gegenwart, so ergibt sich eine Vorstellung des Ackerbaus, die annähernd das Verfahren der alten Zeit spiegelt. Vielleicht darf man nur für die Jahrhunderte, die uns hier angehen, etwas bessere Wirtschaft und auch besseres Ackergerät vermuten, da hellenischer Erfindungsgeist und hellenische Tatkraft die unermüdliche Zähigkeit der Fellachen unterstützt haben wird; forderte doch namentlich Rom das Aufgebot aller Kräfte und Mittel. Für die Aussaat rechnete man etwa eine Artabe auf die Arure, und häufig mußte der Eigentümer, sei es der Staat oder ein Einzelner, dem Bauern, seinem Pächter, das Saatkorn vorschießen; oder der Fellache beschaffte es sich als Darlehn. Der Ertrag stieg zum Mehrfachen an; wenn die Pacht vier oder sieben oder zehn Artaben von der Arure beträgt, so läßt sich die Ernte einigermaßen schätzen. Aber eine gültige Regeln liefern alle unsere Urkunden nicht, so vielseitig sie sind; dazu waren die Felder zu verschieden und die Überschwemmung zu unberechenbar. Die berühmten Ernten Ägyptens kamen zustande, weil meistens zweimal im Jahre geerntet werden konnte; jedoch sprechen die Urkunden fast stets von der Frühsommerernte im April, wenn sie die Zahlung der Pachten auf Mai bis Juni, den ägyptischen Monat Payni, ansetzen. So fett der Boden war, so stark ihn das Nilwasser befruchtete, unerschöpflich war er nicht; man schonte ihn durch geeigneten Fruchtwechsel und durch Brache. Der Staat gab hierüber seinen Pächtern genaue Anweisung, aber auch der Einzelbesitzer pflegte im Pachtvertrage bestimmte Feldfrüchte

wenigstens für Beginn und Ende der Pachtfrist vorzuschreiben. Auf diese Weise suchte man dem Acker Erholung zu gewähren und ihn zugleich empor zu wirtschaften, und zwar dienten alle Pflanzungen, auch Gartenbau und Weinbau, dem einen Ziele, auf den Weizen vorzubereiten. Die Pachten laufen in der Regel nur auf wenige Jahre, vielleicht weil sich auf längere Zeit die Ertragsfähigkeit nicht recht überblicken ließ und beide Teile auf ein vorteilhaftes Abkommen rechneten. Diese Züge und hundert andre, die ohne Zweifel dem kundigen Landwirte viel sagen könnten, sind weniger in den amtlichen Aufstellungen der Dorfschreiber zu finden, obwohl auch daraus viel zu gewinnen wäre, als in den Pachtverträgen und den kleinen und großen Wirtschaftsbüchern, die von der Ptolemäerzeit bis in die byzantinische hinein reichen. Sie gehören ins Faijum, viele auch in den weiter südlich gelegenen Gau von Oxyrhynchos, einige ins Delta, und da sie trotz Unterschieden im Einzelnen doch im Ganzen dasselbe Bild ergeben, darf man sich den landwirtschaftlichen Betrieb in ganz Ägypten ungefähr gleich vorstellen.

Auf den Dörfern unterhielt der Staat einen Speicher, eine große Anlage mit Wirtschaftsgebäuden und Höfen; altägyptische Grabgemälde zeigen ungefähr, wie er auch in der hellenisch-römischen Zeit ausgesehen haben mag. Staatliche Beamte führten die Aufsicht darüber. Hierhin brachte der Bauer sein gedroschenes Korn, wobei er den eignen Speicher sparte, und ließ sich die abgelieferte Menge bescheinigen. Wie es scheint, wurde das Getreide nur nach Jahrgängen, nicht nach Grundstücken im Speicher getrennt gehalten; das war nur möglich, wenn die Güte ungefähr gleich gelten durfte. Auffällige Unterschiede werden die Aufsichtsbeamten nicht übergangen haben. Aus diesem Guthaben des Landwirts wurde zunächst seine Abgabe an den Staat gedeckt, war er Staatspächter als Pacht, war er selbständig als Steuer; und seine Leistung erschien äußerlich in der Gestalt, daß ihm der Betrag in Weizenartaben buchmäßig von seinem Guthaben abgeschrieben wurde. Der Rest blieb zu seiner Verfügung; er konnte ihn für sich verbrauchen, aber auch seine Schulden an andre, deren Weizenguthaben auf demselben Speicher lag, durch Übertragung wiederum buchmäßig begleichen. Was im Geldverkehre die Banken, leistete der Staatsspeicher im Getreideverkehre. Er sicherte vor allem dem Staate das, was ihm zukam, half aber auch verständnisvoll dem Bauern, indem er ihm Zahlungen in Weizen ermöglichte an Stelle von Geldzahlungen, die für den Landmann stets unvorteilhaft sind,

weil er zwar Getreide hat, Geld aber erst durch Getreide kaufen muß. Wie sehr diese Einrichtung den Warenverkehr gegen die Übersteigerung des Geldverkehrs schützte, wieviel bares Geld sie sparte, wie sie dem Staate Gewähr bot und dem Landmann Kosten und Mühe verringerte, liegt auf der Hand.

Vom Dorfspeicher mußte das Getreide, das als Abgabe dem Staate zukam, nach Alexandreia befördert werden. In den meisten Gauen konnte das durch Kanäle zum Nil geschehen; aber das Faijum hatte beträchtliche Landstrecken und nur wenig schiffbare Kanäle. Daher wurden hier die Esel beladen, und ganze Züge bewegten sich von allen Seiten auf die Hauptstadt Arsinoë zu. Der Staat zog die Eselbesitzer hierfür heran, holte aber auch noch aus Nachbargauen Esel zu Hilfe, eben weil das Faijum besondere Ansprüche stellte. Von Arsinoë aus, vom „Hafen der Mutterstadt", ging es dann zu Wasser auf dem Josefsflusse bis zum Nile und hier weiter nach Alexandreia. Gerade der Getreideverkehr beschäftigte ganze Flotten; und wenn auch nicht alles auf einmal abwärts geführt werden konnte, so muß doch in der Zeit nach der Ernte der Nil von unzähligen großen und kleinen Getreidekähnen belebt gewesen sein. Der Unternehmer und ihrer Schiffe haben wir bereits gedacht. Sicherlich drehte sich in diesen Monaten alles um die Verladung und Beförderung der Ernte, und die Beamten hatten alle Hände voll zu tun, damit dieser Verkehr zu Lande und zu Wasser ohne Reibung und mit größter Ausnutzung jeden Schiffsraumes verlaufe. In der Reichshauptstadt sammelte sich alles bei den Hauptspeichern an, die in der Vorstadt Neapolis lagen und unter der Aufsicht eines römischen Beamten standen, auch dies ein Zeichen, wie unentbehrlich der ägyptische Weizen dem Reiche war, denn der Kaiser besetzte in der Provinz Ägypten nur die höchsten und wichtigsten Stellen mit Römern. Hier wurden die Lieferungen an der Hand der mitgeschickten Proben geprüft: jeder Sendung mußte eine versiegelte und amtlich beglaubigte Probe beigefügt werden, wonach die Beschaffenheit der ganzen Ladung beurteilt wurde, war es doch unmöglich, viele Millionen von Artaben einzeln zu untersuchen. Trotzdem lief genug Betrug unter; man mischte wertvolles und geringes Getreide, Weizen mit Gerste, ja mit Sand, obwohl die ganze Beamtenschaft unter den Ptolemäern wie unter den Kaisern geradezu darauf erzogen wurde, einander zu bespähen und zu beaufsichtigen. Stellte sich solch' ein Schwindel heraus, so besagte die versiegelte Probe, wie die Ladung eigentlich sein sollte. Von Alexandreia schwamm dann der ägyptische Weizen

in die Welt hinaus, seit Kaiser Augustus vor allem nach Rom. Alexandrinische Getreideschiffe belebten das Mittelmeer; als der Apostel Paulus nach Rom reiste, waren zwei von den drei Schiffen, die er benutzte, wie wir schon sahen, Getreidefahrer aus Alexandreia.

Kein andrer Beruf beschäftigte in Ägypten soviel Millionen wie der Ackerbau und alles, was damit zusammenhängt. Die eigentlichen Ägypter zumal lebten eigentlich nur dafür, als Staatspächter, Fronarbeiter, Nilschiffer, und unzählige Menschen lernten ihr Leben lang nichts anderes kennen als diese schwere Arbeit, die dem Arbeiter selbst doch nur den bescheidensten Unterhalt eintrug. Auch die Beamten hatten zu einem großen Teile mit der landwirtschaftlichen Verwaltung zu tun; Ägypten galt den Königen wie den Kaisern als ein großes Landgut, und die Beamten sollten vor allem andern für eine volle Ernte sorgen. Viele Beispiele zeigen, wie hinter diesem Ziele alles übrige zurücktrat.

Kaum irgend ein Gebiet Ägyptens macht den Gartenbau so anschaulich wie das Faijum, und der heutige Anblick wird ungefähr dem Altertume entsprechen, nur daß einst alles wohl noch reicher und besser im Stande war. Von den Gärten der Alexandriner in der Nähe ihrer Stadt berichten die Urkunden genug, um ein Bild zu gewähren, wenn man etwa die schönen Gärten des Dorfes Biahmu nördlich von Medinet el Faijum vergleicht. Vielerlei Gemüse wurde hier gezogen, zum Teil für den Verbrauch der Besitzer selbst, zum Teile aber auch für den Markt der Gaustadt; die alexandrinischen Gärten versorgten Alexandreia. Noch jetzt lebt der Fellache neben dem Brote überwiegend von Hülsenfrüchten und Gemüse. Obst wird öfters erwähnt, Äpfel und Nüsse, besonders aber die Feige, die man frisch oder getrocknet genoß; dagegen fehlten noch die Apfelsinen und Mandarinen, die heute dem Reisenden überall angeboten werden. Das Faijum allein kannte die Olive, die sonst Ägypten mied, während sie die Küsten des Mittelmeeres umspannte; vielleicht wäre es gelungen, sie heimisch zu machen, hätten nicht die Ptolemäer billigere wenn auch geringere Ölpflanzungen vorgezogen. Daher war Olivenöl in Ägypten etwas Kostbares. Den Wein in der Thebais, bei Alexandreia, im Faijum zog man bald an Schilfrohren und bestellte wohl deshalb Weinland gern zugleich mit Schilf, wenn auch gewiß mit der Nebenabsicht, den Boden zu entfeuchten, bald an Baumstämmen, die ja in Ägypten nicht eben reichlich zu Gebote standen; ein toter Ast als Stütze mochte es auch tun. Als die Ptolemäer den ländlichen Wirt-

schaftsbetrieb in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts mit allem Nachdruck auszubeuten begannen, müssen sie in den Händen der Priesterschaft beträchtliche Weingüter gefunden haben, denn Philadelphos hätte schwerlich den Dienst seiner vergöttlichten Schwester Arsinoe mit der Sechstelabgabe der Weinpflanzungen zu unterhalten befohlen, wenn es nicht eine ergiebige Einnahmequelle gewesen wäre. Den Priestern entriß er damit ein wesentliches Stück ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit und eignete in Wahrheit sich den Gewinn aus dem Weinbau an. Jahrhunderte später erhob Rom unter dem Namen der „Dionysosspende“ eine feste Weinabgabe, die dem kaiserlichen Statthalter zu Gute kam. Der Wein forderte besondere Pflege und sorgfältige, maßvolle Bewässerung; ein glücklicher Zufall hat uns gerade hierüber einige Briefe aus früher wie aus später Zeit bewahrt. Im dritten Jahrhundert n. Chr. lagen im westlichen Faijum ausgedehnte kaiserliche Güter, die unter mehreren Verwaltern standen, während die Oberleitung in der Hand vornehmer Herren in Arsinoe war. Briefe hin und her, namentlich zwischen den Herren in Arsinoë und dem Gutsverwalter Heroninos, geben in ihrer Menge eine wirkliche Anschauung von der Verwaltung und vom Anbau. Um die Jahreswende von 266 zu 267 n. Chr. schrieb Alypios über den Weinbau an Heroninos: „Es ist nunmehr Zeit, an die Feldarbeiten zu denken. Daher sollt ihr, soweit ihr eure Güter durch Schöpfwerke bewässern müßt, da die Erde bereits warm besonnt wird und das Graben zuläßt, darauf bedacht sein, vor dem Schneiden alles, was dessen bedarf, mit Absenkern zu versehen, damit keine einzige Stelle der Furchen ohne Weinstock bleibe. Die Flachfelder aber verseht ebenso vor dem Schnitt mit Absenkern und schneidet nicht, bevor die ohne Weinstock gebliebenen Furchen voll besetzt sind. Wenn aber einer auf irgend etwas in meinem Briefe nicht hört, wird es ihm nicht gut bekommen. Sammelt thebanische Reben und weiße, nicht kürzer als 20 Handbreiten; ist es etwas mehr oder weniger, so mag es so besorgt werden. Die abgeschnittenen Pflanzen sollen sofort in Wasser geworfen werden, damit sie nicht vertrocknen, wobei ihr wissen sollt, daß ich je nach der Fürsorge für die bepflanzten Stellen die Beschaffenheit jedes Verwalters und jedes Gutes vermerken werde, damit jeder, der etwas wider meinen Befehl einsenkt, sei es eine Gartenrebe statt thebanischer oder weißer, sei es irgend eine andre Rebe, eine Strafe erhalte, auf die er nicht gefaßt ist.“

Aber weitaus am wichtigsten war die Dattelpalme, noch heute ein kostbarer Besitz. Sie liefert die nahrhafte Frucht und liefert

das in Ägypten seltene Holz, wenn auch nicht gerade das beste. Man brauchte es trotzdem überall, und in den Trümmern der alten Ortschaften liegen häufig Palmstämme in die Mauer gezogen, während die Fenster oben ein krummer Tamariskenast deckt, freilich nur in Häusern, die im allgemeinen leicht und dürftig gebaut sind. Die Rippen der Palmblätter geben Stäbe für Körbe und Kasten her, kurz der ganze Baum ist so wertvoll, daß er zu allen Zeiten besonders gepflegt und geschützt wurde: die Palme darf nur gefällt werden, wenn Ersatz schon vorhanden ist. Im Niltale steht sie in der Regel einzeln oder in kleinen Gruppen an den Wasseradern entlang; größere geschlossene Bestände gibt es nur im Faijum, nur hier darf man von einem Palmenwalde sprechen, der westlich vom alten Arsinoë beginnt. Die griechischen Urkunden erwähnen häufig Palmenhaine, die manchmal sogar aus einem Getreidefelde aufsteigen; der gemischte Anbau war durchaus nicht selten, denn auch die Verbindung von Schilf mit Reben ist nichts anderes. Aber mehr als lockere Bestände dürften es kaum gewesen sein, und auch die übrigen Bäume Ägyptens, Tamarisken, Sykomoren, Lebbachakazien, mächtig und weit ausladend, waren offenbar seltene Schätze. Jeder Baum wurde sorgfältig gebucht, sogar die verdorrten, die der Staat in Anspruch nahm, gaben den Schreibern Gelegenheit, über ihren Bestand oder ihren Verkauf umständliche Schriftstücke zu verfassen. „Überall haben wir Holz gesucht und mit Mühe eine Akazie gefunden"; das klingt geradezu wie ein Stichwort jener Zeit, und dazu stimmt es, wenn wir von dem einzigen Perseabaum lesen, den es in der ganzen Stadt Oxyrhynchos gab. Türen und Fensterrahmen waren daher Wertstücke, deren Entfernung in Mietverträgen ausdrücklich verboten wurde. Daneben freilich bestanden große Gärten und Parkanlagen, nicht nur in Alexandreia, sondern auch im Lande: die Königsgärten in Memphis, der Park von Arsinoë, der Park des Finanzministers Apollonios haben gewiß große Bäume in Menge enthalten wie es ja an sich in Ägypten nicht schwer ist, Gärten anzulegen, wenn man Wasser hat. Heute werden die Palmen und die übrigen großen Bäume sorgfältig umgraben, damit das zugeleitete Wasser stehen bleibe. Die Felder freilich entbehren des Baumschattens, aber sonst fehlt es doch nicht an reinen oder gemischten Beständen, selbst wenn man von den gepflegten Gärten, von der baumreichen Insel Elefantine, von dem Palmenwalde des Faijum absieht. Viele Dörfer liegen fast in Palmen und Palmengebüschen, in Sykomoren oder Akazien versteckt, und wenn man vom Pylon des großen

Tempels in Karnak auf das Dorf hinabschaut, verschwindet es fast völlig unter den Wedeln der Palmen. In Oberägypten tritt noch das Zeichen des Südens, die ganz anders aussehende Dumpalme hinzu. So weit es möglich ist, nach den Papyrusurkunden die hellenisch-römische Zeit mit der Gegenwart zu vergleichen, scheint der Baumbestand eher wieder zugenommen zu haben. Jene Königsgärten und Parkanlagen dürfen wir uns nach den schönsten Gärten der Gegenwart im Faijum oder in Luxor als ein schattiges Gewirr aller ägyptischen Bäume und Büsche, durchzogen von leuchtend blühenden Schlingpflanzen, ausmalen. Darunter die Schmuckpflanzen, im Faijum noch heute die Rosen, und auch auf der Landenge von Kanobos, in den Gartengräbern der reichen Alexandriner blühten sie, wie denn Alexandreia die Stadt der Blumen war. Die Papyrusstaude erscheint auf den Bildern Altägyptens noch als Dickicht im Gewässer, wo man Enten jagt, wie sie heute nur noch weit oben in Abessynien wächst. Wir wissen nicht, wann ihr freier Wuchs untergegangen ist, aber es kann leicht geschehen sein, als Ägypten der hellenischen Welt sich voll erschloß und allen Völkern des Mittelmeeres sein Papier lieferte. Der Papyrus wurde geschätzt und gepflegt, um der ungeheuren Aufgabe genügen zu können; aber seltsam genug erzählt ein Vertrag über die Pacht einer Papyruspflanzung bei Alexandreia vielerlei von der Pflege der Pflanzen und von mancherlei Verwendungen, jedoch nichts von der Herstellung des Papiers, die ja auch Herodotos nicht nennt, obgleich er die Pflanze eingehend bespricht. Das Selbstverständliche zu übergehen, hatten weder die Urkunde noch der Berichterstatter eine Ursache. Ohne Zweifel bedeutete die Papyruszucht gerade für das hellenisch-römische Ägypten sehr viel, und der Bedarf der Welt an Papier hat vielleicht mehr und mehr zum Raubbau gezwungen, mit dem Erfolge, daß es heute in ganz Ägypten keinen Papyrus mehr gibt, wo er nicht als Schmuckpflanze gehalten wird.

Die alten Ägypter, die Tiere so reizvoll und treu an ihren Grabwänden darzustellen wußten, haben auch ihre Merkmale deutlich gezeichnet. Der Büffel war noch nicht eingezogen, wohl aber das Rind, und im wesentlichen wird das Ägypten der Ptolemäer und Römer dasselbe Bild gewährt haben. Auf den abgeernteten Feldern, wo nun der Klee wächst, weiden sie alle, Rinder und Büffel, Schafe und Ziegen, Kamele und Esel, die ausgewachsenen zusammen mit den zottigen Kleinen, die um nackte Ägypterkinder springen; das Kleinvieh aber auch auf dem mageren Pflanzenwuchs

am Rande der Wüste, den die dunklen Schafe und Ziegen wandernd umziehen. Auf großen Gütern wurden auch große Herden gehalten; die Königsfelder der Ptolemäer, die Güter der Kaiser nährten ohne Zweifel sehr große Bestände, so groß, daß die Weide nicht immer leicht zu beschaffen war. Wir sehen solche Herden, auch reicher Einzelbesitzer, sogar außerhalb des Heimatgaus weiden; wahrscheinlich regelte man den Wechsel der Weideflächen für größere Bereiche und ließ deshalb die Herden durch zwei oder mehr Gaue gehen. Es war um so nötiger, als dem Lande die Wiese fehlte. Aber neben diesem erlaubten Übertritte hört man aus den Eingaben oft die Klage über den Flurschaden, den des Nachbars Vieh angerichtet habe. Über den Tierbestand mußte jedermann genau Buch führen, schon wegen der Versteuerung, Zugang und Abgang wurden vermerkt, und die Regierung in Alexandreia kannte sicherlich wie die Gesamtzahl der Weizenaruren so auch die Gesamtzahl der Rinder, Ziegen, Schafe, Kamele und Esel. Schweine wurden auch von den Stadtgemeinden für die Ernährung der Bewohner gehalten und waren im Delta ebenso heimisch wie weit im Süden jenseits des ersten Katarakts. Die Gänse gehörten seit alter Zeit zum Hausstande, und auf den alten Bildwerken werden sie und die Kraniche genudelt. Auch die griechischen Schriftstücke nennen sie oft; wenn nach den Gänsehirten eine Häusergruppe in Arsinoë hieß, muß der Beruf und damit die Gänsezucht geblüht haben. Hühner und Tauben kamen hinzu. Die Taubenhäuser jener Zeit sahen gewiß ebenso aus wie die heutigen, die in manchen Teilen Oberägyptens geradezu den Eindruck der Ortschaften bestimmen mit ihren großen, seltsamen Aufbauten. Der Honig ersetzte den Alten den Zucker; aber wie eifrig die Imkerei betrieben wurde, hat der Zufall der schriftlichen Zeugnisse erst vor Kurzem ganz deutlich gemacht durch einige Beispiele für ausgedehnte Zucht bei den Krieger-Siedlern des dritten Jahrhunderts v. Chr. Zwei dieser Lehngutsinhaber besitzen nicht weniger als tausend Bienenstöcke. Ein Mittelpunkt war vielleicht das „Imkerdorf" im Faijum. Wasservögel bot der Nil reichlich, noch mehr wohl die ruhigeren Kanäle, und die Monate der Überschwemmung waren die beste Zeit der Enten, Reiher und Störche. Dann jagte man sie vom Boot aus, das leise durchs Schilf getrieben wurde, wie die alten Wandbilder es zeigen. Auf dem weiten Karunsee sind auch die Pelikane heimisch, die heute manchen Jäger locken. Die Jagd wurde verpachtet; aber außer den Wasservögeln gab es wohl damals nicht mehr viel zu jagen, vielleicht Gazellen und Schakale am Wüsten-

rande, und wenn die Grabschrift auf Tauron, den indischen Jagdhund des Zenon, nicht lügt, sollte man sogar Wildschweine vermuten, die doch gar nicht nach Ägypten passen. Da Zenon auch öfters in Syrien war, wird er sie dort gehetzt haben. Die königlichen „Jäger“ der Ptolemäerzeit sind mehr Heeresabteilung, vielleicht ursprünglich zur Jagd an den Grenzen bestimmt, namentlich aber zum Schutze der Wüstenstraßen. Wenn irgendwo, so konnte gerade im Faijum die Fischerei im Großen betrieben werden, denn der Karunsee im Nordwesten bot eine mächtige Wasserfläche, die durch Schiffahrt weniger beunruhigt wurde als der Nil. Obwohl der See unter dem Meeresspiegel liegt, keinen Abfluß hat und daher versalzt ist, leben in ihm zahlreiche Fische, die noch heute nicht allein die nächsten Dörfer ernähren, sondern in Mengen ausgeführt werden. Vor zweitausend Jahren wird sein Wasser den Fischen günstiger gewesen sein. Was Diodor von dem sagenhaften Schöpfer des Sees, König Moiris, erzählt, mag eine Vorstellung auch von dem Reichtum in der Zeit des Erzählers selbst, des ersten Jahrhunderts v. Chr., geben: „die Einkünfte aus den Fischen des Sees schenkte er seiner Frau für Salben und andre Schönheitsmittel. Der Fang brachte täglich ein Silbertalent ein; zweiundzwanzig Fischarten soll es darin geben, und es würden solche Massen gefangen, daß die Pökler, so viel ihrer auch seien, die Arbeit nur mit Mühe bewältigten.“ Der Staat zog seinen Gewinn daraus in Gestalt einer Steuer.

Unter Ägyptens Bodenschätzen hatten die Bergwerke nicht eben viel zu bedeuten, denn im Lande selbst wurde nur wenig Gold, Silber oder Kupfer gefunden; um so mehr geben die Steinbrüche her, überall den Kalkstein der Wüste von sehr verschiedener Härte, den gewöhnlichen Stoff der großen ägyptischen Bauten, seltener schon den Sandstein, der im südlichsten Teile beginnt und sich nach Nubien fortsetzt. Besonders kostbar aber war der ägyptische Porphyr und der Granit von Syene, der in breitem Riegel den nubischen Sandstein durchbricht, dunkelgrau bis schwarz, mit roten oder grünen Einsprengungen. Unter römischer Herrschaft bezog auch Rom selbst und mit ihm die Mittelmeerwelt diese edlen Steine. An mehreren Stellen kam Alabaster vor, auch im Faijum, das außerdem Kupferwerke besaß, die heute unbekannt sind. Auch über die Steinbrüche behauptete der Staat das Obereigentum und beutete sie aus teils durch Vergebung an Unternehmer, teils durch Fronarbeit der Fellachen; beides ließ sich verbinden. Außerdem wurden Strafgefangene zur Arbeit in Bergwerken und Steinbrüchen verurteilt,

und die häufigen Versuche auch der freien Arbeiter, sich aufzulehnen, lassen vermuten, daß es voller Wirklichkeit entspricht, was Diodor von dem furchtbaren Dasein der Gefangenen in den nubischen Goldbergwerken berichtet.

Götter und Christengott.

Die alte Hauptstadt Ägyptens, nunmehr die zweite Stadt des Reiches, die große Sammlerin und Lockerin der Menschen aus aller Herren Ländern, dies Memphis beherbergte auch die Götter der Heimat und die Götter der Fremden. Solch' ein uralter Mittelpunkt ägyptischen Lebens, wo zuerst das frömmste aller Völker die festen, ewigen Formen seines Staates, seiner Gesittung, seiner Kunst gefunden hatte, ließ sich nur als eine heilige Stadt denken, und wenn sie im Neuen Reiche ihren Rang an Theben verloren hatte, wenn der große Ammon Herr geworden war über die Götter von Memphis, so stand sie nun wieder aufrecht da, während Theben sank und in der Kaiserzeit in Trümmern lag. Unten am Nil, in der fruchtbaren Ebene herrschte Ptah, den die Hellenen Hephaistos nannten, damals schon in ein Netz theologischer Gedanken versponnen, die dem alten sinnlichen Gottesglauben der Ägypter fern lagen, zu allen Zeiten aber einer der ganz großen Götter. Oben am Wüstenrande war das Reich des Osiris-Apis, des Totengottes von Memphis, der im Beginne der Ptolemäerzeit unter dem Namen Sarapis scheinbar neu, in Wahrheit der alte von seiner Heimat her Alexandreia und von hier die Welt eroberte. Diese beiden göttlichen Gebieter der weiten Stadt machten sich nichts streitig, denn die Toten hatten ihre Welt für sich. Um sie her drängten sich die übrigen Götter, ägyptische und hellenische, der Fremden und der Landeskinder; es ist wohl ein Zufall, daß wir von den meisten im Zusammenhange mit der Totenstadt hören. Die Siedlung der Idumäer verehrte Apollon, das heißt ihren semitischen Stammesgott in hellenischer Gestalt, und sie alle, die Karer und Phoiniker, rein oder mit Ägyptern gemischt, pflegten ihre besonderen Gottesdienste. Hellenisch klingt der Name des Hermes-Heiligtums, wenn man auch in dieser Zeit niemals wissen kann, ob sich ein fremder Gott dahinter verbirgt, wie es bei Asklepios meistens der Fall ist, denn er entspricht in Ägypten sehr oft dem alten Weisen Imhotep. Echt ägyptisch dagegen erscheint das Anubis-Heiligtum. Der Name der Aphrodite deckte damals alle möglichen weiblichen Götter der hellenischen wie der östlichen Welt; aber „das Heiligtum der Aphrodite, die als

hellenische Göttin galt“ sollte rein hellenisch erscheinen, wahrscheinlich im Gegensatze zur ägyptischen Hathor-Aphrodite und zu der viel verehrten kanaanäischen Astarte. Soviel Völker, soviel Götter, und in der großen Stadt fand jeder ein Heiligtum, zu dem er in ein persönliches Verhältnis treten konnte. Jedoch glichen sich die Unterschiede allmählich im Bewußtsein der Menschen aus, ebenso wie sie selbst mit einander verschmolzen und sich der hellenischen Weltsprache unterwarfen. Der gemischten und doch einheitlichen Bevölkerung, die wir in der Kaiserzeit voraussetzen, entsprach die Verschmelzung der Götter und ihres Gedankengehalts zu einer religiös-sittlichen Weltanschauung, die alles Völkische gering achtete, weil sie Gott und Götter als die großen Mächte des Daseins erfaßte, die über allen walten, mögen sie heißen wie sie wollen. Fühlt man noch im Beginne der Ptolemäerzeit hier und da die Selbständigkeit der einzelnen Götter und ihre Beziehung zu einem bestimmten Volkstume heraus, so scheint ein paar Jahrhunderte später dies alles ausgelöscht zu sein. Die ungebildeten Massen machten sich überhaupt keine Gedanken, sondern gingen von einem Nothelfer zum andern, und der fremde war ihnen ebenso recht wie der heimische, wenn er nur half.

Ganz sinnlich vor aller Augen, ganz greifbar lebte in Memphis das göttliche Wesen im Apisstiere; eigentlich nichts als ein heiliges, gottgeweihtes Tier, das erst mit seinem Tode vergöttert wurde, wie auch der fromme Mensch nach dem Glauben jener Zeit sich sterbend in Osiris verwandelte. Aber gerade damals wuchs die Verehrung der heiligen Tiere ins Ungemessene: an mehr als einem Orte gab es einen heiligen Stier, in Mendes wohnte der heilige Bock, und beinahe überall standen kleine Heiligtümer heiliger Falken, Ibisse, Schakale und ihre ebenso verehrten Gräber. Sie alle aber überragten an Bedeutung die Stiere Mnevis von Heliopolis und Apis von Memphis, und unter ihnen wieder wurde Apis namentlich für die Fremden die Verkörperung des Tierdienstes überhaupt. Seltsam genug ist es: hellenische Sprache und Bildung durchdrangen das Land, hellenische Philosophie wirkte auf ägyptische Priester und befähigte sie, altägyptische Anschauungen geistig so weit umzudeuten, daß sie auch gebildeten Hellenen etwas zu sagen schienen, und unmittelbar daneben entfaltete sich gerade der Tierdienst, diejenige Seite ägyptischer Religionsübung, die den Hellenen ein Schlag ins Gesicht sein mußte. Noch dazu wurde gerade der Apis in Memphis von seinen eignen Priestern gewissenlos ausgebeutet, indem sie ihn als Merkwürdigkeit den Fremden

zur Schau stellten. Wie aber bei ihnen schamloser Geschäftssinn sich mit gläubiger Verehrung des sichtbar erschienenen Gottes vertrug, so auch bei den Scharen der Andächtigen, die sich hier zusammenfanden. Vielleicht wirkte auf die Hellenen, in deren Kreisen eine zweifelnde Weltlichkeit und eine naturwissenschaftlich kühle Denkrichtung sich weit ausbreiteten, gerade der äußerste Gegensatz, das Geheimnisvolle und Wunderbare in seiner rücksichtslosesten Ausprägung, denn hier kam alles Bedenken zum Schweigen vor der Gegenwart eines seltsam gezeichneten Stieres, den man glauben mußte, wenn man nicht den Mut fand, ihn für eine widerlich geschmacklose Gotteslästerung zu erklären. Menschen, die innerlich allen Halt verloren haben und nirgends mehr einen festen Punkt finden, bringen am ehesten das völlige Opfer des Verstandes.

Der Apis erreichte erst im Tode die höchste Stufe der Weihe, seine Vergötterung. Den heiligen Leichnam wickelte man in die kostbarsten Linnenbinden, und alle Wohlgerüche wurden daran verschwendet; der König übernahm die hohen Kosten der Bestattung, um seine Frömmigkeit im ägyptischen Sinne vor aller Welt darzutun, mochte auch einem Ptolemaios dies alles wie ein Taumel des Wahnsinns erscheinen. Die beiden großen Inschriften von Kanobos und von Rosette danken ausdrücklich dem dritten und dem fünften Ptolemaios für seine Sorge um dies Leichenbegängnis. Das Opfer, das der König brachte, war in Wirklichkeit nicht so groß, nachdem er die Hand auf die wirtschaftlichen Erträge der ägyptischen Tempel gelegt hatte; um so lieber ergriff er die Gelegenheit, seinen ägyptischen Untertanen zu zeigen, wie sehr er alles pflege, was ihnen am Herzen lag. Die kaiserliche Regierung glaubte offenbar solche Rücksicht nicht nötig zu haben, weil ihr die Waffen der Legionen genügten, ganz abgesehen davon, daß der fern wohnende Kaiser persönliche Beziehung zu den Ägyptern kaum unterhalten konnte noch wollte. Rom legte daher sämtlichen Tempeln die Verpflichtung auf, Linnen zur Bestattung der vergotteten Stiere Apis und Mnevis beizusteuern, und wachte darüber mit Strafen. Es war keine leere Form, denn wir können uns den Aufwand bei dieser Bestattung nicht leicht zu groß vorstellen. Der Tod des Apis versetzte das ganze Land in Trauer, vor allem aber Memphis und seine Totenstadt auf der Schwelle der Wüste. Der heilige Leichnam, kostbar eingewickelt und mit Wohlgerüchen verschwenderisch behandelt, wurde in einen Granitsarg gelegt, dessen Maße auch die größten Särge der Menschen weit übertrafen, und diesen Sarg zog man hinab in die gewaltigen Felsenhallen der

Apisgräber, um ihn in einer der Kammern, die von den breiten und hohen Gängen seitwärts abgehen, zu Ruhe zu bringen; freilich haben Grabräuber auch diese Granitlasten zu sprengen gewußt. Wer heute durch den Wüstensand ein wenig abwärts schreitend in diese völlig dunklen Riesenhallen eintritt und der schwach leuchtenden Kerze des Führers folgt, bis rechts oder links einer der ungeheuren Stiersärge auftaucht, deren Deckplatten etwa 3/4 m dick sind, der empfindet hier stärker als irgendwo sonst die düstere Unbegreiflichkeit ägyptischen Glaubens, der alle Mittel der Kunst, alle Kraft der Menschen aufbot, um den Leichen der Stiere ewige Ruhestätten zu schaffen. Hier unten beging man besondere Trauerfeiern, an denen zwei priesterliche Mädchen, die sogenannten Zwillinge, mitzuwirken hatten; „als die Trauer um den Apis kam, führte man uns hinab, um über den Gott zu trauern" erzählen sie selbst; wir werden ihnen noch begegnen. Der verstorbene Apis, der als Lebender einen Namen getragen hatte, wie auch seine Mutterkuh, wurde durch das vorgesetzte Osor als mit Osiris vereinigt bezeichnet und war nun erst ganz zum Gotte geworden.

Wir haben den großen Sarapis aus Memphis schon in Alexandreia kennen gelernt und gesehen, wie er Gott der Ägypter und Hellenen, Gott Alexandreias und Gott der Welt wurde. In Memphis blieb er seinem Ursprunge näher, der unmittelbar zu Osiris und Apis hinaufführte, der zweigestaltigen Einheit, die hier das Wesen des Totengottes ausdrückte; es war nicht befremdlich, daß der Totengott von Memphis eine Verbindung mit dem heiligen Mittelpunkte der Stadt, dem Stiere Apis einging. Am Hange der Wüste lag das große Sarapeion, dessen Vorplatz mit den Sphinxen schon zu Strabons Zeit der Wüstensand halb verschüttet hatte. Dort mußte man von Zeit zu Zeit Bauten und Straßen freilegen; Reste sind auch weit später wieder sichtbar gewesen. Es war eine der heiligsten Stätten Ägyptens überhaupt, solange Sarapis auf der Höhe stand, nicht nur der Tempel des Gottes selbst, sondern eine heilige Stadt von Nebentempeln und zugehörigen Gebäuden, Vorratshäusern und Priesterwohnungen, belebt von vielen geistlichen und nichtgeistlichen Menschen, die entweder hier ihr Brot fanden oder die Nähe des Gottes suchten. Denn das Sarapeion von Memphis war ein Hauptziel der Wallfahrer, für die es besondere Herbergen gab, wie wir schon gehört haben. Viele unternahmen jährlich die Reise zu dieser heiligen Stätte. Auch König und Königin ließen sich öfters hier blicken, schwerlich aus tiefer Inbrunst für den Gott, eher aus Rücksicht

auf die Ägypter, die im zweiten Jahrhundert v. Chr. zart behandelt sein wollten. Am meisten lockten vielleicht die Offenbarungen des Gottes und seine Wunderheilungen. Man legte sich im Tempel schlafen; in der Nacht erschien der Gott und löste das Leiden. Verborgenes der Gegenwart oder der Zukunft offenbarte er im Traume, befahl dem Träumenden, ihm in der Fremde einen Tempel zu bauen und seinen Dienst zu verbreiten, oder offenbarte ihm eigne Erlebnisse, meistens freilich so kleinlich und albern, wie auch heute Stimmen aus dem Jenseits Rat oder Bescheid zu geben pflegen. Wir wissen von diesen Dingen etwas mehr, weil gerade aus der Totenstadt von Memphis zahlreiche wohlerhaltene Papyrusblätter vorliegen, die von einem Makedonen Namens Ptolemaios herrühren, etwa um das Jahr 160 v. Chr. Ptolemaios ist der einzige Mensch jener Zeit, wenn wir von den großen Männern und Frauen des staatlichen und geistigen Geschehens absehen, der einigermaßen faßbar in seiner besonderen Art vor uns steht: ein älterer Mann, der hier schon dreizehn Jahre „in Haft" lebt, wie er selbst es bezeichnet; er nennt sich einen Makedonen, manchmal auch nur einen Hellenen, hat gute, ja freundschaftliche Beziehungen zum Bezirksstrategen von Memphis, der ihn besucht, und bringt seine Tage in einer frommen Betriebsamkeit hin, die fast gar nicht seiner eignen Sache, fast nur dem Dienste anderer gilt, schreibkundig, aber kein Held der Sprache, wie seine Eingaben und Entwürfe zeigen, mäßig gebildet, mehr gutmütig als klug. Die „Haft" zu deuten, von der er spricht, die aber auch andre teilen, hat man auf verschiedene Art versucht; fast überall fügt sich die schlichteste Deutung, nämlich auf Gefangenschaft, vermutlich Schuldhaft, in den Zusammenhang, wenn man nichts sucht als den Wortsinn, und doch ahnt man fast überall etwas andres dahinter. Der Gedanke an eine Gotteshaft schleicht sich immer wieder ein. Nicht nur Ptolemaios der Makedone, sondern ein ganzer Kreis von Menschen steht offenbar im Banne des Sarapis, den sie selten nennen, dessen Gegenwart aber die stillschweigende Voraussetzung ihres Verhaltens ist. Vielleicht kann heute jenes Wort „Haft" noch nicht über jeden Zweifel hinaus erklärt werden; daß aber hier oben in der Totenstadt von Memphis, um das Sarapeion, eine Schar von Menschen die Nähe des Gottes fühlte, sich an ihn gebunden wußte, in irgend einer Weise durch besondere religiöse Erlebnisse von ihm erweckt oder festgehalten, das wird ein Leser, der durch den Wortlaut der Urkunden und Briefe hindurch Stimmungen spürt, kaum verkennen können. Und der Traum ist der Weg von Gott zu Mensch. Ptolemaios beachtet

seine eignen Träume und schreibt sie auf; wir verstehen es, wenn wir von Traumdeutern lesen, die hier oben ihr Wesen hatten. Einzelne schienen besonders empfänglich für Wahrträume, wie der Ägypter Nechthombes, dessen Gesichte der andächtige alte Ptolemaios aufzeichnet. Aber die Zuversicht auf die Träume bewährte sich nicht immer; Enttäuschungen treffen die vertrauenden Frommen um so tiefer: „Alles ist Lüge", schreibt Apollonios seinem Bruder Ptolemaios, „und deine Götter ebenso, denn sie haben uns in einen großen Sumpf geworfen, worin wir wohl umkommen können; und wenn du denkst, wir seien der Rettung nahe, dann werden wir untergetaucht", und er schließt: „wir sind irre geführt von den Göttern mit unserm Glauben an die Träume." An sich ist das nichts Besonderes, so wenig wie die Krankenheilungen, die in Büchern und losen Blättern als „große Taten des Sarapis" erzählt und verbreitet wurden, zur Erbauung der Gläubigen, zur Bekehrung der Fremden; dergleichen wirkte der Gott an vielen Orten, und viele Götter taten so. Aber kaum irgendwo öffnet sich der Blick so weit in einen ganzen gottergriffenen Kreis.

In den Träumen des Ptolemaios treten oft jene Zwillinge auf, zwei Mädchen Thauês und Taûs, die als niedere Priesterinnen im Bezirke des Sarapis Dienst tun und zur Trauer um den Apis mit in das Felsengrab hinabgeschickt werden. Ihr Vater, ein Freund des Ptolemaios, war Hellene gewesen und durch den Geliebten seiner ägyptischen Frau ums Leben gekommen. Vor den Nachstellungen der Mutter flüchteten die Mädchen aus dem großen Memphis hinauf in die Wüste, wo sie den Freund ihres Vaters wußten, und Ptolemaios nahm sich ihrer an, verschaffte ihnen wohl auch die bescheidene Tempelstelle. Aber gegen ihn, den Makedonen oder Hellenen, und die halbbürtigen Mädchen schlossen sich die echten Ägypter zusammen, die in den Priesterstellen, in der Tempelverwaltung saßen und hier oben in der Heiligen Stadt die Macht hatten, suchten den Schwestern ihre spärlichen Einkünfte in Brot und Öl vorzuenthalten und den Alten zu mißhandeln „weil er Hellene sei". Ihm blieb nur die Gegenwehr der Beschwerde, und so schrieb er in seinem Namen und im Namen der Zwillinge Eingabe um Eingabe an hohe Beamte, ja an König und Königin, überreichte dem Herrscherpaare Bittschriften, wenn sie hinauf wallfahrteten, und setzte alles daran, um sich und den väterlich beschützten Mädchen zum Rechte zu verhelfen. Wie er es freilich tat, war es mehr gut gemeint als geschickt, und mochten auch die hohen Häupter, die er anging, alles bewilligen, mochte

sogar der Sohn des ägyptischen Tempelvorstehers zu Gunsten der Thauês und Taûs Befehle geben, am Widerstande der Priester und Tempeldiener, die zu ihrem Vorteile unterschlugen, scheint alles gescheitert zu sein. In diesem Tempelbezirke herrschten Gewinnsucht, Haß und Zank, und die Rache kannte man in diesen heiligen Hallen sehr genau, es wurde gestohlen, betrogen, geplündert, geschlagen und gestoßen, eine Räuberbande hatte sich hier festgesetzt, und die Polizeiwache, die wohl mit gutem Grunde hier saß, mußte richtige Streifen durch das heilige Gebiet unternehmen. Am Rande der Wüste war es für wilde Gesellen leicht zu entweichen, und die Tempel mochten ebenso zum Stehlen oder Plündern locken wie die Großstadt unten am Nile. Von dieser Feindschaft aller gegen alle hebt sich Ptolemaios mit seiner redlichen Fürsorge zwar nicht edel aber doch bieder ab; auch seine Frömmigkeit ist in aller stumpfen Beschränktheit doch echt gefühlt. Die Geschichte der Zwillinge und ihres alten Freundes, wie sie aus vielen Schriftstücken gewonnen werden kann, hat Georg Ebers zum Roman „Die Schwestern“ gestaltet und mit seiner dichterischen Unfähigkeit völlig verdorben.

Was Memphis an seinem göttlichen Stiere besaß, bedeutete für das Faijum das Krokodil. Wie dort wurde auch hier, und zwar in einem Teiche bei der Hauptstadt Arsinoë, das heilige Tier gehalten und den Fremden zur Schau gestellt. Aber dieser Krokodilgott, nach dem ursprünglich die Gaustadt hieß, beherrschte den ganzen Gau unter verschiedenen Namen, die meistens von seinem eigentlichen Namen Sobek, bei den Hellen Suchos, abgeleitet waren und oft die Beziehung auf den Ort der Verehrung erkennen ließen. So hieß der Sobek des Dorfes Tebtynis Herr von Tynis, nämlich Soknebtynis, und drüben über dem Karunsee im entlegensten aller Dörfer, das einst eine Insel war und die Erinnerung daran bewahrte, gebot Soknopaios, das heißt Sobk, Herr der Insel. Neben einer Reihe solcher Namen stehen aber andre, die von Hause aus dem Krokodilgott fern, von seiner Übermacht bewältigt, sein Wesen angenommen haben; es ist am deutlichsten bei Petesuchos, der als Krokodil verehrt wurde, während der Name ein echter Menschenname war und den Mann bezeichnete, der vor alten Zeiten dem großen Könige Amenemhêt III. das Labyrinth erbaut hatte. Gerade damals stieg mehr als ein Großer oder Weiser der Vorzeit im Bewußtsein der Menschen zu göttlicher Würde auf. Auch jener König selbst lebte göttlich in der Erinnerung der Menschen fort, die ihn mit seinem „Sonnennamen“ Pramarres nannten. Wohl keiner dieser ägyptischen Götter und Halbgötter blieb ohne Be-

ziehung auf den Gauherrn, das Krokodil Sobk. Wie man in Tebtynis noch die getrockneten Leichen heiliger Krokodile entdeckt hat, deren Leiber mit beschriebenen Papyrusrollen gefüllt waren, so gibt es anderswo Siegel mit der Gestalt des Tieres, und auf einem kleinen Gemälde, das in irgend einem Hause an der Wand gehangen hatte, stellt das Krokodil neben andern Göttern die Verbindung mit dem Gau anschaulich dar. Wie die vielen Erscheinungen des Gottes sich zu einander verhielten oder mit einander vertrugen, werden ihre Gläubigen kaum erwogen, die Priester vielleicht in der Art jener Zeit mit geheimnisvoller Scheingelehrsamkeit erörtert haben; wenn die Dörfler ihrem Soknebtynis in Arsinoë ein Heiligtum gründeten, so galt er ihnen sichtlich als eigne Gestalt, wohl unterschieden von dem Gaugotte, der doch die Grundform aller Faijumgötter darstellte.

Mochten auch Anfangs die einwandernden Hellenen sich ablehnend verhalten, so spürten sie doch wie überall die Anziehungskraft des Erdgeborenen, das sie keineswegs leugneten. So konnte Suchos Hauptgott in seiner Krokodilstadt bleiben, als sie Arsinoë genannt wurde und sich in ein hellenisches Gemeinwesen verwandelte. Es war nicht einmal nötig, eine Gleichung mit einem hellenischen Gotte zu finden, wie es in Tebtynis geschah, als man Soknebtynis dem Kronos gleich setzte; weder der Gott noch sein Dienst brauchten hellenisch zu werden, denn gerade das Geheimnisvolle und Absonderliche dieser Götter, dieser heiligen Handlungen zog die Hellenen mächtig an. So weit versenkten sie sich in ägyptischen Glauben, daß noch in vorchristlicher Zeit ein Makedone eines der höchsten ägyptischen Priesterämter am Tempel der Krokodilgötter in Euhemeria bekleiden mochte. Solch' ein Mann mit der großen Menge seiner Gesinnungs- und Bildungsgenossen sah zwischen ägyptischen und hellenischen Göttern überhaupt keine Grenze mehr, sondern empfand sie alle oder richtiger diejenigen, die in seinen Gesichtskreis traten, als übermenschliche Mächte gleicher Art; selbst die völkische und sprachliche Besonderheit der Namen wird dieser wahrhaften Mischbevölkerung, gemischt im Blute wie in der Bildung, kaum noch etwas bedeutet haben, zumal da ja auch die ägyptischen Krokodilgötter ihre Namen hellenisch hatten umformen müssen. Daher dürfen wir keineswegs auf ägyptische oder hellenische Verehrer schließen, wenn uns ägyptische oder hellenische Götternamen begegnen; nur einige wie etwa die Dioskuren und die Musen, sind immer so hellenisch geblieben, daß wir echte Hellenen voraussetzen dürfen, wo man ihnen dient. Was aber nur irgendwie in die

tausendnamige und vielgestaltige Isis eingehen konnte, gehört beiden Welten an oder vielmehr der Welt, in der alles sich durchdringt. In Arsinoë und im Faijum diente man der Isis, aber auch der Nemesis und der Tyche, und ohne Zweifel stehen diese beiden Gestalten, die so ganz das hellenische Gepräge tragen und fast mehr Gedanken als Gestalten zu sein scheinen, der ägyptischen Göttermutter nahe, die damals Weltherrin wurde und war. Auf der andern Seite hielten sich auch in Arsinoë und sonst im Faijum rein hellenische Kreise, jene geschlossene Zahl der „Hellenen im Arsinoe-Gau“, die wir früher kennen gelernt haben. Ihnen bedeuteten Zeus und Hermes, Demeter und Kore noch etwas, sie bedurften keiner Gleichung mit ägyptischen Göttern, um sich Herakles und die Dioskuren vorzustellen, in ihrem Kreise verehrte man sogar die Heroen nach hellenischer Auffassung. In der Stadt mag jeder Häuserblock seinen himmlichen Schützer gehabt haben, wenigstens ist einmal „von den Göttern“ eines Stadtteils die Rede, und je nach den Einwohnern konnten hier die ägyptischen dort die hellenischen Götter Anhänger finden. Freilich was sich der Einzelne dabei gedacht habe, entzieht sich auch dem einfühlenden geschichtlichen Urteil, und die Religionen des Altertums ließen fast grenzenlosen Spielraum, da sie eine Lehre nicht kannten, die erst in den neuen Glaubenskreisen der Geweihten, in den Erlösungsreligionen, in den Weltreligionen mächtig wurde, als die Menschheit unbefriedigt nach Versöhnung durch Geheimnis ausschaute.

Die Massen der Ägypter und der hellenisch-ägyptischen Mischbevölkerung standen im Banne des uralten, wunderbaren Krokodilgottes, dem seit Ewigkeit der Gau gehörte, und seiner örtlichen Einzelgestalten; die echten Hellenen verehrten rein hellenische Götter, wenn nicht aus Frömmigkeit so doch aus völkischem Selbstbewußtsein; als drittes aber ging wie überall so auch hier die amtliche Religion des Staats einher, die mit allem Prunke gefeiert und doch von keinem geglaubt wurde. Als der Gau und seine Hauptstadt den Namen der großen Königin Arsinoë erhielten, übernahmen sie damit selbstverständlich die besondere Pflicht oder die besondere Ehre, der neuen Göttin zu dienen. Wir wissen wenig davon, eben weil dieser Gottesdienst nicht ins wirkliche Leben drang; aber wir sehen doch das Arsinoëfest gefeiert und finden den Gottesnamen der bruderliebenden Philadelphos in dem neugegründeten Philadelphia wieder, wie ganz im Westen des Gaus Theadelphia nach beiden Geschwistergöttern hieß. Hätte die religiöse Denkweise der Alten irgendwie zur Strenge geneigt, so würden die Göttin

Arsinoë und der Gott Suchos sich nicht vertragen haben, denn beide beanspruchten die Herrschaft über den Gau; aber in Wirklichkeit brauchte Suchos die Staatsgöttin nicht zu fürchten, die sich mit der öffentlichen Anerkennung begnügte und die Gemüter der Menschen dem alten Gaugotte überließ. Nach ihr trat auch die Königin Berenike als Göttin Aphrodite in den staatlichen Gottesdienst ein. Die römische Zeit brachte ohne weiteres die Verehrung des Kaisers mit sich, vor allem des Augustus, und prägte sie im Namen der Augustus-Straße und im Kaisareion aus, das hier wie überall im Reiche errichtet wurde. Aber der Kaiserdienst blieb erst recht eine amtliche Feierlichkeit ohne irgend eine Wirkung auf Glauben und Leben, mochte man noch so eifrig und laut die kaiserlichen Geburtstage und den Geburtstag der Roma begehen. Wie es scheint versuchte Kaiser Caracalla im Jahre 212 n. Chr. durch die Verleihung des römischen Bürgerrechts an die höheren Stände der Provinzen die neuen Bürger auch an die römischen Götter zu binden; was ein halbes Jahrhundert später Kaiser Decius mit gewaltsamen Mitteln in höchster Sorge um den Bestand des Reiches noch einmal und endgültig umsonst unternahm, erstrebte Caracalla durch die Förderung römischen Gottesdienstes. Die römischen Bürger sollten ihrer römischen Götter nicht entbehren, und in Arsinoe wie auch andrer Orten erhob sich ein Tempel des Jupiter Capitolinus. Sein Dienst war hochamtlich, sein Oberpriester hochvornehm, aber die Stadt steckte so tief in ägyptischen Vorstellungen, daß sie auch hierher den feierlichen Umgang der ägyptischen Götter übertrug. Ein großes Stück aus den Rechnungsbüchern dieses Tempels liegt uns noch vor und zeigt dem, der nicht nur Worte sondern auch Sinn lesen kann, fast mit jeder Eintragung, wie amtlich und glaubenslos es hier zuging.

Ganz anders da, wo das Volk noch an dem angestammten Gotte hing, am festesten außerhalb der Gauhauptstadt. Mochte auch hier und da ein alter Tempel veröden und verfallen, weil es ihrer gar zu viele gab, so fand sich doch ein frommer Mann, der ihn auf seine Kosten wieder herstellte, und wenn er die Erlaubnis des Königspaares dazu erbat, wenn er ihnen Opfer und Verehrung im hergestellten Heiligtume versprach, so bedeutete das nicht Gottesdienst sondern Untertanengesinnung. Wo wir einmal einen Einblick in Zahl und Größe der ägyptischen Tempel gewinnen, erschrecken wir fast vor diesem Übermaß: im zweiten Jahrhundert v. Chr. besaß das Faijumdorf Kerkeosiris außer seinem Haupttempel, dem des Krokodils Suchos, nicht weniger als zwölf Heiligtümer, deren manche

freilich klein gewesen sein mögen. Was aber solch' ein Haupttempel vorstellte, zeigt das Beispiel von Tebtynis in demselben Südwinkel des Gaus, denn zum Heiligtume des Soknebtynis-Kronos gehörten allein fünfzig höhere staatlich anerkannte Priester, im ganzen also mehr und sicherlich ein Heer von Tempeldienern.

Was die Papyrusurkunden erzählen, setzt sich am lebendigsten in Anschauung um, wenn man die fernste Wohnstätte des Faijum, zugleich eine seiner heiligsten betritt, das Dorf Soknopaiu Nesos, das heißt Insel des Soknopaios, eine Stunde nordwestlich vom Karunsee, einst am Rande anbaufähigen Landes, nicht weit von einem Kanale, heute das Trümmerfeld Dimê mitten in der Wüste. Noch kenntlich heben sich aus der weiten windgewellten Sandfläche längliche Schutthügel, denen man die Gestalt der Insel ansieht, obgleich viele Jahrtausende vergangen sein müssen, seitdem das Wasser hoch genug stand, um alles rings umher zu überfluten. In der Längsrichtung führt eine breite wohlgepflasterte Straße mitten hindurch, rechts und links von eingestürzten Häusern begleitet, die ohne Plan hingesetzt zu sein scheinen und gewiß einst ebenso eng zusammenlagen, ebenso schmale und krumme Gassen durchließen wie heute irgend ein Fellachendorf. Allerdings boten und bieten diese Ortschaften gerade im Bereiche der Wüste nicht das Bild dessen, was wir uns bei einem Dorfe denken, denn da hier Baum und Strauch nicht gedeihen und auch kaum gediehen, als die Insel des Soknopaios noch bewohnbar war, bestimmen und bestimmten die dicht gebauten Häuser, das heißt ein Gewirr weißgrauer Mauern aus Schlammziegeln oder Gipsziegeln, durchaus den Anblick, so daß man eine schmucklose, ärmliche Stadt zu sehen meint. Die große Straße steigt zur höchsten Fläche der Insel an, und hier ragen mächtige Mauerklötze von abenteuerlicher Gestalt, seltsam eingestürzt und seltsam stehen geblieben, noch heute zu beträchtlicher Höhe auf, die mehr als zwei Meter starke Umfassungsmauer des Tempelgebietes, die ein Rechteck von achtzig zu hundert Metern umschloß, und als sie noch unverletzt war, die Tempelbauten dem Ankommenden völlig verbarg. Heute fängt sich der Abendwind heulend in ihren Winkeln, und ihre wilden, drohenden Trümmer stehen in der Dämmerung fahl graugelb vor dem stahlgrauen Himmel. Nicht in der Mitte, sondern etwas seitlich verschoben war innerhalb des großen Vierecks der Tempel errichtet, zwei Bauten unmittelbar hinter einander in derselben Achse, der vordere roh aus Ziegeln und oberflächlich behauenen Kalksteinen der Wüste, zwar ohne Decke, aber noch leidlich erhalten, der hintere dagegen völlig

zerstört bis auf die Grundmauern, die in wohlbehauenem Kalkstein äußerst sorgfältig gesetzt den Grundriß genau darstellen, soweit nicht die gefallenen riesigen Decksteine ihn überlagern. Augenscheinlich enthielt einst der zweite das Bild des Gottes und die Räume des heiligen Dienstes, während der erste mit seinen Kellern und zum Teile türenlosen Kammern zu beiden Seiten des Mittelganges mehr für allerlei Vorräte Nebengelaß geboten haben mag. Beide zusammen erstrecken sich lang und schmal durch das ummauerte heilige Viereck, das noch andre kleinere Tempel umfaßte: links vor dem Hauptbau das sogenannte Geburtshaus des Gottes, weit hinten aber eine große Kapelle. Den übrigen Raum zwischen dem Zuge der beiden Tempel und den Umfassungsmauern füllen die Trümmer vieler Häuser, Wohnungen der Priester und Speicher des Gottes; hier hat man vor einigen Jahrzehnten eine Fülle von Papyrusurkunden gefunden, die Soknopaiu Nesos und besonders seinen Gott, seine Tempel, seine Priester uns wohl bekannt machen. Sie alle reichen frühestens bis ins dritte Jahrhundert v. Chr. hinauf, und auch die Bauten scheinen nicht älter zu sein; wahrscheinlich hat man damals, als das Faijum ganz erschlossen wurde, auch die alte ägyptische Inselstadt weit im Nordwesten erneuert. Das Tempelgebiet beherrscht den ganzen Ort; von seiner Höhe sieht man über ihn und bis zum Karunsee hin, jenseits leuchtet das grüne Faijum herüber, Abends sich über den See hinstreckend wie eine graublaue Wolke. Nach Nordwesten dagegen dehnt sich in zwei Stunden Entfernung die Kette des Wüstengebirges mit Hunderten von steilen Burgen oder Türmen, deren senkrechte Wände, oft seltsame Erker bildend, von schwerem Geröll bedacht werden. Des Morgens liegt vor ihnen dicker graublauer Nebel unter rötlichen Spitzen, des Nachmittags brechen tiefe violette und blaue Schatten zwischen die dunkel glühenden Gipfel, bis nach Sonnenuntergang alles verdämmert.

Die Insel des Soknopaios lag zwar unter Ptolemäern und Kaisern dem Verkehre nicht so fern wie heute, aber doch immerhin so ententlegen, daß der Einfluß hellenischen Wesens besonders gering blieb. Auch die griechischen Urkunden und Briefe lassen eine überwiegend ägyptische Bevölkerung erkennen, in den Namen ebenso wie in der ungewandten Schrift und der fehlerhaften Sprache; hier bewarb sich um die leitende Stelle in der amtlichen Schreibstube ein Mann, der selbst Fehler über Fehler machte. Menschen und Häuser, so scheint es, wurden von der Wandlung, die der Makedone und der Hellene ins Land brachten, nur oberflächlich

berührt. Der Dorfschreiber mußte seine Bücher nun griechisch führen, ein paar Hellenen ließen sich hier nieder, es gab hellenische Berufsschreiber, die Urkunden und Briefe aufsetzten, aber sonst änderte sich nicht viel. Gerade in den Dörfern am Wüstenrande des Faijum bedurfte es noch weit in die Kaiserzeit hinein des Dolmetschers zwischen Hellenen und Ägyptern, gewiß mehr im amtlichen Verkehr als im persönlichen. Und die sicherste Stütze ägyptischen Wesens war der Tempel, der schon äußerlich einen großen Teil der Gesamtfläche einnahm und wirtschaftlich gewiß eine Macht bedeutete. Noch mehr beherrschte der Gott durch ihn die Herzen; mochte er auch an Größe, Glanz und Ansehen weit hinter thebanischen Göttern und ihren Riesenbauten oder hinter dem Horos von Edfu zurückbleiben, so schlang sich doch auch hier um Soknopaios und seine Mitgötter, vor allem die zwei Gestalten der Isis Nephremmis und der Isis Nephersês, ein Kranz heiliger Handlungen und Feste: die Hochzeit der Isis Nephersês, den Geburtstag des Soknopaios, ein Hermesfest und ein Freudenfest beging man hier neben vielen anderen, Kränze und Myrrhen und Lichter gehörten zum Gottesdienste und erscheinen daher in den Tempelrechnungen ebenso gut wie der Silberschatz des Gottes. Gleich vielen andern Göttern gab Soknopaios Orakel, kündete Künftiges und deutete Geschehenes, und besonders deshalb pilgerten die Frommen hierher. Geht man die Tempelstraße aufwärts, so hat man ganz von selbst das Gefühl, in einer Schar von Wallfahrern sich dem Gotte zu nahen, bis sie alle den heiligen Bereich selbst betreten. Die Lage des Ortes an der äußersten Grenze der bewohnbaren Welt, vorgeschoben gegen die Wüste, das Übergewicht des Heiligtums über die Siedlung der Menschen, alles stimmt zu dem Bilde einer heiligen Stadt, wo der Glaube der Ägypter unerschüttert die hellenischen und römischen Jahrhunderte überdauerte. In stärkster Prägung stellt die Insel des Soknopaios den Gegensatz dar zu dem hellenischen Leben der Gaustadt Arsinoë, einen Gegensatz, der nicht nur für das Faijum gilt, aber gerade hier besonders spürbar wird.

Auch im Faijum läßt sich das Christentum erst spät nachweisen; vermutlich besaß es schon längst seine Anhänger unter den Armen und Geringen, hier und da verstreut, bevor es öffentlich bemerkt wurde. Wieviel ihrer geworden waren, trat nicht nur hier, und nicht nur in Ägypten eigentlich erst in den schweren Verfolgungen des dritten Jahrhunderts zu Tage. Aus der Regierungszeit des Kaisers Decius, um 250 n. Chr., ist eine ganze Reihe von Urkunden erhalten, die im Zusammenhange mit der Christenverfolgung jener

Jahre stehen, und die meisten dieser Papyrusblätter sind im Faijum, überwiegend im Dorfe Theadelphia, geschrieben worden, unmittelbare Zeugen dessen, was den Christen zugemutet wurde, und doch keine strengen Beweise für christliche Einwohner. Das Christentum war damals bereits eine Macht, die dem Bestande des Römischen Reiches gefährlich schien, zumal da von allen Seiten Angriffe der Germanen und Perser drohten und die römische Welt wirtschaftlich schon schwer erschüttert war. In dieser Not glaubten wahrhaft römisch denkende Staatsmänner das Heil nur finden zu können, wenn sie alles, was noch römisch fühlte, wieder um die römische Staatsreligion, um die alten Götter Roms sammelten, denn für den echten Römer bedeuteten Staatsgesinnung und Betätigung der Staatsreligion einfach das gleiche. Wie wir sahen, hatte schon Caracalla ähnliche Gedanken verfolgt; aber Decius machte vollen Ernst damit und verlangte von allen römischen Bürgern das tätige Bekenntnis zu den Göttern des Staats. Wenn eine solche Forderung überhaupt nötig wurde, so war in Wirklichkeit nicht mehr viel zu retten; allgemeine philosophische Weltbildung, Abkehr von jedem Glauben und nicht zuletzt das Christentum hatten wie die Religionen des Altertums überhaupt so erst recht die römische Staatsreligion unterhöhlt, die ja außerhalb Roms, in den Provinzen, niemals recht lebendig geworden war, sondern immer auf Behörden und amtliche Gelegenheiten beschränkt blieb. Die römischen Bürger der Provinz Ägypten, im wesentlichen die hellenische Bevölkerung und die höchsten Kreise der Ägypter, während die große Masse ausgeschlossen blieb, hatten weder zur Göttin Roma noch zum Jupiter Capitolinus irgend ein persönliches Verhältnis; aber zur offenen bewußten Ablehnung gab doch erst das Christentum Antrieb und Mut. Zielte also das allgemeine Opfergebot des Kaisers Decius auf alle römischen Bürger, ohne das Christentum überhaupt zu nennen, so richtete es sich doch in Wahrheit gegen die Christen, denn nur von ihnen war Widerstand zu erwarten. Überall, in jedem Dorfe sogar, wurde ein Ausschuß eingesetzt, der die Opferhandlungen der einzelnen römischen Bürger bescheinigen sollte. Diese ließen sich von Amtsschreibern in ganz fester Form eine Eingabe aufsetzen, worin sie jene Beurkundung erbaten, und so lesen wir auf schmalen Papyrusblättern zum Beispiel: „An den Opferausschuß von Aurelia Ammonarion vom Dorfe Theadelphia. Immer habe ich samt meinen Kindern Aurelius Didymos, Nufius und Taâs unser Leben lang den Göttern geopfert und sie verehrt, und jetzt haben wir in eurer Gegenwart dem Erlasse gemäß Trankopfer

und Tieropfer dargebracht und vom Opferfleische gekostet, und ich bitte euch es mir zu bescheinigen. Seid gegrüßt." Darauf folgt von zweiter Hand diese Bescheinigung: „wir, Aurelius Serenos und Aurelius Hermas, haben euch opfern sehen" und in unbeholfenen Zügen die eigenhändige Unterschrift des Hermas selbst. Den Schluß bildet das Datum, das der Berufsschreiber von vornherein hingesetzt hatte, indem er in der Mitte Raum für die Bestätigung ließ. Die allgemeine Betonung der Frömmigkeit war mehr Redensart, denn es kam eigentlich nur auf die einmalige öffentliche Opferhandlung an und auf den Genuß des Opferfleisches, der zweihundert Jahre früher den Korinthern schon Gewissensnot gemacht und den Apostel Paulus zur eingehenden Antwort bewogen hatte. Ob die Frau Ammonarion, als römische Bürgerin kenntlich am römischen Familiennamen Aurelia, den sie alle von dem Aurelius Caracalla überkommen hatten, eine Christin war, sieht niemand diesem Zettel an; aber wir wissen, daß der Staat durch die Forderung des Opfers die Christen entlarven oder zur Unterwerfung zwingen wollte, und die Kirchenväter erzählen, welche Not damit über viele hereinbrach, auch Not der Gewissen, denn so mancher verschaffte sich jene Bescheinigung ohne geopfert zu haben. Der Opferausschuß selbst stand in hundert Fällen den christlichen Bürgern durch Freundschaft oder Verwandtschaft nahe genug, um beide Augen zuzudrücken, und was im übrigen Bestechung vermochte, mag man sich leicht vorstellen. Hatten nun solche Christen ihren Heiland verleugnet? Durfte die Kirche sie dulden? Diese Frage bewegte die Gemeinden tief, als die Verfolgung nachließ und die Bischöfe ihre Getreuen sammelten.

Beweisen die zahlreichen Opferzettel, die sogenannten Libelli, aus dem Faijum unmittelbar noch nichts für den Bestand christlicher Gemeinden, so hören wir doch aus demselben dritten Jahrhundert von christlichen Sekten, den Meletianern und den Nepotianern, mit denen der alexandrinische Bischof Tage lang über ihre Lehre vom tausendjährigen Reiche streiten mußte. Aber wie überall in Ägypten die Spuren christlichen Lebens noch im vierten und fünften Jahrhundert höchst dürftig sind, wenn man sich an Urkunden und Briefe hält, während die Kirchengeschichte schon viel zu berichten weiß, so steht auch das Faijum eigentlich erst im sechsten Jahrhundert fast unvermittelt als christlicher Gau vor uns und in ihm Arsinoë als christliche Stadt; das Werden liegt noch ziemlich im Dunkeln, wenn auch Bibeltexte in faijumischer Mundart erkennen lassen, welche Kreise hier sich dem neuen Glauben angeschlossen hatten, denn nur die Ägypter sprachen diese Gauform des Koptischen im Unter-

schiede von den Hellenen, zu denen das Evangelium, wie sich von selbst versteht, in seiner griechischen Urgestalt kam. Nun, in der Zeit Kaiser Justinians, sieht hier alles christlich aus. Am Wüstenrande zumal im Süden haben sich Mönche und Mönchssiedlungen niedergelassen, die zu Klöstern zusammenwachsen; und diese gottseligen Einsiedler betreiben neben dem frommen Leben, das wir ihnen glauben wollen, sehr weltliche Geschäfte, indem sie ihre Einsiedeleien verkaufen. Der Mönch Eulogios besitzt sogar mehrere und veräußert sie, war also nicht nur auf Weltflucht sondern auch auf Weltgewinn bedacht. Sogar in dieser Zeit noch hausen hier Orthodoxe und Meletianer nahe bei einander auf dem hohen Wüstenrande. Die Gaustadt Arsinoë besaß ihre christlichen Herbergen und Krankenhäuser, alles Gründungen der Kirchen, die nicht nur ihre Nächstenliebe damit bekundeten, sondern auch nach dem Vorbilde heidnischer Tempel wirtschaftliche Unternehmungen betrieben und durch solche Anstalten wie durch Kauf und Vermietung von Häusern sich zu stützen verstanden. Wie damals die Namen der Straßen und Stadtviertel nach Heiligen und Kirchen sich ins Christliche wandelten, bemerkten wir schon früher; auch äußerlich war Arsinoë eine ganz christliche Stadt geworden mit zahlreichen Kirchen, die hauptsächlich nach Heiligen benannt waren, nach der Gottesmutter Maria, den heiligen Aposteln, nach Johannes und Markus, dem heiligen Petrus und den berühmten Schutzherren der Ärzte Kosmas und Damianos; dazu kamen Heilige wie Viktor und Theodoros, Dorotheos, Julius, Kolluthos, Sansnôs, Phoibammon und Thekla, deren Namen zum Teile zwar auch der allgemeinen Kirche bekannt sind, hier aber örtliche Größen sein können; nirgends vergaß man, den Märtyrern eine Kirche zu weihen. Andre hießen die große und die katholische Kirche etwa im Unterschiede von einer kleinen und einer Sektenkirche. Was die Papyrusblätter gelegentlich erzählen, erreicht gewiß die Menge der Kirchen noch nicht, die Arsinoë besaß. Von den Gottesdiensten hören wir mancherlei durch einen christlichen Festkalender aus Oxyrhynchos, den wir im allgemeinen auch für das Faijum zu Grunde legen dürfen, nur daß die Heiligentage wahrscheinlich abwichen. Aber die Hauptfeste, die Erscheinung Christi, der Tag der Buße und die regelmäßigen Gottesdienste am Sonntage wurden sicherlich hier wie dort begangen. Selbst jenes unvollständige Blatt enthält in einem Monat allein mindestens dreizehn Hauptgottesdienste, ohne den Sabbatsgottesdienst zu rechnen, den die ägyptische Kirche noch lange neben dem Sonntage feierte. Wie einst die Priester des

Suchos Stadt und Land überschwemmten, müssen jetzt christliche Geistliche in den Straßen Arsinoes, draußen Mönche und Nonnen sich jedem Blicke aufgedrängt haben. Aber von innerem Leben spürt man in dem Einzigen, was noch zu uns redet, in den koptischen Märtyrerbüchern nicht eben viel.

Heute sitzen die ägyptischen Christen, die unter dem Namen der Kopten allen Druck des Islam überstanden haben, gerade in den mittleren Städten Ägyptens, in Medinet el Faijum wie in Assiut; ihre Kirchen und Klöster reichen in frühe Zeit hinauf und bewahren Erinnerungen an die großen Tage des ägyptischen Christentums. Aber die Gegenwart ist arm an Geist und hat eigentlich nur Formen bewahrt. In der Lebensgewohnheit weichen heute die Kopten nur an wenigen Punkten von ihren islamischen Landsleuten ab; jedoch haben sie es oft verstanden, reich zu werden und in Ämter zu gelangen.

Lebensart, Geist, Stimmung.

Mochte auch die hellenische Weltbildung und Weltsitte, die in diesen Jahrhunderten Ägypten und den Osten durchdrang, im Wesen einheitlich sein, so konnte sie doch den Unterschied der Großstadt und Weltstadt von dem Lande, der Provinz nicht aufheben. Das Leben spielte sich in Alexandreia, in Memphis und im Faijum ähnlich ab, allein es blieb ein Abstand, der immer größer werden mußte, je ferner die Meerstadt lag, je schwerer hellenischer Einfluß in dem langgestreckten Tale des Nils aufwärts dringen konnte. Auch dem heutigen Betrachter wird es fühlbar, wie die Provinz, selbst die zweite Stadt des Landes, Memphis, vieles erst aus zweiter Hand empfängt, was in der ersten unmittelbar lebt, wie sie nachhinkt, so eifrig sie auch nachzuahmen strebt. Denn das taten die großen Gaustädte alle, Memphis wie Arsinoë, Hermupolis, die Antinoosstadt und Oxyrhynchos; sie wollten ein Alexandreia sein oder mindestens so aussehen. Im geistigen und künstlerischen Leben erreichten sie es niemals, rangen vielleicht auch gar nicht so sehr darum, aber ihre Straßen sollten sich kreuzen, ihre Tore und ihre Plätze so heißen wie die alexandrinischen und sollten die Pracht der Hauptstadt womöglich übertreffen. Es konnte ihnen auch hier und da gelingen, weil die meisten unter ihnen erst weit später Großstädte wurden und von vornherein das alte Alexandreia überbieten wollten. Im Prunk der öffentlichen Bauten mochten sie nicht zurückstehen noch auch im Glanz und Lärm der Feste, Wettkämpfe und Aufführungen.

Gewiß gingen genug lebendige Beziehungen herüber und hinüber, um einen Funken des sprühenden alexandrinischen Lebens überspringen zu lassen; aber es war doch mehr das Festgewand und das Festgeräusch, was diese Städte sich aneigneten, der Geist und die Leidenschaft blieben in Alexandreia, und wer in der Provinz beides besaß, fühlte sich unwiderstehlich zum Pharos gezogen.

Auch im Faijum hielten die alten rein hellenischen Geschlechter stolz auf ihre Herkunft und hüteten ihre Stammbäume Jahrhunderte hindurch; gegen Ende des dritten Jahrhunderts konnte eine solche Familie, die zum Kreise des Gymnasion gehörte, ihre Ahnen bis zum neunten im Jahre 4 n. Chr., zur Zeit des Kaisers Augustus, nachweisen. Den Zusammenhang und das hellenische Bewußtsein dieser Kreise wahrte in der Stadt Arsinoë wie auf den Dörfern, wo sie anfangs als Krieger-Siedler, später als Selbsteigentümer ihre Güter hatten, das Gymnasion mit seiner körperlichen und geistigen Schulung, mit seinen Festen und Wettkämpfen. Wo ihrer eine größere Anzahl zusammen wohnte, gründeten sie sich einen solchen Mittelpunkt, und wenn Gymnasien in Dörfern nur vereinzelt erwähnt werden, so gab es ihrer sicherlich mehr als wir wissen. Mit Kampfspielen und Siegespreisen feierten Hellenen und Makedonen tief im Faijum die Königsfeste des Herrscherhauses, die den Namen des Ptolemaios und der Arsinoë trugen, kleiner und schlichter als in der Gauhauptstadt oder gar in Alexandreia, aber doch in demselben Sinne, der den Festzug des Philadelphos, den Höhepunkt allen Glanzes, beherrschte. Damals, im dritten Jahrhundert v. Chr. standen viele von ihnen noch in lebendiger Beziehung zur Weltstadt, weil sie in die Bürgerlisten Alexandreias eingetragen waren oder es zu erwarten hatten; ein Jahrhundert später begehen sie zwar in Philadelphia das hellenische Lampenfest, aber der Makedone, dem sie das Führeramt übertragen haben, beschwert sich, weil er die Mittel dazu nicht besitze, beim ägyptischen Dorfschreiber, ohne noch etwas vom Stolze des Herrenvolkes zu empfinden. So gleitet mancher in die Mischung des Blutes und der Lebensart hinab. Aber im wesentlichen retteten doch die Hellenen des Faijum ihre Art, ihr Gymnasion, ihre Kampfspiele in die Kaiserzeit hinüber, die sie begünstigte. Die mächtig aufblühenden Städte wetteiferten im Prunk der Ausstattung, der Preise, in den Ehren und Ehrengehältern, die sie dem siegreichen Mitbürger aussetzten, wenn er Hermupolis oder Arsinoë in der ganzen Welt als siegreicher Läufer, Ringer oder Werfer berühmt gemacht hatte, und boten alles auf, um durch den Glanz, den sie entfalteten, die Berühmtheiten der

hellenischen Welt anzulocken, wenn auch überwiegend Hellenen aus Ägypten kamen, wie uns Listen von Hermupolis zeigen. Neue Städte begründeten neue Kampfspiele; so entstanden in der Antinoosstadt die Großen Antinoosspiele. Die römische Regierung förderte bewußt das hellenische Selbstgefühl, die hellenische Eigenart gegenüber den Ägyptern, und wie in Alexandreia der kaiserliche Statthalter zu den großen Hellenenfesten selbst erschien, so führte im Lande der Epistratege, das heißt auch ein römischer Ritter, den Vorsitz. Gerade das Gymnasion und die Wettkämpfe haben das hellenische Wesen frisch erhalten und durch den Anschluß an die früher geschilderten Weltverbände auch die entlegenen Städte Ägyptens mit der gesamten hellenischen Welt in Verbindung gesetzt; aber den Zusammenbruch der hellenischen Familien unter der Last der römischen Zwangsämter haben sie nicht gehindert, ja durch ihre maßlosen Anforderungen eher beschleunigt. Im dritten Jahrhundert haben die Gymnasionsvorsteher von Oxyrhynchos manchmal Tag um Tag gewechselt, weil kein Hellene mehr wohlhabend genug war, den Aufwand des Amtes auf längere Frist zu bestreiten.

Dieselben Hellenenkreise pflegten in weiter Ferne vom hellenischen Mutterlande, fern auch von Alexandreia, die Künste der Musen, wie sie alles nannten, was den Geist bildete und aus dem Geiste geboren wurde. Wenn der Boden Ägyptens schon mehr als anderthalb Tausend große und kleine Blätter aus den griechischen Dichtern, Denkern, Rednern und Erzählern hergegeben hat, Bekanntes und Unbekanntes, so verdanken wir es diesen Städten und Dörfern im Faijum und im Niltale bis weit nach Oberägypten hinauf. Oxyrhynchos ist bisher am ergiebigsten, aber auch Hermupolis und Arsinoë haben vieles erhalten, und nicht ohne Erstaunen sehen wir, wie auch die Dichtung bis nach Tebtynis im südlichen Faijum vorgedrungen ist; sogar die entlegene Insel des Soknopaios hat uns ein Blatt aus Platons Verteidigungsrede des Sokrates geschenkt, freilich in schlechtem Texte und schlechter Schrift, fast als ob dort alles Hellenische verkümmert wäre. Überallhin nahmen die Hellenen die Werke ihrer geistigen Führer mit, wenn nicht aus Freude daran, so zum mindesten als Vorbild der Sprache, besonders Demosthenes, und als die Grundlage aller hellenischen Bildung, das geistige Band aller, das Lehrbuch jeder Schule: die Lieder Homers. Hellenische Wissenschaft wurde in Städten wie Oxyrhynchos und Hermupolis ernsthaft gepflegt, blieb aber von Alexandreia abhängig; wenigstens tritt nirgends etwas Eignes zu Tage. Die Hauptstadt zog alle Kräfte an sich, ihre besondere Art

prägte sich aber der Provinz doch nur zum Teile auf. Das offenbart sich am deutlichsten in der christlichen Wissenschaft, denn was Alexandreia hier für die ganze Welt leistete, was hier zu dem Höhepunkte Origenes aufstieg, ist kaum nilaufwärts gedrungen, soweit wir uns heute nach den Funden ein Urteil erlauben dürfen. Es hängt ohne Zweifel mit der besonderen Art der christlichen Gemeinden zusammen, die weit mehr Ägypter als Hellenen an sich zogen; aber es mahnt doch zur Vorsicht auch im Hinblicke auf die weltlichen Bücher und lehrt auf den Abstand der Provinz von Alexandreia zu merken. Was die Provinz erzeugte, können wir heute von den gleichen großen und kleinen Werken Alexandreias noch nicht scheiden, sondern dürfen ja müssen alle diese leichten vergänglichen Werke der Nachahmung oder des unbefangenen Volksgeschmackes, zum Beispiel die mimischen Gespräche oder die Posse von Oxyrhynchos, als Einheit betrachten; und die großen Geister oberägyptischer Herkunft, der Astronom Ptolemaios und der Dichter Nonnos, gehören für uns in das Geistesleben Alexandreias hinein. Andre Namen weiß man kaum zu nennen; nur Alexandreia, nicht Ägypten hat aus hellenischem Geiste kräftig fortgezeugt.

Wo Hellenen auf dem Lande wohnten, zumal die selbstbewußten Siedler im Faijum, sorgten sie auch für den Unterricht ihrer Kinder, der ja Sache des freien Willens war; auf Tonscherben schrieben die Kinder von Philadelphia ihre Aufsätze. Die höhere rhetorische Bildung konnte man in den großen Gaustädten ohne Zweifel finden, wenn auch Vollendung wahrscheinlich nur Alexandreia bot. Der Brief des kleinen Theon drückt kindlich eigensinnig aus, was doch jeder wollte: die Hauptstadt sehen, um dort zu genießen und zu lernen. Es gibt Briefe genug, die davon zeugen. Ein Großes aber hat die Schule und die Pflege der Dichtung wie der Wissenschaft im ägyptischen Lande geleistet: sie hat hier den Hellenen mitten unter den Millionen der Ägypter eine im wesentlichen reine Sprache bewahrt. Gewiß klingt das volkstümliche Griechisch in den Briefen des Bürgerstandes nicht nur lockerer, sondern oftmals auch unbändig oder verworren neben dem edlen Stile des Hochgebildeten, aber es ist doch eine lebendige Sprache, die alle Gefahren der Verwilderung schließlich immer wieder überwindet, und die Sprache der Urkunden, offenbar durch amtliche Vorbilder erzogen, hat sich sogar eine bewundernswerte Klarheit und Sicherheit bewahrt, bis alles im Strudel der byzantinischen Hochflut versinkt. Selbst die hellenisch-ägyptische Mischbevölkerung besteht am Prüfstein der Sprache, wenn man sie gerecht beurteilt und nicht die

Bindung strengsten Stiles von ihr verlangt. Der Staat half mit, indem er auf der griechischen Amtssprache bestand, aber ohne den Willen und die Ausdauer der Hellenen hätte er schwerlich die Herrschaft des Griechischen im Niltale auf die Länge erzwingen können. Mehr als alles andere beweist die Sprache, daß bei den Hellenen im Faijum und von Memphis bis in die Thebais der hellenische Geist zwar stolpern aber nicht fallen konnte.

Auch die bildende Kunst dieser Jahrhunderte trägt hier das Gepräge hellenischer Art, wie wir früher beobachtet haben. Sie blieb gewiß beträchtlich hinter Alexandreia zurück, und manchmal meinen wir es spüren zu können; aber Werke wie die Menschenbilder von Hawara im Faijum dürfen sich überall sehen lassen. So wenig wie sonst wollen sich hier Sonderungen und Verbindungen einer Formel fügen; für unsre Betrachtung muß Alexandreias Kunst, die wir so wenig unmittelbar kennen, aus der vielfach besser erhaltenen des Faijums und des Niltals gewonnen werden. Vielleicht wird später ein gereifter Blick aus reicherer Anschauung heraus Grenzen, Unterschiede und Stufen erblicken; heute würde es allzu gewagt sein mehr zu sagen als im allgemeinen die Ursprünglichkeit und Überlegenheit Alexandreias anzuerkennen, dem die Provinz folgte ohne es zu erreichen. In jeder großen Hellenengemeinde erstand auch das Theater, das die berühmten Stücke der großen attischen Dichter aber auch die oft heiter unbedeutenden der Gegenwart brachte; wie reich sein Leben sich entfalten konnte, hat uns Ptolemaïs schon gezeigt. Das Theater war auch die Stätte der Musik, war allgemeiner Versammlungsplatz, kurz einer der Mittelpunkte hellenischen Lebens und dafür in der Provinz ebenso wichtig wie das Gymnasion. Aufs Dorf hinaus zog die hohe Kunst der Bühne freilich nicht; aber Musikanten allein oder in Gesellschaft, Kitharaspieler und Flötenbläser begleiteten die Feste des Dorfes, das ländliche Kelterfest der Weingegenden, die Freuden der Vereine und der Familien. Gaukler und Possenreißer gingen von Dorf zu Dorf, Tänzer und Tänzerinnen ließen sich mit Reiteseln holen, gut beköstigen und gut bezahlen. Aber auch ohne sie pflegte hellenische Gastlichkeit den Zusammenhang der Volksgenossen, wenn man sich zu Hochzeiten, Geburtstagen oder auch ohne solche Anlässe einlud auf Zetteln, deren manche noch vor uns liegen. Im Einzelnen versagt jetzt noch unser Urteil; nur fühlen können wir, wie viel voller und reicher solche Aufführungen gegenüber einem Faijumdorfe in der Stadt Arsinoë klingen mußten, wo die Stadtverwaltung es sich etwas kosten ließ, um Rhetoren und Homersprecher, berühmte

Kitharaspieler und Sänger zu gewinnen, wie matt und nachgeahmt aber auch dies Aufgebot wirkte, wenn man Alexandreia kannte. Ganz von selbst stufen sich Leistungen und innere Schwungkräfte ab: in byzantinischer Zeit rasen die Blauen und Grünen im Gehege der Rennbahn Konstantinopels; Alexandreia ahmt sofort die Kaiserstadt nach, und Oxyrhynchos kann nun auch nicht mehr ohne Blaue und Grüne leben. Alle diese Hinweise sollen und können nur Andeutungen sein, zumal da wir diese Erscheinungen schon an Alexandreia genauer verfolgt haben; es kam nur darauf an, sie jetzt noch einmal von der Provinzstadt und vom Lande aus zu beobachten.

Diesem reichen Bilde, dem Abglanze Alexandreias, steht nun der harte Druck gegenüber, der in Stadt und Land besonders unter den Kaisern immer fühlbarer wurde, in den Städten auf den Schultern der Hellenen das Zwangsamt, dem man sogar mit Verzicht auf den größten Teil des Vermögens zu entgehen suchte, in den Dörfern die Pflicht, Staatsland in Pacht zu nehmen, und für die Ägypter das knechtische Muß der Fron an Dämmen und Kanälen. Eine Zeit lang mochte die Weltstadt Alexandreia besser daran sein, weil sie im wirtschaftlichen Niedergange der späteren Kaiserzeit doch am Welthandel Anteil behielt; aber allmählich siegte auch in Ägypten das Land über die Stadt, wie wir selbst es heute erleben. Brach alles zusammen, trieb die Teuerung das Notwendigste zu unsinnigen Preisen hinauf, schwanden alle festen Werte, so blieb der ländliche Ackerboden unerschüttert und lieferte weiter, was jeder brauchte. Der Großgrundbesitz der byzantinischen Jahrhunderte folgt aus dem wirtschaftlichen Zusammenbruche und bedeutet den Sieg des Landes über die Weltstadt. Die Herrschaft der Hellenen über Ägypten war vom Meere gekommen und ruhte auf der Meerstadt Alexandreia; die arabische Eroberung knickte die Blüte des hellenischen Wesens und Geistes, die ägyptischen Bauern erstarkten wieder, und die neue Hauptstadt erstand mitten im Lande, nicht weit vom alten Memphis. Solche Wandlungen sind mehr als einmalige Ereignisse, sie sind Sinnbilder, die lang währende Entwicklungen ausdrücken und deuten.

Aber durch allen Wechsel hindurch beharren die Formen des Einzeldaseins, anders geprägt in der Weltstadt, anders in den Gauen. Rein äußerlich war hier das Leben scheinbar freier, in Wirklichkeit viel abhängiger von der Willkür der Beamten, der Schreiber, die seit Jahrtausenden schon Ägypten geknechtet hatten. Hier fühlten sie sich als Herren und zwangen ganze Ortschaften, sich in ihren Schutz, das heißt in völlige Abhängigkeit zu geben,

hier mißbrauchten sie ihre Gewalt, ohne schnelle Strafe fürchten zu müssen. In dieser Beziehung gleicht so mancher Dorfschreiber ptolemäischer Zeit dem gefürchteten Pagarchen Menas, der unter Justinian Oberägypten auspreßte. Namentlich die ägyptische Bevölkerung fand wohl niemals den Mut zur Gegenwehr, ein ganzes Dorf wurde von zwei gewalttätigen Hellenen beherrscht, andere ständig von Räubern heimgesucht, die an der Wüste, nahe der Grenze des bewohnten Gebietes, sich am sichersten fühlten, weil sie leicht ins Unerreichbare entweichen konnten; aber sie waren auch dreist genug, um sich in der Tempel= und Totenstadt von Memphis festzusetzen. Manchmal wurden sie wohl verfolgt, wenn ein König oder Statthalter es wieder einmal scharf verfügt hatte; aber gerade als der äußere Bestand des römischen Reichs und sein innerer Halt ins Wanken gerieten, trieb die Not viele aus ihrem Dorfe, und wer kein Unterkommen fand, sah schließlich nur den Ausweg, sich den Räuberbanden anzuschließen. Der Staat selbst trieb mit seiner Erpressung der Dienste die hilflosen Untertanen in die Räuberei, und weder der Kampf dagegen noch die Mahnung zur straflosen Heimkehr fruchtete.

Konnten wir das Leben des Einzelnen in der Weltstadt Alexandreia uns im Grunde nur so weit deutlich machen, als es durch große und allgemeine Lebensäußerungen ausgedrückt und bestimmt wird, so haben wir gerade aus dem Faijum die Fülle der kleinen Züge und sehen die Menschen in ihren täglichen Leiden und Freuden, auch in ihrer meistens recht nüchternen und kleinlichen Gesinnung, nur selten von einem frischen Hauche belebt. Man spürt etwas von der Enge kleiner Verhältnisse, wo jeder den andern kennt, alles verschwägert und alles im Streite ist. Die Auswüchse großstädtischen Lasters mögen fehlen, obwohl gerade im Faijum geklagt wird: „sie haben's immer mit Wein und Huren"; dafür verklagen, schlagen, morden sich die Menschen um Nichtigkeiten, und wenige Drachmen sind ihnen ein kampfwürdiger Gegenstand. Wir verstehen die Briefe, die davon erzählen, so schwer, weil ihre Verfasser alles Denkbare als bekannt voraussetzen, und weil es sich fast immer um Kleinigkeiten handelt, die dem Einzelnen wichtig, dem späteren Betrachter aber kaum greifbar sind. Gerade im Faijum mischen sich Hellenen und Ägypter, die Geschwisterehe geht durch ganze Häuser und Geschlechter, ägyptische, hellenische und römische Namen werden zu einem Vorrat, aus dem die Eltern wahllos herausgreifen, ohne noch etwas vom Volkstum der Namen zu spüren. Jedes Haus fast ist solch ein Durcheinander, und unausgesprochen aber sich

oft sehr deutlich verratend steht es fast in jedem Briefe. Ebenso werden die kleinen Züge des häuslichen Lebens nur selten geradezu erwähnt, sehr häufig aber ergeben sie sich dem aufmerksamen Leser von selbst, und vieles entgeht uns noch: die Lage der „Vaterlosen", die es in Menge gab, das Verhältnis der Ehegatten und der Eltern mit den Kindern. Kaum je klingt die Besonderheit eines Ortes oder einer Landschaft hindurch, deutlich aber die gesamte kleinbürgerliche etwas beschränkte Provinzstimmung. Dabei ist alles in Bewegung und geht oder fährt im Gau hin und her, denn die Entfernungen sind gering, auch im verhältnismäßig weiträumigen Faijum; wer das heutige Leben kennt, findet es hundertfach wieder in den kleinen Zügen der Urkunden und Briefe. Diese Menschen sehnen sich aus der Enge ins Treiben der Weltstadt, heute nach Kairo, damals nach Alexandreia, als könne man eigentlich nur dort leben, und gewiß fanden sie in den Straßen, wo alle Völker sich begegneten, genug Freunde aus der Heimat; aber die Tochter, die vielleicht einem unlieben Elternhause entrinnen wollte, fühlt sich doch verlassen: „Du sollst wissen," schreibt Serenilla ihrem Vater, „daß ich allein bin. Bedenke: meine Tochter ist nach Alexandreia! Damit auch ich merke, daß ich einen Vater habe, damit man mich nicht ansieht, als hätte ich keine Eltern." Und daneben wieder die Sorge nur ums Allernächste, ohne jeden Gedanken an die große Welt, die unbekümmert um die Not der Mutter ihren Schritt unaufhaltsam geht: „Isidora ihrem Herrn Bruder viel Freude. Tu was du kannst, laß alles stehn und liegen und komme morgen: das Kindchen ist krank, ganz wenig ist's geworden, hat nichts gegessen, sechs Tage ist's her. Ich fürchte, es stirbt, während Du nicht hier bist. Ich sag Dir, wenn es stirbt, während Du nicht da bist, geh' ich auf und davon oder erhänge mich, und Du wirst mich nicht finden." Solche Äußerungen enthalten mehr als Worte, denn sie lassen Stimmungen mitklingen, die dem späten Erforscher und Betrachter vielleicht am meisten von dem längst vergangenen Leben offenbaren, wenn er sich selbst darauf abzustimmen weiß. Die unendlich mannigfaltigen Zeugnisse der Vergangenheit sind so vieldeutig, daß der prüfende Verstand allein ihrer nicht Herr wird, sondern des Gefühls für das Unmeßbare und Unwägbare bedarf, um das Einzelne richtig einzuordnen, die Zusammenhänge zu spüren und die Luft der verschwundenen Welt zu atmen; nur dann wird er auch das Wort dafür finden.

---

3. Die Thebaïs.

Götter, Tempel, Glaube.

Weit im Süden Ägyptens, dem Wendekreise und der heißen Zone nicht mehr fern, unter einem regenlosen, ewig blauen Himmel ragt aus dem Häusergewirr der Stadt Edfu der einzige Tempel empor, der vollständig aus dem Altertum bis auf die Gegenwart stehen geblieben ist, ein gewaltiger Zeuge mehr als zweitausendjähriger Vergangenheit. Zwar kann er sich an Größe mit den Riesenhallen von Karnak nicht messen, aber während sie doch nur ungeheure Trümmer sind, steht der Tempel Edfus unverletzt, bereit Gott, Priester und Gläubige zu empfangen. Wie er jetzt erscheint, so sind auch einst seine grauen Mauern und goldgelben Säulen aus dem hellen Weiß und Grau der Häuser, dem staubigen Grün der Palmen aufgestiegen, denn die alte Stadt wird bei manchem Unterschiede des Einzelnen im Ganzen der heutigen geglichen haben. Begonnen hat den Bau an Stelle eines älteren Heiligtums der dritte Ptolemaios, fängt doch gerade damals eine Zeit eifrigen Tempelbaus an, ungefähr 150 Jahre lang, später neu aufgenommen von den römischen Kaisern. Was heute das Bild des ägyptischen Tempels dem Reisenden am stärksten einprägt, sind nicht die Gotteshäuser der einheimischen Pharaonen, sondern die Werke der Ptolemäer, denn gerade sie gewähren mehr als alle andern noch einen lebendigen Eindruck vergangenen Glaubens. Oberägypten zeugt davon mit den Tempeln in Dendera, der fast ebenso gut erhalten ist wie der in Edfu, dann immer weiter nach Süden Kom Ombo, wo der Tempel hoch und steil aus dem Nil aufsteigt, mit weitem Blick über den Strom, das schmale Fruchtland und die geheimnisvolle Wüste des Westens, der Tempel selbst so wundervoll erhalten und so wundervoll eingestürzt, daß die volle Raumwirkung mit der Übersicht über den Grundriß vereinigt wird, ein Bau in Verhältnissen, Formen und Frische bemalter Kapitäle erst durch den Zusammenbruch mancher Teile dem Lichte erschlossen und zu reinster

Wirkung geführt; endlich schon jenseits des ersten Katarakts die Tempel der heiligen Insel Philai. Insel und Stadt mitten im großen Strome waren eines der Wunder der Welt, der heilige Boden der großen Isis; auch ihr haben die Ptolemäer ein neues Haus gebaut, und noch Kaiser Hadrian hat den vielbewunderten Kiosk hinzugefügt, eine hohe, luftige Halle seitwärts vom Hauptzuge der großen Gotteshäuser. Dies Wunder freilich ist nun verschwunden; noch vor zwölf Jahren war es möglich, den Isistempel zu betreten, obgleich der Stausee, den der mächtige Damm quer über den Nil zwei Kilometer hinlaufend aufspeichert, die ganze Insel schon überflutet hatte und das Boot durch Hadrians Kiosk und zwischen den Seitenhallen hineinfuhr. Seitdem ist der Staudamm so erhöht worden, daß Philai verschwand, und unter dem Wasser werden diese Bauten, die ihresgleichen nicht hatten, allmählich zu Grunde gehen, während es möglich gewesen wäre, sie ohne Schaden für die wirtschaftliche Leistung der großen Stauanlage zu erhalten. Diese vier großen Tempel zeugen von dem Eifer der Ptolemäer um die ägyptischen Götter, von ihrem Bemühen, den ägyptischen Untertanen als echte Nachfolger der heimischen Pharaonen zu erscheinen; was sie im Delta getan haben, ist dahin, und so tritt uns gerade im südlichsten, schmalsten Niltale Ägyptens die ägyptische Seite auch der makedonischen Königsherrschaft überraschend vor Augen. Ptolemäer stehen hier betend und opfernd riesenhaft im Flachbild an den Wänden, in nichts unterschieden von irgend einem Thutmosis oder Ramses, und sie wollten ihnen auch gleichen; ihre Freigebigkeit konnte viele der alten Pharaonen in den Schatten stellen, weil sie wirklich mächtig und darum reich waren. Wenn sie aus eigenen Mitteln bauten, so stammten diese Mittel zuletzt doch wieder von den Göttern selbst, vom eingezogenen, verwalteten oder besteuerten Tempelland. Weil sie die Macht der Priesterschaften brachen, konnten sie großartig bauen und ihre Frömmigkeit dem frömmsten aller Völker beweisen. Alle diese Bauten zogen sich durch Jahrzehnte, zum Teil über ein Jahrhundert hin, ähnlich wie unsre großen Dome, die auch nicht mit einem Schlage entstanden, sondern langsam wuchsen und sich immer wieder ändern lassen mußten. Kein Hauch hellenischer Baukunst weht hinein. Hier blieb der ägyptische Baumeister Herr und hielt sich genau an die geheiligten Formen, die schon damals Jahrtausende alt waren, Formen voll inneren Rechts, denn sie allein konnten und können der großartigen Landschaft Ägyptens Stand halten. Auch den Schmuck in Flachbild und Farben bestimmte nichts als rein ägyptischer Kunstwille. Der Kenner

scheidet zwar den Ptolemäerstil von früheren, aber echt und nur ägyptisch ist auch er. In den Inschriften entfalten die Priester ihre ganze Gelehrsamkeit, tragen aus alter Zeit gewählte Ausdrücke und Schriftzeichen zusammen, die ihre Zeitgenossen nicht mehr verstehen, und fügen den heiligen Wortlaut in Formen bewußt altertümlichen Klanges. Was sie aber an den Wänden der Hallen und Kammern verewigen, das erzählt nun bis ins Kleinste getreu den Hergang aller heiligen Handlungen, die in dieser Kammer oder in jener Halle an diesem oder jenem Tage, zu dieser oder jener Stunde vollzogen werden, erzählt die Lieder zu Ehren der Götter, erzählt von den Schicksalen und Erlebnissen der Götter selbst, und im kleinen Bücherzimmer des Tempels stehen an der Wand die Namen der Bücher verzeichnet, die als Papyrusrollen hier aufbewahrt wurden. Diese ptolemäischen Inschriften, nach Schrift und Sprache sich in entlegenste Gelehrsamkeit hüllend, plaudern alles aus, was im Heiligtum geschieht, weil es jenen Menschen einer für Ägypten späten Zeit nicht mehr selbstverständlich war, sondern höchst bemerkenswert, ja vielleicht schon seltsam erschien. Gerade deshalb aber war es wichtig und verlangte genaue Beachtung bis ins Kleinste, es mußte sichtbar und unzerstörbar aufgezeichnet werden. Niemals besteht der Glaube strenger auf seinen äußeren Formen, als wenn er stirbt. Für uns sind gerade die Ptolemäerinschriften unschätzbar, weil sie ausdrücklich sagen, was ältere Jahrhunderte wußten, ohne es auszusprechen, wir aber niemals raten könnten.

Edfus Tempel gehörte dem Horos, einem der Urgötter Ägyptens, den die ordnende Phantasie des Glaubens zum Sohne des göttlichen Paares Isis und Osiris gemacht hatte. Die Hellenen erblickten in ihm eine Ähnlichkeit mit ihrem Apollon, so daß nun der doppelnamige Horos-Apollon beiden Völkern zu gehören schien. In Wahrheit freilich blieb es hier wie überall bei den Göttergleichungen: Wesen und Dienst des Gottes wahrten ungetrübt ihre ägyptische Art, woran der hellenische Name nichts änderte. Nach dem Gotte erhielt die Stadt den Namen Apollinopolis, Apollonsstadt, und zwar „die große“ im Unterschiede von einer andern. Ihre Bedeutung verdankte sie wohl der Wüstenstraße, die gegenüber, auf dem rechten Ufer des Nils, vom Roten Meere her durch die arabischen Berge Waren des Ostens und Südostens heranführte; aber auch reiche Felder gab und gibt es gerade hier, während sonst im südlichen Oberägypten die Wüste schon vielfach bis an den Strom vordringt und alles Leben tötet, wie sie es auch Edfu gegenüber auf der Ostseite tut. Das lange, im Verhältnis

schmale Rechteck des Tempels wird von einer hohen Umfassungsmauer gebildet, die jeden Blick von außen abwehrt. Vorn begrenzen es zwei mächtige Pylone, deren Vorderseiten noch die ausgesparten Rinnen für riesige Fahnenstangen zeigen. Hat man diesen wuchtigen Torbau durchschritten, so bleibt alles unruhige Leben zurück und die feierliche Stille der göttlichen Wohnung tut sich auf: ein weiter säulenumgebener Hof, außen begrenzt von der hohen Umfassungsmauer. Erst am Ende dieses Hofes, den Pylonen gegenüber, beginnt der eigentliche Tempel mit einer gedeckten Säulenhalle, die ebenso wie der ganze anschließende Bau ihr Licht nur durch schmale Öffnungen in den Steinplatten des Daches erhält; auf den Nordländer geheimnisvoll dämmerig wirkend, dem Ägypter aber gewiß mehr Wohltat des Schattens und der Kühle. Eine kleinere Säulenhalle schließt sich an, und weiter schreitend gelangt man durch zwei Vorräume zum innersten Heiligtume, das in kostbarem Granitschreine das Gottesbild barg. Um das Allerheiligste läuft ein Umgang, den außen eine Reihe von Kammern oder Kapellen begleitet. Ihre Außenwände, zugleich die Außenwände des inneren Tempelhauses, begrenzen von innen einen Gang, den von außen die große Umfassungsmauer umschließt. Eine Treppe in der Mauer leitet aufs flache Dach, und hier öffnet sich der Ausblick ebenso über den Tempel wie über die Stadt, ihre hellen Häuser und ihre Palmen bis zum breiten Nile und drüben der Wüste, während im Westen grünes Fruchtland Stadt und Wüste trennt.

In den Grundzügen gleichen diesem Tempel die übrigen; aber keiner verzichtet auf allerlei Freiheiten. Die ägyptischen Baumeister hatten Spielraum genug, wenn auch die wesentliche Gestalt fest blieb, und wußten davon Gebrauch zu machen, ebenso mannigfaltig wie die Bildhauer, deren Meißel im alten heiligen Stile arbeitete und doch die Zeit nicht verleugnete, weder in der Form noch im Inhalt; gerade Edfu bringt eine Darstellung, die nur diesen späten nachdenklichen Jahrhunderten einfallen konnte: die Sonne angebetet von den Gestalten der vier Sinne, des Hörens, Sehens, Tastens und Denkens. Groß und feierlich, erst recht durch den Gegensatz blendender Helle noch im Säulenhofe und milden Halbdunkels im Innenraume, wirkt alles, von den Pylonen bis zum Allerheiligsten; aber was wir sehen ist doch nur der rohe Bau, ohne den vergänglichen Schmuck, mit dem auch die Ptolemäer nicht gespart haben werden. Der alexandrinische Christ Clemens schildert uns den Eindruck, den der Fremde in solchen Tempeln empfing: „ägyptischer Prunk hat Kapellen, Torbauten, Eingangshaine eingerichtet, Parkanlagen und

Büsche, die Höfe werden von vielen Säulen umkränzt; die Wände glänzen von fremden Steinen oder makelloser Malerei; von Gold, Silber, Mattgold strahlen die Kapellen und funkeln von den Edelsteinen Indiens und Äthiopiens, und das Allerheiligste wird von goldgestickten Gewändern beschattet. Geht man aber tiefer in die Umfassungsmauer, will man die Darstellung der Macht sehen und sucht das Gottesbild, das im Tempel wohnt, so kommt ein Pastophore oder wer sonst im heiligen Bezirke tätig ist, und stimmt mit feierlicher Miene einen Lobgesang in ägyptischer Sprache an. Dann zieht er den Vorhang ein wenig zurück, um seinen Gott zu zeigen, uns aber reizt der Gegenstand der Verehrung laut zu lachen. Denn was drin steht, ist kein Gott, den wir suchen könnten, sondern eine Katze oder ein Krokodil oder eine Erdtochter Schlange oder so etwas."

Der Glaube dieser hellenistischen Jahrhunderte gestaltet immer weiter aus, was ihm die Vergangenheit von Schicksalen der Götter berichtete, und Erzählungen wie von Hathor-Tefnut, der wilden Löwin, die sich in Ägypten bildet und zähmt, können altes Gut in neuer Gestalt, können auch neue Erfindung sein. Besonders aber drängen sich untergeordnete Götter immer mehr nach oben oder in den Vordergrund; entweder stellen sie alte Götter dar, die uns bisher entgangen sind, oder aber niedere Gestalten, denen es erst damals gelang, echte Götter zu werden: die ganze Schar der phallischen Dämonen, die Harpokrates führt, Bês das fratzenhafte Ungetüm, das Nilpferd Thoëris und mancherlei andre Gestalten, die Terrakotten und Zaubertexte oder astrologische Kalender anschaulich schildern, Mischlinge hellenischer, ägyptischer und asiatischer Züge, mehrköpfige, vielflügelige Wesen; außer ihnen aber auch rein erdachte Gestalten, die nichts als Eigenschaften alter Götter verkörpern, manchmal schon am Namen kenntlich als nüchterne Erfindungen wie Petempamentes, der Unterweltsgott mit dem redenden Namen. Was jedoch die Götterwelt dieser späten Zeit von der älteren besonders unterscheidet, ist das Übergewicht der heiligen Tiere, denn so weit auch der Glaube an die geheimnisvolle Verbindung zwischen Gott und Tier in fernste erinnerungslose Jahrtausende hinaufreichte, erst jetzt drängten sie sich in den Vordergrund; kommt noch heute bei Ägyptens Namen jedem ebenso schnell wie Pyramide und Mumie auch der Apis in den Sinn, so geht das eben auf jene Zeit zurück. Götter waren sie eigentlich nicht, weder die Stiere, die an verschiedenen Orten als Apis, Mnevis oder Buchis verehrt wurden, noch Hesiês, die Kuh der Hathor,

und nur ganz wenige wie der Apis von Memphis wurden in ganz Ägypten anerkannt. Die übrigen galten nur in ihrem Gau, hier freilich so viel, daß Krokodilverehrer und Hechtmänner einander blutige Schlachten um die Bedeutung ihrer schwimmenden Ortsheiligen lieferten. Der eine Gau, die eine Stadt hielt das Banner des Widders hoch, andre das des Hundes, des Schakals, der Katze, und die Nachbarn pflegten den Abgott der andern zu verachten oder zu verfolgen. Sperber und Ibis freilich scheinen fast überall Diener gefunden zu haben; wenigstens werden außer den zahlreichen Funden auch ihre kleinen Heiligtümer sehr oft erwähnt, und manches Dörfchen erhielt danach den Namen. In einigen Gauen hielt man die ganze Gattung heilig, in andern nur ein einziges Tier, das wie der Apis besondere Abzeichen trug; die Sperber dagegen finden sich gerade in Oberägypten massenhaft bestattet. Bei Lebzeiten sorgten besondere Pflegestellen und Pfleger, niedere Priester, für die heilige Gattung oder das heilige Tier; starb es, so wurde es feierlich begraben, und an der Trauerfeier um tote Sperber nahmen sogar die Behörden, darunter Hellenen, Teil; erst recht, wenn es sich um die berühmten Größen handelte. Für die Beisetzung des Apis kam, wie schon erwähnt, der König selbst auf, und wenn er sich auch an den Tempeln schadlos hielt, so sah es doch sehr fromm und sehr freigebig aus; Rom dagegen bürdete allen ägyptischen Tempeln die Last auf, für Apis und Mnevis feine Leinwand zu liefern. Jedenfalls war es nur selbstverständlich, daß die Priester der Hathor-Aphrodite einen Zuschuß zum Leichenbegängnis der Hathorkuh Hesiês vom Staate forderten. Freilich, alle Heiligkeit täuschte nicht darüber, daß das heilige Tier im Tode eine unreine Leiche sei, die zu berühren auch die berufsmäßigen Bestatter unrein machte. Aber der Tod erhob zugleich das heilige Tier zum wirklichen Gotte, und indem man die Leichenfeier prächtig beging, feierte man auch die Vergötterung, die ähnlich wie beim Menschen ein Eingehen in Osiris bedeutete, denn dem Glauben jener Zeit wurde der fromme Verstorbene geradezu selbst Osiris. Nun konnten Bilder solcher Tiere genau wie Bilder der Götter im Tempel aufgestellt und bei besonderen Gelegenheiten kostbar bekleidet werden; weil die feinen Leinengewänder der Ibis- und Sperberbilder beim Waschen gestohlen worden waren, mußte in Tebtynis der große Neujahrsumzug ausfallen.

Den mächtigen erdhaftenden Göttern Ägyptens, die das Land und das Leben der Menschen seit Jahrtausenden beherrschten und in einer Weise durchdrangen, die Europa nicht kannte, vermochten

die Hellenen nichts entgegen zu setzen. Vielen unter ihnen war schon seit langem vertraut, was Herodotos und Platon ausgesprochen hatten, daß die Götter der Hellenen nur Wandlungen ägyptischer Grundgestalten seien; andern war der Glaube überhaupt blaß geworden, und die Gebildeten suchten im besten Falle die Götter zu retten, indem sie in ihnen Namen für Kräfte der natürlichen oder sittlichen Welt erblickten. Diese ermattete, sich auflösende Götterwelt stand wehrlos vor der zwar wunderlichen, vielleicht etwas abstoßenden, aber doch ungeheuren Größe der ägyptischen Götter, die den neuen Eindringlingen alles boten, was ihnen fehlte: unerschütterliche Gewißheit, unausdenkbares Alter, leidenschaftliche Bekenner und das Geheimnis des Wunders. Wer überhaupt etwas von den hellenischen Göttern wahren wollte, mußte versuchen, sie in diesen ewigen Gestalten wieder zu finden. So bedeuten denn die Namensverbindungen, denen wir fortan überall begegnen, nicht eine Durchdringung hellenischer und ägyptischer Vorstellungen, sondern Doppelnamen des einen ägyptischen Gottes, dessen wesentliche Züge im Bewußtsein seiner Verehrer durchaus überwogen. Wenn der thebanische Ammon mit dem dreifachen Namen Zeus-Helios-Ammon angerufen wird, so sinken in dieser Vorstellung der hellenische Himmelskönig und der hellenische Sonnengott weit mehr in das Wesen des ägyptischen Gottes hinein als umgekehrt; Athena-Neith wird den Hellenen der Weg, sich die ägyptische Neith anzueignen, und in Ares-Onuris oder in Hathor-Aphrodite überwiegt entscheidend der ägyptische Gott. Im Grunde tun die Götter nur, was damals auch die Menschen taten: Ägypter nahmen hellenische, Hellenen ägyptische Zunamen an, ohne daß der Zuname am Wesen seines Trägers viel geändert hätte. Darum kam es auch auf die Ähnlichkeit der Vorstellungen so wenig an; sie blieb immer ganz äußerlich und mußte es bleiben, weil eigentlich keine Brücke von Athena zu Neith hinüber führte. So wurden auch mehrere Gleichungen möglich: Hermes konnte mit Thoth, dem Schriftgelehrten der ägyptischen Götter, verwachsen, aber auch mit dem schakalköpfigen Totengotte Anubis, denn auch er geleitete die Seelen in den Hades. Die Zahl dieser Gleichungen ist groß und reich an Wandlungen; aber kaum einmal blickt ein wirklich hellenischer Zug aus diesen Doppelgesichtern, die bei näherem Zusehen meistens ein Gesicht und zwar ein ägyptisches enthüllen. Gerade in Oberägypten blieb die Macht der alten Götter ungebrochen, mochten die Namen lauten wie sie wollten. Wo einst die große Königin Hatschepsut ihren Totentempel in Terrassen gegen die senkrecht ab-

stürzende Felswand der thebanischen Wüstenberge herangestuft hatte, nistete sich im verfallenden Wunderbau der hellenische Heilgott Asklepios ein, der damals überall in der Welt hohes Ansehen gewann; aber eigentlich war es doch der alte ägyptische Weise Imhotep, der hier unter dem hellenischen Namen neben seinem eigenen verehrt wurde und allen Kranken eine Heilstätte darbot. Vielleicht haben erst die Hellenen den heilenden Tempelschlaf in den Vorstellungskreis Ägyptens hineingetragen; jedenfalls entstand hier in Dêr el Bahri unter dem Doppelnamen des Asklepios-Imuthes ein heiliger Ort, an dem viel Kranke Zuflucht und Genesung suchten. Wenn derselbe Asklepios in der reinen Hellenenstadt Ptolemaïs durch einen großen Lobgesang gefeiert wird, so bedeutet das allerdings etwas andres, eben weil wir hier noch echt hellenische Vorstellungen voraussetzen dürfen.

Allmählich werden freilich auch die ägyptischen Götter in die weltumspannenden Gedanken hineingezogen, die seit der hellenistischen Zeit immer stärker auf die Einheit göttlichen Wesens hinführten, und gerade ägyptische Götter sind die stärksten Träger solcher Begriffe und der daran haftenden Stimmungen geworden, wie wir es zuvor besonders an Isis beobachtet haben. Gerade in der Thebais, wo die ägyptischen Götter am längsten ihre Sonderart bewahren, äußert sich dieser Zug zur Weltgottheit darin, daß die Götter einander immer ähnlicher werden, mehr und mehr jeder alle göttlichen Eigenschaften an sich reißt; Amon von Theben und Horos von Edfu, ursprünglich grundverschieden, erscheinen damals ihren Verehrern jeder als der große Herr der Welt, und die Unterschiede ziehen sich auf die göttliche Geschichte zurück, die den einen dies, den andern jenes erleben läßt und jedem seinen Platz in den Beziehungen der Göttersagen anweist. Aber Wesensunterschied drücken diese vielfach gespaltenen Sagen kaum noch aus. Umgekehrt können nun aus den alten Göttern, die ihre klaren, eindeutigen Züge verlieren, neue hervorgehen, die irgend eine göttliche Seite ihres Wesens in selbständiger Gestalt darstellen: auch diese Auflösung ist ein Merkmal der ägyptischen Göttervorstellungen in hellenistischer Zeit, in Wahrheit nicht eine wirkliche religiöse Zeugungskraft, nicht lebendige Schöpfung aus starkem Gefühl oder Erlebnis, sondern nur ein Beweis für die Farblosigkeit aller Gedanken. Es kommt ja gar nicht mehr darauf an, ob man den Gott so oder so nennt, ob man ihm dies oder jenes zuschreibt, ob man göttliche Kräfte vereinzelt oder vereinigt, denn im Grunde ist alles Gott. Dem einen steht der Gedanke des weltfüllenden göttlichen Wesens

nahe, dem andern ein fratzenhafter Dämon; jedem ist sein Gott alles. Unter den Vorstellungen, die sich immer weiter ausbreiteten, knüpfte die Verehrung der Sonne besonders lebhaft an älteste Gedanken Ägyptens an; es ist echtem Wesen des Altertums gemäß, wenn auf der einen Seite Helios sich mit Zeus, mit Sarapis und Ammon verbindet, auf der andern Seite aber neue Sonnengötter auftauchen wie der nubische Mandulis, der im Gebiet des ersten Katarakts bald mächtig wird, denn in doppelter, nur scheinbar widerspruchsvoller Weise prägt sich der gleiche Grundgedanke aus. Von Horos, den die Hellenen Apollon nannten, kennen wir eine ganze Reihe solcher Ableitungen, die vielleicht einmal einem örtlichen Gottesdienst, ein ander Mal einem Zuge der Göttersage oder endlich einer priesterlichen Grübelei entspringen, ohne wirklich Götter von Eigenart werden zu können.

Wie Oberägypten überhaupt die Heimat ägyptischer Götter blieb, so auch der sicherste Schutz aller heiligen Handlungen und Formen. Um seine großen Götter, Osiris in Abydos, Ammon in Theben, Horos in Edfu, Isis auf Philai wurde gerade damals immer fester und dichter der Schleier des Gottesdienstes geschlungen; was die Götter selbst an Bestimmtheit verloren, büßten sie doch nicht an Macht ein, und die heiligen Gebräuche wurden geradezu das eigentliche Wesen des Glaubens. Zu keiner Zeit hat man sie strenger beobachtet als unter den makedonischen Königen und den römischen Kaisern: auf der Insel Bigge bei Philai, einer der heiligsten Stätten des Osiris, vergaß man nichts, was der Gott verlangen durfte: tiefe Stille an den heiligen Tagen, die Milchspenden, die 365 Opfertafeln und was sonst die fromme Betriebsamkeit der Priester sich selbst zum Gesetze erhob. Wir sahen schon am Tempel von Edfu, wie peinlich die späte Zeit alles bucht und beobachtet, Gebräuche ausführt und schafft, wie sie das Wesen des Glaubens geradezu in der sorgsamsten Entfaltung des Gottesdienstes sucht. Und die Hellenen werden eben darin den Erweis göttlicher Größe erblickt haben, in den unverständlichen Handlungen fremder Sprache, die etwa eine Wallfahrtsstätte wie Abydos, das Grab des Osiris, nur geheimnisvoller und damit segensvoller machen konnten. Innerlich änderte sich freilich gerade im Jenseitsglauben, der an Osiris haftete, mancherlei, denn in das Gericht, dem jeder Verstorbene unterworfen wird, dringen die sittlichen Fragen ein. Bedeutet in der ursprünglichen Religion Frömmigkeit immer nur Unterwerfung unter den Gott, Befriedigung seiner Ansprüche, so setzt sich später die Sittlichkeit, eigentlich der Religion ganz fremd, mit ihrer Forde-

rung durch. So soll nun auch der Tote vor dem Richter Osiris seine menschliche Tugend erweisen, und der Richter urteilt nach Werk und Gesinnung ohne Ansehn des Standes: den bösen Reichen verdammt er, während der gerechte Arme in die Seligkeit eingehen darf. Solche Vorstellungen vertragen sich aber nur noch mühselig mit den alten Göttern fester Prägung und leiten von selbst zu dem umfassenden Begriff eines göttlich-sittlichen Weltwesens über. Die großen Weltreligionen, die in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit ihren Gipfel ersteigen, haben solchen Inhalt mit den Namen ägyptischer Götter und den geheimnisvollen Formen ihres Dienstes zu vereinigen gesucht. Die Gewalt ägyptischen Glaubens kann nirgends anschaulicher werden als in der Isis-Religion, die ägyptisches Wesen von Innen heraus sprengt und es doch über die Welt trägt.

Der Macht und dem Ansehen der Götter entsprach ihr Besitz. Obgleich die Ptolemäer es verstanden, sich ihn unter dieser oder jener Form nutzbar zu machen, so haben sie ihn doch nicht eingezogen, sondern vielfach durch Schenkungen noch vermehrt. Das einstige Übergewicht der Priester ließen sie, wenigstens lange Zeit hindurch, nicht aufkommen, aber was die Perser durch Mangel an Verständnis und durch Gewalt verdorben hatten, wußten sie geschickt wieder gut zu machen und standen nun in den Augen frommer Ägypter da als Freunde der Götter, Schützer der Tempel, noch bevor Euergetes I. im syrischen Kriege die Götterbilder heimholte, die der Perser einst geraubt hatte. Ackerland war der eigentliche Reichtum auch der Götter: Horos von Edfu besaß mindestens 33 Quadratkilometer; Gärten, Weinpflanzungen und Nutzbäume werden nicht gefehlt haben. Diese großen Heiligtümer konnten im Wesentlichen von ihren eigenen Erträgen leben und auch über Essen und Trinken hinaus herstellen, was sie brauchten. Die Abgabe vom Weinlande, die Ptolemaios Philadelphos dem Dienste seiner vergöttlichten Schwester Arsinoë zuwandte, floß vorher in die Tempelkassen, und die feinsten Linnenstoffe ebenso wie das Schreibpapier aus Papyrus scheinen die Tempel allein erzeugt zu haben, bevor der Staat sie zum Monopol wandelte und den ehemaligen Herstellern nur noch geringe Vergünstigungen ließ. Ein königlicher Erlaß setzt neben Pachten auch Einkünfte der Götter aus dem Großhandel voraus, den sie leicht treiben konnten, wenn die Früchte ihres Besitzes über ihren Bedarf hinaus gingen; vielleicht unternahmen sie aber auch noch andre Geschäfte. Hier und da verstreute Andeutungen lassen vermuten, daß die Tempel auch die Weih-

geschenke, die von Gläubigen dargebracht wurden, selbst herstellten, ja allein herstellen durften. War es so, dann zogen sie aus jeder frommen Gabe doppelten Gewinn. Wir müssen uns die ägyptischen Tempel, zumal die großen, als umfassende wirtschaftliche Betriebe vorstellen, mit allem versehen, was der Großgrundbesitzer braucht und was er liefern kann, schon dadurch wirtschaftlich unabhängig, Brotherr und Arbeitgeber vieler. Von dem großen Horos in Edfu werden auch ohne die Priester und Tempeldiener vielleicht Tausende als Pächter, Feldarbeiter, Handwerker abgehangen haben; solch' ein Tempel war wirklich eine Stadt und ein Gut für sich, fast mehr dem kleinen Staatswesen sich nähernd. Der gute Wille der Frommen half weiter: die Tempel durften durch ganz Ägypten und sogar in Alexandreia milde Gaben sammeln, Schalen, Trinkgefäße und dergleichen mehr; so erwarben sie oft kostbare Schätze an Tafelsilber, die gewiß sehr dazu beitrugen, das geschäftliche Vertrauen zum Tempel zu stärken. Speicher für den Weizen wie für solche Kostbarkeiten mußten ebenso zu Gebote stehen wie eine richtige Kasse für alle Geldangelegenheiten. Die Frömmigkeit kam aber den Göttern schon von Weitem entgegen und brachte ihnen in der Gestalt von Weihgeschenken allerlei Gold und Silber dar, Tafelgerät und Schreibzeug, Tischaufsätze wie kleine Tische oder wie Altäre gestaltet, manchmal recht reich an Stücken; selbst der entlegene Soknopaios im Faijum erfreute sich eines stattlichen Silberzeuges. Armbänder und Ringe legte nieder, wer nur den eignen Schmuck besaß; eine Lampe oder ein Spiegel konnte reich, konnte aber auch das Geschenk eines Armen sein. Kleider, wahrscheinlich für die Götter, schenkte der Fromme ähnlich wie er heute etwas tut, um die Mutter Gottes auszustatten. Der Kranke, dem der Gott Genesung verlieh, stiftete Abbilder der kranken und nun geheilten Glieder, Augen und Ohren aus Edelmetall und edlem Steine „weil Gott alles sieht und hört", wie die immer mehr deutende als untersuchende Gelehrsamkeit, gewiß mit Irrtum, es verstand.

Es gab nicht leicht etwas, vom Kleinsten bis zum Größten, was nicht Geschenk für den Gott hätte werden können, und die ägyptischen Priester mögen ebenso wenig wie die Kirche etwas abgelehnt haben. Das Andenken der frommen Stifter blieb erhalten und in den Schatzbüchern des Tempels ihr Name verewigt. Bruchstücke solcher Verzeichnisse liegen noch vor unsern Augen, am ausführlichsten aus Oxyrhynchos, späte Niederschriften der Kaiserzeit, denn die römische Regierung führte auch darüber strenge Aufsicht und betrachtete Tempelschätze mittelbar als ihr Eigentum. Darunter befinden sich

auch große und zum Teil kostbare Standbilder der Götter und Büsten der Kaiser; ob es Weihgeschenke oder Werke der Tempelbildhauer oder gekaufte Arbeiten sind, wissen wir nicht. Mindestens ebenso wichtig wie die einmaligen Zuwendungen wurden aber die laufenden und dauernden; wenn der Verwalter der Getreideabgaben im Faijum dem Soknopaios jährlich 182½ Artaben Weizen aus seinen amtlichen Vorräten auf ewige Zeiten bestimmt, wenn der Bezirksschreiber der Tempelbäckerei jedes Jahr dreizehn Artaben von Amts wegen stiftet unter der Bedingung, daß der Tempel ihm und seinen Nachfolgern zum Ersten jeden Monats ein Brot liefere, so öffnen diese zufälligen Beispiele den Ausblick auf eine Fülle ähnlicher Gaben, die für die Tempel eine Quelle des Wohlstandes werden konnten. Noch sitzt die Frömmigkeit tief in den Gemütern: nicht nur der einzelne, sondern auch das Amt, gleichviel wer es bekleidet, sucht die Gunst des Gottes durch ein Geschenk zu erwerben. Felder ja ganze Dörfer werden gestiftet, und dies alles in einer Zeit, die doch den ägyptischen Tempeln eine hellenische Staatsverwaltung gegenüber stellte. Allerdings scheinen die Ptolemäer den Göttern viel weiter entgegen gekommen zu sein als die Römer, und das Beispiel von oben wirkte auch damals: in der Kaiserzeit hört man kaum noch von neuen großen Stiftungen, während die kleinen und alltäglichen, Opfer und Kultmahle, fortbestanden und den Priestern feste Anteile abwarfen. Aber noch um 200 n. Chr. vermacht ein angesehener Bürger von Arsinoë, der selbst die Stelle des Oberpriesters bekleidet hatte, Güter und Sklaven dem großen Sarapis in Alexandreia, falls seine Erben gewisse Bedingungen nicht erfüllen. Alle diese Züge sind uns zufällig bekannt, hundert andre aber nicht: die Einnahmen der Tempel müssen so groß und vielfältig gewesen sein, daß wir uns schwer eine Vorstellung davon bilden können. Auch ganze Heiligtümer errichtete fromme Opferwilligkeit oder baute sie auf, wenn sie verfallen und verödet waren. Die römische Regierung behielt auch diese Dinge im Auge und zog Stiftungen für Totenopfer ein, wenn sie nicht wahrgenommen wurden, vermutlich also alle laufenden Zuwendungen ohne Gegenleistung. Ob wir daraus schließen dürfen, Rom habe im übrigen die frommen Stiftungen geachtet und geschützt, mag eine Frage bleiben.

Der allgemeine Name der Priester umfaßt das Heer derjenigen, die sich dem Dienste der Götter als ihrem Lebensberufe widmen, einer Pflicht, die auch die römische Regierung sorgsam beaufsichtigt, wohl weniger aus Hingabe an den ägyptischen Gottesdienst als weil

Versäumnisse die Gelegenheit zu Geldstrafen eröffneten. Es war ein geschlossener Kreis von Männern und Frauen, in den nur schwer ein Fremder eindringen konnte, nicht gerade eine Kaste, aber doch in Wirklichkeit ihr sehr ähnlich. Im Innern gab es der Unterschiede genug, vor allem zwischen den Höheren, den eigentlichen Priestern, und den Niederen, von den Kapellenträgern an bis zu den untersten Tempeldienern. Schon längst besaß die ägyptische Priesterschaft ein völlig einheitliches Gepräge; alte Besonderheiten der Tempel waren ausgeglichen, und im ganzen Lande gliederten die Priester sich nach denselben Aufgaben und Stufen, gleichviel ob sie dem Ptah in Memphis oder dem Soknopaios in Dimê, dem Ammon in Theben oder der Isis auf Philai dienten. Unter den Ptolemäern versammelten sich Vertreter der gesamten ägyptischen Priesterschaft eine Zeit lang jährlich in Kanobos, später in Memphis und scheinen eine Art von leitendem Ausschusse bestellt zu haben; jedenfalls faßten sie Beschlüsse, die alle binden sollten. Daraus folgt eine Zusammenfassung, deren Formen wir noch nicht kennen, die aber verstehen läßt, wie einheitlich die Tempel verwaltet wurden, wenn nicht unter einer höchsten Leitung so doch im gleichen Sinne. Und der Gau zum mindesten besaß in ptolemäischer Zeit auch einen Gesamtvorsteher aller Tempel; wir treffen ihn im Faijum wie in Memphis. Die Verteilung der Tempel auf drei Stufen nach Größe und Bedeutung, die später sich auf zwei Gruppen zusammenzog, wird sich auch in den Priesterschaften irgendwie ausgeprägt haben, und wir können sogar noch die Wiederkehr gewisser Ämter wie der Propheten und Stolisten auf höherer und niederer Stufe beobachten. Aber gerade dies bestätigt nur den einheitlichen Aufbau. Alle Priester an jedem Tempel waren in älterer Zeit auf vier sogenannte Phylen verteilt, Verbände, die mit dem Amte nichts zu tun hatten, eher vielleicht mit der Abstammung. Der Beschluß der Priesterversammlung zu Kanobos im Jahre 238 v. Chr. fügte eine fünfte für das Ptolemäerhaus hinzu, aber sie blieb wohl auf dem Papiere stehen; wenigstens weist das vollständige Priesterverzeichnis eines unbekannten Tempels zweihundert Jahre später unter 133 Namen nur zwei der fünften Phyle zu.

Die Titel der höheren Priester erscheinen in den Urkunden wie den Inschriften oft genug, und obendrein zählt sie uns der Alexandriner Clemens auf. Das Oberhaupt, der Tempelvorsteher zur Ptolemäerzeit, wurde von den Römern beseitigt, vielleicht weil diese Familien eine gefährliche Macht besaßen, und damit rückte der Prophet an die erste Stelle, der früher der zweite war. Der

griechische Name bezeichnete den Inhalt des Amtes ganz und gar nicht: ihm unterstand die wirtschaftliche Leitung, er teilte den Priestern ihre Einkünfte zu und bezog selbst ein Fünftel aller Tempeleinnahmen. Clemens sagt, er habe die zehn hieratischen Bücher über die Gesetze, die Götter und die gesamte Priesterbildung kennen müssen. Vielleicht fiel wirklich jedem der höheren Priester ein bestimmtes Gebiet der ägyptischen Theologie zu, die damals in den hermetischen Büchern beschlossen lag, und was er vom Propheten berichtet, läßt sich mit der obersten allgemeinen Leitung in Einklang bringen. Als Abzeichen trug der Prophet den Palmenzweig. Ihm folgen die Stolisten, die den Götterbildern die Kleider umlegen, kenntlich am Stabe der Gerechtigkeit; sie sollen über Erziehung, Siegelung der Opferstiere, Gottesverehrung, Opfer, Spenden, Gesänge, Aufzüge und Feste Bescheid wissen, ein so großes und so wenig einheitliches Gebiet, daß man an Clemens zu zweifeln beginnt. Die Heiligen Schreiber kannte man an der Feder auf dem Kopfe, der Schreiberpalette und der Papyrusrolle in der Hand; auf sie kommen die hieroglyphischen Schriften über Welt- und Erdbeschreibung, im besonderen Ägyptens und des Nils; aber auch von Sonne, Mond und Planeten sollen sie etwas wissen. Jedenfalls entnahm man unter den Ptolemäern ihren Reihen die ägyptischen Notare, und alle Schreibarbeit an Listen, Verträgen, heiligen Büchern, Tempelinschriften wird ihre Aufgabe gewesen sein. Ihnen dürfen wir die genaue Kenntnis der uralten Schrift und der Schriftsprache zutrauen. Der eigentliche Astronom und Astrologe dagegen war der Stundenschauer, der Horoskopos, wie die Hellenen ihn nannten, der seine Weisheit aus den vier hermetischen Büchern über die Fixsterne, die Stellungen von Sonne und Mond und über die Gestirnaufgänge holte. Vielleicht gingen auch auf ihn die wirklich wissenschaftlichen Arbeiten am Kalender zurück, der, seit Alters eine bewunderswerte Leistung der Ägypter, im Jahre 238 v. Chr. durch den vierjährigen Schalttag noch verbessert wurde, freilich ohne sichtbaren Erfolg.

Diese höheren Priester trugen beim großen Götteraufzuge, den jeder ägyptische Tempel veranstaltete, die Bilder der Götter in ihren Armen, während die niederen nur die Kapellen und Barken berühren durften, worin die Götter reisten. Sie alle gehörten auch gesellschaftlich und staatsrechtlich zu den höheren Ständen, was die römische Regierung sogar bei der Verleihung des römischen Bürgerrechts beachtete. Am meisten kam auf das Oberhaupt, den Propheten, an. Wo einmal ein solcher genannt wird, hat er einen hellenischen

Namen; vielleicht verlieh schon der Ptolemäerstaat diese Würde so weit wie möglich solchen Männern, die wenigstens äußerlich ein Verhältnis zum Hellenismus zur Schau trugen. Namen besagen an sich wenig, aber einige Beispiele fallen doch auf. Rom suchte hier und da den allzu großen Einfluß des einen Mannes durch die Ältesten-Verfassung lahm zu legen, die es ja auch in den Dörfern einführte; aber die Propheten ließen sich nicht beseitigen. So schien es besser, wenigstens die Besetzung der Stellen in die Hand zu nehmen. Die römische Regierung verkaufte die sogenannten gewinntragenden Stellen dem, der am meisten bot, wenn er die allgemeinen Voraussetzungen des Priesteramts erfüllte, alle Stellen der Stolisten und einen Teil der Prophetenstellen. Auch diese waren Gewinnstellen, sogar in hohem Maße, wenn man bedenkt, daß der Prophet ein Fünftel aller Tempeleinkünfte bezog; aber hier mußte selbst Rom die alten Rechte der vornehmsten Priesterfamilien achten und einen Teil der Stellen dem unbehinderten Erbgange freigeben. Die übrigen höheren Priesterstellen waren durchweg erblich. Um jene vornehmsten Ämter gab es einen Wettlauf, wenn sie erledigt wurden; noch lesen wir Gebote und Übergebote auf Prophetenstellen, und der Staat konnte neben der Möglichkeit, Mißliebige fern zu halten, auch noch bei jedem Wechsel einen Gewinn herausschlagen. Hin und wieder tauchen Erzpropheten auf, Männer mit vornehm klingenden hellenischen Namen und sogar einem Ehrentitel, der unsrer Exzellenz etwa entspricht; es mögen die Oberpriester besonders großer Tempel gewesen sein, denn so sehr auch die Stufen der Priester sich überall gleichen, es war doch etwas andres, Prophet des Ptah in Memphis als Prophet des Soknopaios in Dimê zu sein. Die berühmten Namen eines Manetho und im Beginne der Kaiserzeit des Chairemon dürfen wir an solchen hervorragenden Stellen suchen. Ganz für sich stehen die Priester und Priesterinnen des höfischen Kreises, der Priester Alexanders und der vergöttlichten Ptolemäer, die Korbträgerin der Arsinoë, die Kampfpreisträgerin der Berenike, Kranzträger, Lichtträger und wie sie noch heißen, denn sie gehören in den Bereich des ägyptischen Glaubens überhaupt nicht hinein, genau genommen nicht einmal in den hellenischen, der doch auch seinen Glauben und seine Formen hatte, sondern nur zu der Staatsreligion, die jeder anerkannte und niemand glaubte.

Dem hohen Ansehen der oberen Priester standen strenge Pflichten gegenüber: sie durften neben ihrem Priestertum sich keiner andern Beschäftigung widmen, während es den niederen frei stand, sie

mußten bis in späteste Zeit den Kopf kahl scheren und nichts als linnene Kleider tragen. Mancher setzte sich darüber hinweg; aber die Genossen zeigten ihn an und Rom bestrafte auch solche Verstöße gegen alte geheiligte Sitten, einmal weil die Übertretung Geld brachte und dann, um dem Volke zu zeigen, daß der Kaiser etwas von den Göttern Ägyptens halte. Vielleicht war auch gerade das Beharren am Alten eine Seite der Ägypter, die römische Machthaber aus heimischem Gefühle heraus am ehesten verstanden; in Rom schritten die Masken der Ahnen im Leichenzuge, in Ägypten trugen noch in hellenistischer Zeit Priesterinnen bei Festen die Tracht ihrer Göttinnen. Die Ptolemäer scheinen ihre Lenkung der Tempel und Priester unter verschiedenen Formen ausgeübt zu haben, als unumschränkte Könige, als Götter und Mitgötter der andern, und am Ende zerfloß diese Aufsicht in leeren Schatten. Der Kaiser griff sogleich fest zu, huldigte den Göttern und knebelte die Priester; wohl noch im ersten Jahrhundert erhielt ein römischer Ritter zugleich mit der Verwaltung der außerordentlichen Einnahmen als Oberpriester die Aufsicht über alles, was mit der Religion zu tun hatte. Was es meinte, konnte Rom nicht schärfer ausdrücken als in solcher Amtsverknüpfung: strenge Ordnung in allen Tempeln und Priesterschaften zu Gunsten der kaiserlichen Kasse. Gehörte auch zu dieser Ordnung ein gewisser Schutz der vorhandenen Formen des Gottesdienstes und des priesterlichen Lebens, so atmete doch der leitende Gedanke nur Nützlichkeit ohne jede innere Beziehung zu dem, was den Priestern wertvoll schien, ganz zu schweigen von den weiter reichenden Gedanken, die damals überall in der Luft lagen. Dergleichen berührte den römischen Idioslogos wohl nicht einmal von Ferne. Wie man aber die Prüfungsreisen des Vorgesetzten fürchtete, verrät uns noch ein Brief.

Die Priesterfamilien kannten ihre Ahnen durch viele Geschlechter, wir lesen einmal von vierzehn Ahnen, wurde doch seit ältester Zeit alles gebucht; und im allgemeinen versah an jedem Tempel ein geschlossener Kreis den heiligen Dienst. Der Priestersohn wuchs in dieser Umgebung mit kleinen Tempeldiensten auf, trat dann unter die Anwärter, die schon heilige Handlungen vornehmen durften, und stieg endlich zum Vollpriester auf, sobald eine Stelle frei wurde. Denn da die Regierung an jedem Tempel, wenn wir die Urkunden recht deuten, nur eine bestimmte Anzahl von Priestern staatsrechtlich bevorzugte, so sahen die Priester selbst darauf, nicht jeden zuzulassen; kleinlich ging es dabei nicht zu, zählte doch im faijumischen Dorfe Tebtynis der Tempel des Soknebtynis allein

50 Vollpriester, neben denen wir uns eine große, vielleicht noch größere Zahl niederer Priester denken dürfen. Solch' ein Beispiel eröffnet einen Ausblick auf die gewaltige Menge geistlicher Personen, die Ägypten besessen hat; ist auch eine wirkliche Schätzung unmöglich, so lassen doch die wenigen Zahlen, die wir kennen, hunderttausend Köpfe als das Allermindeste erraten. Niemand sollte Priester werden, der nicht priesterliche Abkunft nachweisen konnte; das bedeutet strengsten Abschluß, der ursprünglich weder bestanden hat noch bestanden haben kann. Frei von Malen mußte er sein, womit übrigens nicht alle Gebrechen von vornherein getroffen wurden, denn es gab noch besondere beschränkende Vorschriften für Priester, die „ein unheilbares Gebrechen oder Leiden" hatten. Den Zutritt erlangte der Knabe jedoch erst durch die Beschneidung, die samt der Prüfung des Stammbaums und der Makellosigkeit dem Entscheide des Oberpriesters in römischer Zeit unterlag. Damit griff dieser römische Ritter tief in den Kern der Priesterschaft ein, und wenn er sich auch gewiß nicht um ägyptische Priestersöhne in entlegenen Dörfern Oberägyptens gekümmert hat, so stand ihm doch der Weg immer frei, und keiner durfte sich sicher fühlen. Die Unterwürfigkeit des ganzen Standes dauernd zu sichern, hätte römische Staatsklugheit kein milderes und zugleich stärkeres Mittel ersinnen können. Endlich prüfte man den Priesteranwärter noch in den Heiligen Büchern und ihren Schriftarten, dem Hieratischen und Demotischen, die beide im Laufe der Kaiserzeit zu einer seltenen Kunst wurden, bis sie schließlich ausstarben. Soweit wir urteilen können, hat Rom ganz anders als die Ptolemäer die Zügel angezogen; es hat sich nicht begnügt, gegen priesterliche Machtgelüste einzuschreiten, sondern hat sie von vornherein unmöglich gemacht, indem es den Priesterersatz beaufsichtigte und die höchsten Stellen meistbietend verkaufte; alles was es tat, um die uralten Gepflogenheiten zu schützen, schlug die ägyptische Priesterschaft in unlösliche Ketten.

Die niederen Priester durften eigentlich diesen Namen nicht führen, aber der Sprachgebrauch achtete den Unterschied wenig. Auch unter ihnen gab es Propheten und Stolisten, die freilich weniger mit der Bekleidung der Götter als der Toten zu tun hatten. Aber die höchste Stufe dieses ganzen Kreises nahmen die Pastophoren ein, die Träger der Kapellen, in denen die Götter wohnten, der Barken, die den Göttern des Stromlandes unentbehrlich waren, wenn sie einander besuchen wollten. Im bürgerlichen Leben standen auch sie nicht niedrig; so begegnet ein Pastophoros unter den Bürgern der Metropole Oxyrhynchos, die verminderte Kopfsteuer zahlen. Wie die

höheren Priester wohnten auch sie um den Tempel herum und hatten außerdem, wie es scheint, besondere Pastophorenhäuser zur Verfügung, die öfters erwähnt werden; vielleicht waren es Sammelplätze und Warteräume. Den Pastophoren stand es frei, neben ihrem Tempeldienste ein Gewerbe zu treiben, der beste Beweis dafür, daß man sie nicht für voll nahm und auch nicht voll bezahlte. An sie reiht sich ein Heer von Tempeldienern, Wärter und Bestatter der heiligen Tiere, Totenpriester wie die thebanischen Choachyten und die Zwillingsmädchen in den Stiergräbern zu Memphis, im weiteren Sinne überhaupt alle, die mit der Bestattung zu tun haben; wir werden sie noch kennen lernen. Dann die Musikanten des Tempels, die Hierodulen, die in Ägypten selten auftauchen, vielleicht auch hier wie sonst Diener der geheiligten Unzucht, dazu Tempelfeger und Türhüter, darunter auch Frauen, wie ja auch beim Hohenpriester in Jerusalem eine Frau die Türe hütete, als Jesus gefangen herein geführt wurde, die Lampenanzünder, Hieroglyphen-Maler und Meißler, überhaupt Handwerker jeder Art, um so mehr und um so vielseitiger, je größer das Heiligtum war. Denn ohne Zweifel leisteten diese großen Wirtschaftseinheiten alles mit eigenen Kräften, was sie brauchten, das Brotbacken in eigenen Tempelbäckereien wie das Vergolden des Götterschreins. Auch solche Hilfskräfte, deren viele mit dem Gottesdienste selbst gar nichts mehr zu schaffen hatten, bildeten einen Verband, in dem das Gewerbe oder die Kunst vom Vater auf den Sohn überzugehen pflegte, einen weiten Kreis um den Gott her; in ihnen berührte der Tempel die Welt und umstrickte sie ebenso irdisch wie er die Gemüter geistlich gefangen hielt. Die Priester lebten von dem, was der Tempel ihnen durch den Propheten lieferte, nämlich Getreide und Öl; wie schwer es manchmal hielt, auch nur das Notwendigste sich zu erkämpfen, lehrt die Geschichte der Zwillinge von Memphis. Da die Ptolemäer die Hand auf große Teile des Tempelbesitzes und ergiebige Zweige des Tempelgewerbes legten, gewährten sie als Entschädigung den Priestern ein festes Gehalt, und die Römer blieben im wesentlichen bei diesem Verfahren, nur daß sie viel genauer und sparsamer zu Werke gingen. Dazu kamen aber Einkünfte aus einzelnen heiligen Handlungen: der Priester hatte im Jahre eine gewisse Anzahl von Diensttagen, für die er Bezahlung erhielt, und diese uralte ägyptische Gewohnheit war so sehr zum Rechte geworden, daß ein Priester sogar seine Diensttage, das heißt die Einkünfte daraus, letztwillig seiner Frau und seiner Tochter zuwenden konnte, als handle es sich um eine persönliche Einnahme; vielleicht konnte er es aber doch nur, wenn auch die

bedachten Frauen irgendwie heilige Dienste verrichteten. Die Frau nicht nur als Dienerin sondern als wirkliche Priesterin ist dem ägyptischen Tempel wohlbekannt. Endlich warf doch jedes Opfer und jedes heilige Mahl, das ein Frommer sich und seinem Kreise im heiligen Bereiche veranstaltete, den Gottesdienern, zumal den niederen etwas ab.

Die römische Regierung richtete ihr allsehendes Auge nicht nur auf die Priester und ihr Verhalten, sondern auch auf den Dienst der Götter selbst und die Fülle der heiligen Handlungen, die ihr doch im Grunde herzlich gleichgültig waren. Ein glücklicher Fund hat uns vor einigen Jahren aus der Amtsanweisung für den Idioslogos, dem ja auch alle Tempel und Priester untergeben waren, einen Auszug geschenkt, worin nach vielen andern Sätzen auch solche über den ägyptischen Gottesdienst erscheinen. Mag immerhin Rom zunächst auf den Gewinn gerechnet haben, den es von Strafgeldern für priesterliche Versäumnisse erhoffte, es wollte doch wirklich den Gottesdienst schützen, mochten seine Formen wunderlich sein oder nicht. Den heiligen Leib des toten Apis in die feinsten Linnenspenden aller Tempel wickeln zu lassen nahm der hohe römische Aufsichtsbeamte ebenso sehr als Staatsangelegenheit wie die Vertreibung der Schweine aus dem Tempelbereich im nubischen Dorfe Talmis. Noch unter den Ptolemäern wahrte der ägyptische Gottesdienst etwas von seiner Selbständigkeit auch dem allmächtigen Könige gegenüber; die Römer dagegen betrachteten zu Hause die Religion als Pflicht und Recht des Staats und faßten in Ägypten die seltsamsten heiligen Handlungen mit derselben gewissenhaften Verständnislosigkeit an. Gewinnsucht, Herrschsucht, Staatsgedanke, alles fließt im römischen Bewußtsein in Eins zusammen, während wir nicht immer begreifen, daß man ohne innere Unwahrhaftigkeit den eignen Vorteil mit dem Wohle des Beschützten in schönsten Einklang bringen kann. Vielleicht die häufigste heilige Handlung war das verbreitete Tieropfer. Wenn die Jungstiere geprüft wurden, ob sie nicht etwa die Merkmale des Apis trügen, erschien sogleich der Staat und erhob eine Gebühr bei der Siegelung der Tiere, die sie zum Opfer freigab.

Dreimal am Tage dienten die Priester vor dem Gotte, im Heiligtume brannten Lampen und Weihrauch durchduftete die Hallen. Am meisten hören wir von den Festen: da wurde der Götterschrein vergoldet, die Götterbilder selbst mit feinstem Linnen bekleidet, andre Standbilder gesalbt und bekränzt; Blumen verschwendete

das blütenfrohe Ägypten. Was man nur vermochte, bot man an Musikanten auf, Sänger aller Art, Pfeifer, Flötenbläser, Saitenspieler, und der Chormeister übte Lieder ein, die zu verfassen Aufgabe der Heiligen Schreiber war. Sogar in einem astrologischen Kalender wird „Tempelsänger“ als eigner Beruf genannt, ein Zeichen, daß er bekannt genug war. Wird er als einzelner angeführt, der im Götteraufzuge eines der hermetischen Bücher mit den Götterliedern zu tragen hat, so ist gewiß ein Vorsänger oder der Chormeister selbst gemeint. Der Feste gab es unendlich viele, und jeder Gott hatte seine eignen. Wohl nur wenige wurden durch ganz Ägypten begangen, wie etwa die Feier der Nilschwelle oder die Freude über den entdeckten, die Trauer über den gestorbenen Apis. Aber was es auch sein mochte, dem fremden Beschauer fielen die großartige Feierlichkeit und zugleich die unbändige Wildheit auf, die sich ganz dem Gotte hingab und leidenschaftlich ausgelassen oder düster je nach der Stimmung des Festes miterlebte, was der Gott getan und gelitten hatte. Wo der Glaube hineinglühte, hatten diese Ägypter etwas Unbedingtes an sich; die Fremden lachten, wenn das Volk sich über eine versehentlich getötete Katze empörte, aber Juvenal empfand die vernichtende Wucht rasender Feste, wenn auf dem Vorplatze des Tempels sieben Tage und sieben Nächte lang die Menge heilige Gelage an Gelage reihte „üppig wie Kanobos“, wenn die gesalbten und bekränzten Tänzer unter der Leitung eines Flöte blasenden Negers sich in die göttliche Bewußtlosigkeit tanzten. Abstoßend mochte solche zügellose Raserei als Gottesdienst betrachtet auf klare Köpfe wirken, den Massen schien sie geheimnisreich und aller Kräfte voll. Dadurch zog der Isispriester draußen in der Welt alles in den Bann seiner Göttin, und als Tiberius gerade die Diener der Isis aus Rom verwies, handelte er aus klarer Einsicht in die Gefahr, die so hinreißende und betäubende Feiern den ermüdeten Gemütern bringen mußten. In Ägypten freilich mochten sie treiben, was sie wollten, wenn sie nur die öffentliche Ordnung nicht störten, und dazu kam es zwar oft in Alexandreia, aber kaum in Oberägypten, wo die Kinder des Landes so gut wie unter sich blieben.

Besonders eigentümlich war den ägyptischen Tempelfesten der Götterumzug. Die Bilder der Götter wurden in tragbaren Kapellen oder Barken von den niederen Priestern aufgehoben, während die höheren die Bilder selbst im Arme halten durften. Voran schritten die untersten Tempeldiener, ihnen folgten die übrigen, an Würde aufsteigend bis zum Erzpriester oder Propheten. Wir müssen uns

allen Prunk an kostbaren Gewändern und Decken, an Weihrauch und Musik um diese Aufzüge vorstellen, sei es, daß sie im Halbdunkel der Tempel blieben oder hinaus in die glühende Sonne gingen. Denn die Götter besuchten einander wie die Madonnen es tun, und der „breite Weg der Götter“, der einmal erwähnt wird, mag eben dafür hergerichtet sein. Gerade der feierliche Götterumzug hat auf die Hellenen gewirkt, so daß sie ihn übernahmen; aber anders als bei den Ägyptern, die sich manchmal von Tempeln gleicher Art Priester leihen mußten, um das Fest mit Würde begehen zu können, durften dort Laien Teil nehmen. Sogar ins hellenische Theater drang bei öffentlichen Festen der Kaiserzeit der Wanderzug der Götter ein, im Grunde ein völliger Widerspruch ebenso gegen ägyptisches wie gegen hellenisches Wesen.

Neben dem Dienste der Götter in den Tempeln gingen die frommen Werke der Laien her, die zum Teil im Anschlusse an jene durch Opfer und heilige Mahle den Gott gleichsam zu Gaste luden. Der eine oder andre errichtete auch einen Altar im eignen Hause, der zugleich den Schutz des Gottes herbeizog und seinem Stifter dadurch nützlich werden konnte auch gegen den Zugriff des weltlichen Arms. Besonders gern aber stiftete man kleine Kapellen der Allerweltsgötter, die jeder kannte und ehrte, vor allem der Isis. Diese Isis-Kapellen begegnen sehr oft, tragen den Namen des Gründers und scheinen wirklich Besitz des Einzelnen zu sein. Dieser dachte aber nicht immer nur an die Göttin und ihre Gnade; wenn nicht alles trügt, trugen solche Kapellen dem Stifter auch etwas ein, vielleicht durch Gaben, die andre Fromme der großen Mutter Isis darbrachten, durch einen Anteil an Opfern oder dergleichen. Wenigstens verpachteten die Tempel kleine Isisheiligtümer, die ihnen gehörten, an andre Leute und zwar zu sehr hoher Pacht. Das konnte nur gelingen, wenn sie dem Inhaber Beträchtliches abwarfen. Vielleicht am meisten Geld brachten Kranke, die Heilung suchten, oder Ratlose, die einen Orakelspruch begehrten. Die große Isis versagte nach keiner Seite, aber der eigentliche Heilgott war doch Asklepios. Daher werden die kleinen Asklepios-Kapellen im Besitze Einzelner ihren Herren Gebühren oder Dankesgaben der Leidenden verschafft haben und von vornherein zu diesem Zwecke gegründet worden sein. Wenn es einmal so aussieht, als beanspruche der König an solch' einer Asklepioskapelle das Obereigentum, so liegt wohl nur der allgemeine Anspruch zu Grunde, den die Ptolemäer jedem Tempel und seinem Besitze gegenüber erhoben, nicht ein besonderes Verhältnis. Auch im hellenischen

Kreise suchte man sich den Göttern zu nähern, indem man Kapellen stiftete und baute, hier freilich echt hellenischen Göttern, wie es das Beispiel eines Dioskuren-Heiligtums vor Augen rückt.

Tempel und Tempelbezirk gehören nicht der Priesterschaft sondern dem Gotte; er allein ist Eigentümer und Gebieter dieser Stätte, die eben dadurch heilig und jeder andern Macht entzogen wird. Diese Vorstellung verleiht dem Heiligtume eine Besonderheit innerhalb des weltlichen Bereiches, in dem es liegt; die Gewalt des Staates wird hier aufgehoben oder doch beschränkt. Freilich hat kein Staat des Altertums, der überhaupt seiner selbst gewiß war, vor den Toren des Tempels unbedingt Halt gemacht, am wenigsten vielleicht die römische Republik, die sich selbst als einen wesentlichen Teil der römischen Religion betrachtete; aber die meisten haben doch den heiligen Wohnsitzen der Götter ein Sonderrecht zugestanden: Gewalt durfte auf diesem Boden nicht geübt werden, selbst dann nicht, wenn der Staat hier die Waffen niederlegen sollte. In wilden, stürmischen Zeiten wurde dies Schutzrecht der Götter eine Zuflucht aller Verfolgten, eine letzte Burg des Friedens; im geordneten Staatswesen gewährte es dem Bedrängten, den das Gesetz nicht retten konnte, einen Halt, und auch dem Verbrecher, den die weltliche Macht mit Recht verfolgte, kam es zu Gute. Man pflegt es mit dem griechischen Namen Asylrecht zu nennen, womit die Unverletzlichkeit der heiligen Stätte betont wird. Nicht überall ist es aus den gleichen Bedürfnissen und Gedanken entstanden; hier haben mehr religiöse, dort mehr wirtschaftliche Ursachen gewirkt; bald fügt es sich leicht in die staatliche Ordnung, bald steht es ihr feindlich entgegen, und wie sich von selbst versteht, ist es hundertfach geachtet, aber auch hundertfach verletzt worden. Die makedonischen Könige Ägyptens, denen es aus der hellenischen Welt vertraut war, fanden es auch im neuen Lande vor, ob an allen Tempeln haftend, wissen wir nicht. Leider fehlt uns noch der Einblick, wie sie sich anfänglich dazu gestellt haben, denn die ziemlich zahlreichen Zeugnisse gehören sämtlich in die spätere Ptolemäerzeit. Das ganze Verhalten der ersten Könige läßt auch auf diesem Gebiete eine fühlbare Ausübung ihrer Macht vermuten; schwerlich werden sie ein allgemeines Asylrecht der Tempel anerkannt haben, zumal da es nicht einmal unter den letzten schwachen Nachfolgern geschehen ist, denen die Ägypter und ihre Priester so viel abrangen. Selbst damals besaßen längst nicht alle Tempel das Asylrecht, und der König wahrte sich die Aufsicht, indem er allein es verlieh. Ohne diese starke Einschränkung hätte es allerdings

auch den Staat tatsächlich aufgehoben, besonders in Zeiten innerer Aufstände, als die Tempel Festungen und die Priester Schürer der Empörung wurden, zumal in einem Lande wie Ägypten, das mit großen und kleinen Heiligtümern übersät war, wo die Macht der Götter tief in den Gemütern der unterworfenen Landeskinder wurzelte. Selbst damals muß der Staat der Ptolemäer mehr Macht und Selbstachtung bewahrt haben, als man ihm zuzutrauen pflegt; sonst wäre es den Priestern gelungen, das unbeschränkte Asylrecht den Königen abzutrotzen. Immerhin wird die Zuflucht zum Asyl überall vorausgesetzt. Der Steckbrief, der den entlaufenen Sklaven verfolgt, enthält besondere Belohnungen für den, der den Flüchtling im Asyl nachweise, war doch gerade diesen rechtlosesten aller Menschen das Haus des Gottes die einzige Stätte, an der sie frei sein durften; der Beamte, der den Diensteid leistet, muß schwören, er werde sich seiner Haftpflicht nicht durch die Flucht ins Asyl entziehen, ein Eid, der mehr ins Privatrecht als ins Staatsrecht gehört, weil die Beamten des Ptolemäerreichs im Grunde unmittelbar nur ihrem Vorgesetzten und erst mittelbar dem Könige verpflichtet sind. Ähnliche Erklärungen verlangen gewisse Darlehnsverträge vom Schuldner, den es ja locken konnte, sich jeder körperlichen Haftung durch den Sprung ins Asyl zu entziehen. Wie die Königsbauern sich in den Tempel setzen, wenn man ihnen mehr Pacht abverlangt, als sie für billig halten, haben wir schon gesehen. Nicht leicht gab es ein menschliches Verhältnis, dem nicht dieser letzte Ausweg gleichsam als ausgleichendes göttliches Recht gegenüber dem irrenden menschlichen Rechte einen tiefen Hintergrund verlieh, freilich auch seine Sicherheit erschütterte, denn welche Verpflichtung galt unbedingt, wenn der Übertreter sich in Gottes Hut retten konnte! In Wirklichkeit kam es darauf an, ob die weltliche Rechtsordnung Kraft besaß und Vertrauen genoß; dann war das Asyl ein Segen, sonst eine schwere Gefahr.

Gewöhnlich war, zumal bei den kleineren Heiligtümern, die wir näher kennen lernen, der Bereich des Asyls eng genug; etwa fünfzig Ellen vom Tempel selbst entfernt standen nach allen vier Winden steinerne Säulen, die das Schutzgebiet des Gottes abgrenzten, und in ihre Fläche waren die Worte eingemeißelt: „Asyl jedem gegenüber, der hier nichts zu suchen hat", das heißt, jeder Unbefugte sollte diesen Raum als unverletzlich und unbetretbar betrachten. Da das Asylrecht in jedem einzelnen Falle auf besonderer Verleihung durch den König beruhte, stellte man auf diesen Steinsäulen gern eben jene königliche Verfügung zur Schau,

und solchen Asylinschriften verdanken wir fast unsere ganze Kenntnis. Der Stifter oder Erneuerer eines Tempels, manchmal auch die Priesterschaft, pflegte den Antrag zu stellen, der mit der Bedeutung des Gottes, mit vorgefallenen Verletzungen des Heiligtums oder sonst irgendwie begründet und regelmäßig auf die Zusage eifrigster Opfer für das Königshaus hinausgeführt wurde; hatte solch' ein Papyrusblatt alle Stufen von den Ortsbeamten bis zum Reichsminister durchlaufen, so wurde es dem Könige vorgelegt, der seine Genehmigung in einem knappen Randvermerke dazu schrieb. In dieser Fassung kehrte es zurück, und deshalb erscheint nun auf den Steinsäulen für die Ewigkeit eingegraben meistens der ganze lange Antrag mit der kurzen Verfügung des Königs am Schlusse. Nur selten äußert sich der König selbst ausführlicher, wie es einer der letzten Ptolemäer tut, als er im Jahre 95 v. Chr. einem Tempel in Athribis das Asylrecht verleiht: „Der Verwandte und Reichsminister Ptolemaios hat uns vorgetragen, allen Tempeln in Ägypten seien von unsern Vorfahren beträchtliche Gnaden bewilligt worden und manche der bedeutenden hätten das Asylrecht erhalten; aber der Tempel des Harkentechthaï in Athribis, der zu den ersten, beträchtlichsten, ältesten und berühmtesten gehöre, habe zwar andre Ehren erlangt, sei aber im Nachteile, weil er das Asylrecht nicht besitze. Daher haben wir verfügt, auch diesem Tempel innerhalb seiner Umfassungsmauer das Asylrecht zu gewähren, wie dem Tempel in Memphis, Busiris und anderen. Demgemäß auszuführen."

Den eigentlichen Kern des Asylrechts bildet das Verbot, gewaltsam in den heiligen Bereich einzudringen und diejenigen, die hier Zuflucht gesucht haben, gewaltsam herauszuholen. Es lag jedoch nahe, einen Schritt weiter zu gehen und allgemein von allen zu sprechen, die sich hier aufhielten; ja in einer der Asylinschriften werden ausdrücklich die Priester genannt. Das bedeutete aber eine entscheidende Wandlung, denn damit gestand der König den ständigen Bewohnern des Asylgebiets in Wirklichkeit ein Ausnahmerecht zu. Sie brauchten ja nur im Tempel zu bleiben, um sich jeder weltlichen Verantwortung, jedem weltlichen Richter zu entziehen. Vielleicht weit mehr als wir ahnen, zielten die ägyptischen Priester in der späteren Ptolemäerzeit gerade hierauf und legten den Grund zu einer Sonderstellung ihres Standes. Allem Anscheine nach hat Rom, wie es auf jedem Gebiete die Priestermacht erst brach und dann dauernd in Schranken hielt, so auch mit dem Asylrechte aufgeräumt, gewiß zum Teile, weil es in den letzten verworrenen

Jahrzehnten ein sicherer Hafen für allerlei Gesindel geworden war, weil hier der Widerstand gegen den Kaiser eine Stütze fand, aber doch nicht minder, um das emporstrebende Sonderrecht der Priester, das jede Rechtsordnung durchbrach, ein für alle Mal aufzuheben. Jedoch ist das Asylrecht keineswegs beseitigt worden; blieb es in mäßigen Grenzen, so hatte das starke Römische Reich nichts zu fürchten. Nicht nur ägyptische Tempel besaßen es, sondern sicher auch hellenische; die Ptolemäer verweigerten es auch jüdischen Synagogen nicht, und noch im dritten Jahrhundert der Kaiserzeit wurde solch' eine Verleihung des dritten Ptolemaios bestätigt; Ptolemäer wie Römer haben den Jahwe der Juden ebenso gelten lassen wie den Horos von Edfu. Endlich hat die christliche Kirche das Erbe angetreten, sogar vielfach bis ins Einzelne dem alten Asylrechte getreu folgend, und sie hat im weiteren Verlaufe auch die Geistlichen der weltlichen Gewalt völlig zu entziehen verstanden.

Zum Kreise der Priester gehörte die große Zahl derjenigen, die mit der Bestattung, der Pflege und dem Opferdienste der Toten zu tun hatten, niedere Priester und Tempeldiener, deren Gewerbe bis ins Einzelne verzweigt war, wie denn seit Alters die Ägypter gerade auf die richtige Behandlung der Leiche den größten Wert legten, so daß sich hier die Arbeitsteilung reich entfaltet hatte. Und da es sich um bezahlte Arbeit eines Handwerks handelte, da obendrein, wer es nur irgend konnte, die Leichen der Seinigen reichlich mit allem Gehörigen versah, griff auch der Staat zu und nahm das Seinige durch eine Leichensteuer, die scheinbar an den Linnenbinden zur Umwicklung der Mumie haftete; in den Rechnungen über die Kosten der Bestattung begegnet sie zwar bisher nicht, wird aber sonst einige Male erwähnt. Auch die Beförderung der Leiche war wenigstens unter gewissen Umständen mit einer Abgabe belastet, zumal auf den besonders ausgestatteten und bewachten Wüstenstraßen: daher erscheint ein solcher Betrag in der Gebührenordnung für die Straße von Koptos zum Roten Meere. Dagegen soll jede Leiche über den Nil ohne Abgabe befördert werden, wie Kaiser Justinian bestimmt, gewiß nur um ein uraltes Recht aufrecht zu erhalten. Denn das war notwendig, weil die Gräber meistens auf der Westseite im Wüstengebirge lagen. Wie die Sonne täglich im Westen niederging, so auch das Leben des Menschen; dort also lag die Pforte der Ewigkeit, dort das Reich des Jenseits, so endlos wie die unerforschte Wüste. Daher dehnten sich im Westen am Fuße der ansteigenden Wüste die Totenstädte, die unendlich viel mehr Bewohner hatten als die Städte der

Lebenden, freilich auch noch viel engere Wohnungen. Aus dieser Anschauung, dieser Sitte erwuchs die freie Fahrt des Toten über den Nil als ein selbstverständliches Gebot. Allerdings fehlt es nicht an Ausnahmen; hier und da sind die Totenstädte auch in der östlichen Wüste entstanden, zum Beispiel bei Tell el amarna, dem berühmten Herrschersitze König Amenophis des Vierten. Besonders gern setzte man den Toten an einer Stätte besonderer Heiligkeit bei, zumal da, wo er dem Richter und Herrscher der Toten, dem großen Osiris, am nächsten zu sein schien. Heiligtümer des Gottes, Orte, wo eines seiner Glieder bestattet lag, gab es viele, und die Verehrung heiliger Überreste hat sich gerade hieran ausgebildet; aber kein Ort gehörte ihm mehr zu eigen als Abydos. Daher brachte man mit Vorliebe die Toten hierher. Wenn schon anderswo zwischen großen Städten und ihren westlichen Gräbern ein lebhafter Verkehr über den Strom entstehen mußte, so doppelt rege nach solchen heiligen Orten hin. Der Fährmann lud gleich eine ganze Anzahl von Leichen auf sein Boot; damit sie aber drüben in die richtigen Gräber gelegt wurden, mußten sie bezeichnet sein. Ein hölzernes Brettchen hängte man dem Toten um den Hals; bis ins dritte Jahrhundert der Kaiserzeit hinein stand griechisch und demotisch der Name darauf, manchmal auch noch eine kurze Anweisung oder ein Begleitbrief. Viele solche Mumienschilder sind noch erhalten.

Auch damals noch wurden die Toten nach alter Sitte einbalsamiert; selbst das Christentum hat sich erst allmählich davon gelöst. Wie alle Gebräuche, die irgendwie mit dem Glauben zusammen hingen, gerade in dieser späten Zeit am eifrigsten beobachtet wurden, so auch die Gebote und Formen der Bestattung. Man entnahm durch einen großen Seitenschnitt dem Bauche die Eingeweide, zog das Gehirn, so gut es ging, mit dünnen Haken durch die Nase heraus und füllte die Hohlräume auf irgend eine Weise, oft genug recht roh und oberflächlich. Der gedörrte Körper wurde dann mit Asphalt übergossen, auch dies nicht immer sorgsam, so daß manche Mumie auf der Rückseite von der schwarzen luftdicht schließenden Schicht frei geblieben ist. Darauf folgten die Leinwandbinden, in bestimmter Weise um den Rumpf, Arme, Beine und Kopf so eng wie möglich gewickelt. Hier wurde nicht gespart, sondern eine Fülle von Stoff verwendet, nicht immer freilich der beste; hat man doch beim Enthüllen manche Binden gefunden, die schon schadhaft, gestopft oder geflickt waren, als der Leichenbestatter sie herumschlang. Dies alles machte die Aufgabe der Bestatter aus, die man in

hellenischer Sprache Taricheuten, das heißt Einpökler, nannte; es gab innerhalb des ganzen Gewerbes Untergruppen wie die Paraschisten, die Seitenschneider, ein Beweis für die vollendete Ausbildung des Handwerks und für den gewaltigen Betrieb, der eine Arbeitsteilung fast bis zu jedem Handgriffe nötig machte. Wir dürfen uns keineswegs eine feierlich-ernste, würdige Handhabung vorstellen, sondern werden der Wirklichkeit am nächsten kommen, wenn wir uns diese Taricheuten und ihren ganzen Anhang als eine äußerst rohe, schnell arbeitende Gesellschaft denken; sicherlich haben sie die Leiche nicht anders als ein totes Stück Vieh behandelt.

Wer es bezahlen konnte, ließ außen herum ein bemaltes Leichentuch legen, worauf das große Bild des Toten zu sehen war, wie er etwa im weißen Festkleide als Gärtner, mit Spaten und Pflänzchen in den Händen, zwischen schützenden Dämonen steht; so zeigt es ein großes Tuch aus später römischer Zeit, die keinen Anstoß daran nimmt, wenn der hellenische Tote sich tierköpfigen ägyptischen Göttern anvertraut. Wirklichen Prunk entfaltete man an den Särgen, deren es aus den hellenischen und römischen Jahrhunderten noch viele gibt, bald in strengeren hellenischen Kastenformen aus Holz mit der Eierstableiste und sparsamen Verzierungen, bald mehr ägyptisch dem Körper der Mumie angepaßt, vielfach aus dicken Leinwandschichten oder aus beschriebenen, nicht mehr benutzten Papyrusblättern, einer festen Pappe, die in zwei Teilen, einer Brustseite und einer Rückseite, gewerbsmäßig über einer lebensgroßen Holzpuppe verpaßt wurde. Hatte man beide Stücke zusammengeschnürt, so kam die Reihe an den Maler. Bald trug er über einer Grundfarbe nur die abenteuerlichen Gestalten der Dämonen auf, denen sich der Tote zu empfehlen hatte, bald aber auch die Gestalt des Toten selbst, in der bunten Tracht des Lebens, für uns eine Quelle der Belehrung, da wir sonst von der Kleidung dieser Jahrhunderte nur wenig wissen. Kopf und Hals werden oft, aber nicht immer als besonderes Stück aufgesetzt, manchmal eine richtige Maske aus Stuck, je nach Vermögen des Verfertigers lebenstreu oder allgemein hergestellt, manchmal auch das Tafelbild, das über dem Gesichte eingefügt wird. Welche vortrefflichen Werke hellenischer Bildniskunst auf diese Weise erhalten geblieben sind, haben wir früher schon bemerkt. Wer solche Särge kennt, begreift ohne Weiteres, wie viel ihre Ausstattung kosten mußte; ein Kopf mit den fein herausgearbeiteten Zügen, dem gekräuselten Haare, dem Kranze darin forderte ganz abgesehen von der künst-

lerischen Leistung viel Arbeit und daher viel Geld. Erhaltene Rechnungen stimmen dazu; schon die endlosen Linnenbinden waren teuer, dazu nun alle die Salben und Wohlgerüche, die sich für eine anständige Leiche schickten, der Lohn für die berufsmäßigen Sänger oder Sängerinnen der Totenklage, für die Einbalsamierer, die eigentlichen Bestatter und was sonst noch an hundert Kleinigkeiten die Sitte forderte. Soweit ein Vergleich möglich ist, kommen Beträge heraus, die neben dem Unterhalte des Lebenden außerordentlich hoch erscheinen; wir dürfen ruhig annehmen, daß ein anständiges Leichenbegängnis jener Zeit mit allem Drum und Dran soviel verschlang wie der Lebende in einem ganzen Jahre brauchte. Wer den Toten größere Strecken befördern ließ, mußte dafür entsprechend bezahlen; so rechnet man einmal 340 Drachmen für eine solche Reise in die Große Oase, die auch im Niltale als ewige Heimat der Toten geschätzt wurde, ohne daß wir wüßten, wo die Fahrt begann, ob die Leiche auf einen Wagen oder auf ein Kamel geladen wurde. Dort empfingen sie die „Totengräber“, die gerade in der Großen Oase uns als ein besonderer Stand mit eignen Satzungen wohl bekannt sind; auch die Frauen nahmen offenbar tätig am Gewerbe der Männer Teil. Diese Leute setzten die Leichen bei, bedienten und bewachten die Gräber und besaßen jeder eine Anzahl von Grabstellen, die sie samt dem Inhalte an Toten in aller Form einander verkauften. Wahrscheinlich vermieteten sie ihre Grabstellen und bezogen außerdem noch Gebühren für die dauernde Pflege.

Während die eigentlichen Einbalsamierer als unrein galten, weil sie die Leiche berührten, waren es die Bestatter und Pfleger nicht. Das kommt sehr deutlich in einem Rechtsstreite zur Sprache, den im zweiten Jahrhundert v. Chr. ein alter hellenischer Offizier mit thebanischen Totenpriestern um ein Haus führt, das seinem Vater gehört habe, seit langem aber schon von den „Trankopferspendern“, den Choachyten, für ihre Zwecke benutzt war. Gegenüber der Behauptung des Klägers Hermias, die Choachyten seien Leichenbalsamierer und hätten als solche das Haus verunreinigt, setzt ihr Rechtsbeistand den Unterschied der Taricheuten und Choachyten auseinander; diese seine Schützlinge nähmen sogar an dem Götteraufzuge teil, der ja die feierlichste Handlung des ägyptischen Gottesdienstes war. Als Genossenschaften mit einer halb religiösen halb wirtschaftlichen Verfassung betrieben sie in der westlichen Totenstadt die Pflege der Toten, besonders die Opfer und heiligen Handlungen, die fromme Angehörige ihren Verstorbenen stifteten. Ihre Leichen,

das heißt eben ihre priesterlichen und pflegerischen Dienste daran, erwarben und verkauften sie als Geschäftswerte, und auch ihnen werden wir mehr Erwerbssinn als Weihestimmung zutrauen dürfen. Durch eine Reihe umfangreicher Aktenstücke hören wir einiges davon, wie es damals drüben auf der Westseite Thebens aussah und zuging. Dort in den Memnoneia — so nannten die Hellenen dies ausgedehnte Gebiet vom Nil bis zu den westlichen steilen Felsanstiegen nach den beiden Riesenstandbildern Memnons, in Wahrheit des dritten Amenophis — reihte sich wirklich Grab an Grab. Wie durchlöchert sehen die Felshänge aus, große und kleine Grabkammern vornehmer Ägypter aus alten glänzenden Zeiten, bunt und farbenfrisch ausgemalt, versetzen auch den heutigen Besucher noch in die besondere Luft, die über solch' einer Stadt der Toten weht. Wie viel stärker muß sie gewirkt haben, als neben und unter den reichen Gräbern die Tausende bescheidener Bestattungen sichtbar waren, die seitdem verschüttet oder ins Nichts vergangen sind! Außer den Toten hauste dort noch ein großes Volk Lebender, alle diese Einbalsamierer, Bestatter, Totenpriester, Wächter und gewiß nicht zuletzt die Zunft der Grabräuber, die zu allen Zeiten in Ägypten besonders rührig und besonders unwiderstehlich war; sie alle aber bedurften wieder andrer, die für sie sorgten. Es muß wie ein Gegentheben, eine zweite große Stadt gewesen sein. Heute liegt hier im Assasîf, wie die Araber es nennen, nur das Dorf Scheich Abd el Qurna. Über die Räuber wird öfters geklagt: „sie zogen die bestatteten Leichen aus", waren doch die Linnenbinden wertvoll genug und wanderten, wie ein bissiges Epigramm behauptet, in das Haus des Arztes, der seine Kranken damit verband, dem Freunde Leichenbestatter aber zum Danke alle seine Kranken schickte. Selbst die Königsgräber sind gründlich ausgeplündert worden; Gräber gewöhnlicher Menschen versprachen zwar weniger Kostbarkeiten, ließen sich aber auch um so leichter erbrechen. Und im übrigen nutzten die Schakale die Nachlässigkeit der Bestatter aus: „weil die Tür offen stehen geblieben war, wurden noch unbestattete Leichen von Schakalen angefressen und geschändet." Auch unter hellenischer und römischer Macht blieb auf der Westseite Thebens das ägyptische Wesen unerschüttert. In den langen Listen der Toten, die wir aus Kaufverträgen der Bestatter und Totenpriester kennen, tauchen nur ganz selten hellenische Namen auf, und in diesem Kreise darf man wirklich etwas darauf geben. Merkwürdiger Weise hat ein Jude sich unter ihnen nach ägyptischer Art bestatten lassen. Aber im wesentlichen sind hier die Ägypter unter sich,

mögen sie nun allein da liegen oder umgeben von einer Familie, die ein gemeinsames Grab besitzt, oder mit Berufsgenossen auch im Tode vereinigt, wie zum Beispiel die Schuster eine solche Begräbnisstätte haben. Die hellenischen Beamten betraten zwar auch diesen geweihten Boden, um Steuern zu holen und Ordnung zu halten, aber im übrigen störte schwerlich ein fremder Laut diese rein ägyptische Welt.

Wer die ausgemalten Grabkammern Thebens kennt, wird sich vorstellen können, was Verschwendung auf diesem Gebiete bedeutet. Gegen den Prunk der Gräber schritt die römische Regierung ein: zunächst freilich hatte sie rein römische Verhältnisse im Auge, wo das Grab als geweiht und unverletzlich galt und daher auch nicht dem Gläubiger des Toten zufallen konnte, wenn dieser mit Schulden gestorben war. Deshalb legten nicht wenige ihr Vermögen in kostbaren Gräbern an, in Bauten und Gärten rings umher, in Schätzen, die sie darin bargen. Mochten sie dem Staate oder Gläubigern noch soviel schulden, man konnte sich auch nach ihrem Tode an ihnen nicht schadlos halten. Darauf rechnete in erster Reihe der hochvornehme römische Adel, der bis über die Ohren in Schulden steckte und den Gläubiger betrog; auf diese Großen kam es dem Kaiser Trajan an, nicht auf die Kleinen, die vielleicht ein paar Drachmen oder Denare Steuern schuldeten, als er den Zugriff an dem Grundstück und den Umbauten erlaubte und nur das Grab selbst ausnahm. Wendete man diesen Erlaß auf Ägypten an, so betraf er gewiß zuerst die Römer und Alexandriner in Alexandreia, aber weiterhin doch wohl auch die reichen Ägypter, die auf ihre Art prunkvolle Gräber herrichteten, wenn auch so großartige Anlagen wie die alten Felsengräber von Assiut oder die Fürstengräber in der Windspitze Kubbet el hawa, gegenüber der Insel Elephantine, diese stimmungsreichsten aller Gräber mit ihren dämmerhellen Hallen im goldbraunen Gestein, damals in Oberägypten schwerlich noch entstanden. In größerem Umfange mußte es die Ägypter berühren, daß der Kaiser Vermächtnisse für Totenopfer einzog, wenn sich niemand mehr ihrer annahm. Stiftungen solcher Art bilden nicht selten einen Teil des Testaments: man setzt gern einen Geldbetrag aus, damit die Sklaven und Freigelassenen, die oft eben ihre Freilassung durch das Testament erhalten, am Grabe des Toten eine festliche Feier veranstalten, seinen Geburtstag oder die „Merktage des Todes“, die auch „Merktage des Wüstenberges“, nämlich der westlichen Totenstadt, heißen, mit Opfern und Spenden an Kränzen, Trauben und Wein dankbar

begehen. Dergleichen Feste mochten bald genug einschlafen, wenn die zunächst Beteiligten starben oder fortzogen. Es war nur billig, daß der Staat auch seinen Teil verlangte, wenn der Reiche Grab und Tod mit soviel Aufwand umgab.

Ägyptische und hellenische Sitte flossen in einander, und auf keinem Gebiete griffen ägyptische Anschauungen, ägyptische Gewohnheiten so weit in hellenische Kreise hinein wie gerade hier, denn der Jenseitsglaube der Ägypter zog mächtig an. Ob der Tote in gewaltigen Granitsarkophagen rein ägyptischer Form beigesetzt wurde, wie es aus ptolemäischer Zeit mehrere gibt, oder in den seltsamen stehenden Schranksärgen, deren Oberteil Klapptüren hatte und Brust wie Kopf des Innensarges oder der Mumie sehen ließ, kaum irgend etwas läßt von vorn herein erraten, mit wem man es zu tun hat. Gerade der wunderliche Brauch, im Schranksarge die Leiche längere Zeit im Hause aufzubewahren, wovon auch Cicero spricht, breitete sich damals aus, altägyptischer Sitte durchaus fern. Sogar kleine Pyramiden ließ man sich bisweilen errichten, obgleich doch diese Gestalt des Grabes längst vorüber war und dem gewöhnlichen Sterblichen gar nicht zukam. Ägyptische und hellenische Züge kreuzten sich auch in den Grabsteinen mit ihren Aufschriften in der einen oder der andern Sprache und mit Zierformen, die Einflüsse von beiden Seiten aufweisen. Hier konnte sich auch der alte ägyptische Wortprunk ebenso entfalten wie die etwas rührselige Stimmung des späten Hellenentums, das gern mit gefühlvollen Versen den Wanderer bat, einen Augenblick beim Grab des Seligen oder Unseligen stehen zu bleiben. Nirgends durchdrangen sich diese Strebungen und Formen inniger und auch großartiger als in den unterirdischen Felsengräbern der Alexandriner, deren wir bereits gedacht haben. Makedonische Züge und hellenische Anlagen wurden gerade hier aufs stärkste vom ägyptischen Glauben beherrscht, der die reiche Welt seiner Totengötter und seiner gesamten Bestattungsweise den Bildwerken von Kôm eš šuqafa unauslöschlich aufprägte. Hier wird zugleich deutlicher noch als sonst, welchen Prunk die Vornehmen und Reichen auch gerade unter den Hellenen in ihren Gräbern entfalteten; auch sie dachten ägyptisch genug, um die ewige Wohnung des Todes für wichtiger zu halten als die vergängliche des irdischen Lebens.

Der Glaube an die Fortdauer des Einzellebens nach dem Tode gehört damals ebenso in die hellenische wie in die ägyptische Gedankenwelt, und man spricht von ihm in Wendungen, die nach beiden Seiten schauen oder eine allgemeine Anschauungsweise aus-

drücken, wie sie namentlich in der Kaiserzeit aus ungleichen Ursprüngen zusammenwächst. Ganz ägyptisch zwar bleibt es, wenn der Tod im Nil als eine besondere Gnade gilt, gleichviel, ob man ertrinkt oder vom Krokodil verschlungen wird; aber die Briefe und Inschriften leben in den allgemeinsten Vorstellungen, die jeder auf seine Weise deuten konnte. Der Tote geht zu den Göttern fort, er schreitet im Reigen über die seligen Inseln, die längst bei den Hellenen das schattenhafte Reich des Hades verdrängt haben; er geht hin in den Glanz, und als die Priester im Jahre 238 v. Chr. auf ihrer Versammlung in Kanobos auch des frischen Todes der jungen Königstochter Berenike gedachten, sagten sie von ihr, sie sei mit einem Male in die ewige Welt eingegangen. Dabei dachten sie gewiß etwas Ägyptisches, der König aber und sein Haus konnten diese Worte leicht mit einer allgemeinen philosophischen Betrachtung des Todes in Einklang bringen, wie sie damals Gemeingut gebildeter Hellenen gewesen sein wird. Nicht nur die Worte schillern, sondern auch ihr Sinn, und dies Schwanken und Gleiten bezeichnet gerade das Wesen dieser Jahrhunderte, die den Glauben Altägyptens mit hellenischem Gedanken zu einer vieldeutigen, bald reizvollen, bald widersinnigen Einheit verwoben.

Das gilt im höchsten Maße von den Seiten der Religion, die sich nicht im geregelten Dienste der Götter, in Opfern und heiligen Handlungen erschöpfen, sondern den Einzelnen zu den alten und neuen Mächten der Welt in Beziehung setzen; es ist die persönliche Frömmigkeit, die sich ebenso sehr den einheimischen Wundergestalten der ägyptischen Götterwelt zuwenden kann wie den Gebilden hellenischen Denkens, die zwar göttliche Wesen scheinen, in Wahrheit aber doch nur Begriffe sind. Den reinsten Ausdruck könnte der Fromme im Briefe wählen, weil ihn hier nichts beschränkt, sofern er der Sprache mächtig ist und sich durch die Schulregeln nicht fesseln läßt; aber die Briefe geben bisher herzlich wenig, sondern besprechen tausend Angelegenheiten irdischer Sorge, fast nie Dinge des Glaubens und des Herzens, und wenn sie es tun, so sind diese allgemeinen Redensarten vom Willen der Götter und ihrem Schutze mehr Form als Inhalt. Beweisen kann man solche Beobachtungen nicht, wohl aber so deutlich fühlen, daß ihnen kaum etwas an Gewißheit fehlt. Greifbarer scheint das Gebet, das die Alten überall an heiligen Stätten einzumeißeln, einzukratzen oder aufzumalen liebten, und nirgends gab es mehr verehrungswürdige Orte göttlicher Nähe als in Oberägypten, von Abydos bis nach Philai, von Osiris zu Isis. Vielleicht sollte man eher von Fürbitte

sprechen, denn der Betende empfiehlt sich und die Seinigen, zumal die Fernen, der Huld des Gottes, dem zu nahen er das Glück hat. Wer sein Heil im Dienste des Königs sucht, zieht ihn in das Gebet hinein, und dieser königstreuen Fürbitten lesen wir noch eine Menge; wie weit sie wirklicher Frömmigkeit, wie weit ergebener Untertanengesinnung oder gar gewollter Streberei entspringen, können wir schwer entscheiden. Die übrigen leben oft genug von leeren Formeln, gab es doch unverkennbar einen festen Stil des inschriftlichen Gebets und namentlich für die dichterischen Gebete oder Huldigungen gewiß Vorlagen, die noch erkennbar sind; wir dürfen uns ausmalen, daß an den besuchtesten Orten wie auf Philai die Reimschmiede dem Fremden ihre Gedichte anboten, die leicht eine persönliche Wendung und ein paar Namen aufnehmen konnten. Aber es ist doch nicht alles unecht, nicht alles Schein: so mancher herzlich schlichte Ton klingt hindurch, den keine Übersetzung treffen würde, und wenn der Reiter auch sein Pferd in die Fürbitte einschließt, möchten wir gern an ein unbefangenes Gemüt glauben. Vom andern Ende Ägyptens her klingt in der Kaiserzeit die Fürbitte beim großen Sarapis Alexandreias: an den Mauern seines Heiligtums standen gewiß nicht weniger Gebetsinschriften der Frommen als die Hunderte oder Tausende auf Philai; da aber der Tempel verschwunden ist, lesen wir nur in Briefen aus Alexandreia diese Fürbitten, die seltsamer Weise aus der Ptolemäerzeit bisher noch fehlen.

Von allen Seiten kamen die Frommen, um den mächtigsten Göttern Verehrung zu bezeugen und ihres Segens aus der Nähe teilhaft zu werden. Die Wallfahrt zu den Stätten besonderer Heiligkeit beweist, wie körperlich und greifbar man noch die Götter empfand, vor allem wieder in der Thebaïs, die ja den zersetzenden Wirkungen hellenischen Denkens am wenigsten ausgesetzt war. Neben den berühmten Tempeln des großen Sarapis in Alexandreia und in Memphis lockten wiederum Abydos und Philai am stärksten. Wie in einem Briefe ausdrücklich von der Wallfahrt die Rede ist, so raten auch die Sprüche des Sansnôs, die uns eine Inschrift in Nubien bewahrt hat: „verehre die Gottheit, opfere allen Göttern, besuche jedes Heiligtum, um zu beten.“ Bei der Schilderung von Memphis haben wir schon das Treiben an solch' einem Wallfahrtsorte mit seinen Pilgerherbergen kennen lernen. Ohne Zweifel sind Tausende damals aus solchen Gründen auf die Wanderschaft gegangen, und wieder Tausende haben geschäftliche Reisen benutzt, um unterwegs die Götter zu besuchen. Aber noch

etwas andres wirkte mit. Gaben einst nur wenige Götter Auskunft über verborgene und zukünftige Dinge, so taten sich in der hellenisch-römischen Zeit immer mehr Orakel auf, bis schließlich fast jeder Gott seine Verehrer auch nach dieser Richtung befriedigte. Im Grunde folgte das aus der Angleichung der Götter, die ja damals rasch fortschritt; aber doch nur einige Orakelstätten erwarben allgemeines Ansehen wie Zeus-Helios-Sarapis, der Ammon in der Oase, der Apis in Memphis, der Bes in Abydos. Freilich trübt uns der Zufall der Überlieferung den Blick, denn ob der Krokodilgott Soknopaios am Rande der faijumischen Wüste weithin galt, besagen die Zettel mit Orakelfragen kaum, die man in seinem heiligen Bereiche gefunden hat. Der Suchende warf ein kleines Blatt mit seiner Frage ein und erhielt es wahrscheinlich mit kurzem Bescheide auf dem Rande oder der Rückseite zurück. Eine Reihe von Fragen, mit Nummern gezählt aber ohne Ordnung nach dem Inhalte auf ein Blatt zusammengestellt, wird wohl im Tempel selbst von den Priestern niedergeschrieben worden sein, so wie die Anliegen der Gläubigen einliefen. Darüber Buch zu führen, mußte bei jeder größeren Orakelstätte notwendig werden.

Nicht immer bedurfte es der Frage und des antwortenden Priesters, um die Stimme des Gottes zu vernehmen; zu vielen sprach er im Traume. Besonders kräftig lebte die Traumoffenbarung im Kreise der Gottergriffenen, die in Memphis sich um Sarapis sammelten, und dort sind sie uns schon begegnet mit ihrem Vertrauen auf die Träume, ihrer Verzweiflung, wenn nichts in Erfüllung gehen wollte; dort gab es Menschen von besonderer Empfänglichkeit für die Traumnähe des Gottes und neben ihnen geschulte Traumdeuter. Aber nicht nur dort; auch andere Götter an andern Orten traten mit ihren Gläubigen auf diese Weise in Verbindung, und obgleich dieser Weg den Hellenen keineswegs fremd war, scheint er doch im besonderen als ägyptisch gegolten zu haben. Wenn es in einem Briefe heißt: „ich will dir jetzt von meinem Traumgesichte erzählen, damit du es weißt, wie die Götter dich kennen. Ich hab's aber Ägyptisch aufgeschrieben, damit du es genau wissest", so steht ganz deutlich das Ägyptische im Scheine der Heiligkeit da. Der Empfänger verstand das Griechisch des Briefes; aber der Traum mußte ägyptisch lauten, weil die Götter so sprachen. Überall zwang die Sprache der Hellenen die einheimische der Landeskinder zum Rückzuge; doch wo der Glaube begann und das Wort Gottes unmittelbar erklang, ging es ohne die uralte fromme Sprache nicht ab und die Hellenen selbst er-

kannten es an. Der Traum diente oft auch als Mittel Kranke zu heilen, und die Heilgötter pflegten denen, die in ihrem Tempel sich schlafen legten, durch nächtliche Erscheinung, im Traume oder ohne Traum, den Weg der Genesung zu weisen. Heilen konnte jeder Gott; auch vom Krokodil Soknopaios behaupteten seine Priester, es habe den Strategen gesund gemacht. Aber Götter wie Sarapis, Isis, Asklepios vermochten doch mehr als andre; in und um ihre Tempel entstanden Heilstätten, wo die Leidenden warteten, bis die Hilfe an sie kam. Wundertaten erhöhten den Ruhm des Gottes und den Ruf der Heilstätte; von allen Seiten pilgerten die Leidenden zum verfallenen Tempel der Königin Hatschepsut, denn hier in Dêr el bahri betrieb jetzt Asklepios, dem alten ägyptischen Weisen Imhotep gleichgesetzt, die Kunst der Krankenheilung, als der ehemals menschliche, nun aber göttliche Arzt. Frommer Glaube und wirkliche menschliche Heilbehandlung gingen neben einander her. Beflissene Schüler verbreiteten die großen Taten dieser Heilgötter in besonderen Schriften mit Heilungsberichten, die eine zu Ehren des Asklepios, die andre für Sarapis, ja eine Menge von Federn setzten sich in Gang, um immer neuen großen Taten und Wundern zu folgen. Nur noch ärmliche Reste dieses frommen Schrifttums haben wir vor uns, darunter die ausführliche Einleitung eines Buches, das den Wirkungen des Asklepios-Imuthes gewidmet ist: der Gott selbst erscheint dem Verfasser in schwerer Krankheit und mahnt ihn, sein Leben zu beschreiben; der hellenische Schriftsteller behauptet eine ägyptische Quelle nur zu übersetzen: „eine Gestalt von übermenschlicher Größe in weißem Linnenkleide mit einem Buche in der linken Hand; die sah mich nur von Kopf zu Fuß zweimal oder dreimal an und verschwand. Als die Mutter wieder zu sich kam, versuchte sie noch zitternd mich zu wecken. Da fand sie mich vom Fieber befreit, aber von Schweiß übergossen, und verehrte betend des Gottes Erscheinung.“ Und er schließt dies Vorwort mit dem Ausrufe: „Sammelt euch hier, ihr Wohlgesinnten und Guten, geht hinweg, ihr Boshaften und Gottlosen, sammelt euch alle, die ihr durch den Dienst des Gottes von Krankheiten frei geworden seid, alle die ihr die Heilwissenschaft handhabt, alle die ihr mit ernster Mühe der Tugend nacheifert, alle die ihr mit Fülle des Guten gesegnet seid, alle die ihr aus Seegefahren errettet seid, denn überallhin ist die rettende Wirkung des Gottes gedrungen.“ Man sieht, wie die Anhänger für ihren Gott werben, der ihnen alles ist, und wie damals jede klare Bestimmtheit des Wesens sich im

Predigttone zu einer allgemeinen Tugendlehre verflüchtigt. Solche Werbeschriften durchflogen die Welt; gerade um die großen Götter müssen sie in Menge entstanden sein. Gebildeten Hellenen werden die Evangelien nur als jüdische Beispiele einer ganz geläufigen Gattung, eben dieser Bücher von Leben und Taten oder Lehren großer Götter, erschienen sein.

Wer den Heilgott herbeirufen will, muß vielfach bestimmte Stätten aufsuchen und bestimmte Handlungen vollziehen. Damit nähert sich diese ganze Glaubensrichtung dem weiten und vielgestaltigen Gebiete des Zaubers, der ja durch besondere genau vorgeschriebene Worte und Werke den Gott herbeizwingen und ihm gewisse Leistungen abnötigen will. Seit uralten Zeiten galt Ägypten als das gelobte Land dieser Künste; vor dem Throne Pharaos konnte auch Moses nur als Zauberer auftreten, wenn er die ägyptischen Wundertäter übertrumpfen sollte, wie die Sage es ganz dem Orte und der Zeit gemäß schildert. Gab es auch kein Land, wo nicht diese dunkelste aller menschlichen Geistesrichtungen die Herzen befangen hätte, so glänzte doch Ägyptens Ruhm besonders hell bei den Millionen, die nur hier wahres Heil erblickten. Je mehr fremde Einflüsse, fremde Menschen, fremder Glaube, fremde Gedanken ins Niltal eindrangen, um so üppiger schoß nun der Zauber ins Kraut, denn er nährte sich von jeder Speise und vermochte alles sich dienstbar zu machen, hellenische Begriffe ebenso gut wie persischen Feuerdienst, Dämonen des Zweistromlandes und jüdische Engel, die großen Götter der Hellenen, des ganzen Ostens, den Gott der Juden unter seinen verschiedenen Namen und endlich auch den christlichen Erlöser. In den Zauberbüchern der hellenischen Zeit Ägyptens, die in hellenischer Sprache zum Teile glänzend erhalten vor uns liegen, flutet ein Gewirr ungleichster Vorstellungen durch einander, das auf den ersten Blick betäubt, dann aber mit besonderer Deutlichkeit erkennen lehrt, wie tief damals Glauben und Denken aller Völker sich durchdrang. Nicht nur die Ägypter, sondern auch die Allerweltshellenen fanden hier Zuflucht. Mag man es beklagen oder verachten, verkennen läßt es sich nicht, daß namentlich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein überraschend großer, erschreckend großer Teil der Menschheit ohne den Zauber weder durchs Leben seinen Weg fand noch sich ein Bild der Welt zu gestalten vermochte. Die Beschäftigung mit diesen Schriften hilft sehr viel zum Verständnisse jener Menschen, denen Horos und Apollon, Sabaoth und Jesus im Grunde nur spukhafte Dämonen von unheimlicher Macht waren, die man durch

alberne und doch tief ernst betriebene Kunstgriffe sich dienstbar machen konnte; wer sich diese Quelle geschichtlicher Erkenntnis eröffnen will, darf allerdings die Schlammflut ekelhaften Widersinnes nicht scheuen. Viel von diesen Anrufungen, zauberkräftigen Handlungen, sinnlosen Silbenreihen ist in den Zauber des Mittelalters übergegangen und hat sich bis auf die Gegenwart erhalten.

Nicht dasselbe, aber innerlich der zu Grunde liegenden Denkweise nach verwandt sind die seltsamen Künste, die Erscheinungen der Außenwelt auf menschliche Schicksale deuten; die zwingende Handlung wie die erzwungene Tat des Dämonen fehlt hier, wenn nicht etwa der eigentliche Zauber sich eindrängt. Ganze Bücher waren damals den Zuckungen des menschlichen Körpers gewidmet, und eine toll gewordene Wissenschaft wußte von jeder zu sagen, was sie bedeute, je nach Lebensalter und Stand des Menschen, besonders oft für Erlebnisse des Sklaven, des Soldaten, des Mädchens und der Witwe, sicherlich weil man sie als besonders abergläubisch und zukunftswißbegierig kannte. In solch' einem Taschenbuche, das man immer bei sich tragen und sofort nachschlagen konnte, heißt es zum Beispiel: „wenn der rechte Fuß zuckt, wird man Herr sein über viele Güter und Besitzungen; ein Sklave wird frei sein. Wenn der linke Fuß zuckt, so bedeutet es, daß man um Wort und Glauben betrogen wird, und wenn man einen Weg unternimmt, auf Hindernisse stößt. Bete zu Hermes. Wenn die kleine Zehe des rechten Fußes zuckt, so bedeutet es Wohlstand von Seiten einer jüngeren Person; bete zu Tyche. Wenn die nächste nach der kleinen zuckt, so bedeutet es dasselbe; bete zu Tyche. Wenn die dritte zuckt, bedeutet es Unheil, und man wird Kämpfe zu bestehen haben wegen einer weiblichen Person, dann aber Befriedigung; bete zu Dionysos. Wenn die große zuckt, bedeutet es für einen Sklaven, daß er Herr und alles Kummers ledig wird." In welcher dumpfen Furcht, in welcher Enge haben Menschen ihr Leben verbracht, die Tag um Tag auf solche Dinge achteten.

Am wichtigsten für den ganzen Lauf des irdischen Daseins war ohne Frage die Stunde der Geburt, und die Sternkunde mußte herhalten, um ihre Merkmale genau festzustellen. Das eigentliche Horoskop ist von Hause aus nichts als diese Beschreibung der Sternstellung, insofern also ganz sachlich und astronomisch; aber man tat das alles nur um der Deutung willen, denn dem Bewußtsein jener Zeit ist die Astrologie der wahre Sinn der Astronomie. Neben einzelnen Horoskopen haben wir auch noch Bücher, die in diese Wissenschaft einführen wollen: „die alten Ägypter haben

sich ernstlich um die Himmelskunde bemüht, haben die Bewegung der sieben Götter, die das All zusammenhält und durchwaltet, erkannt und uns ihre Kenntnis davon ausführlich in ewigen Gesetzen hinterlassen. Daher habe ich jede Stellung und Erscheinung genau berechnet und dir nach Grad und Minuten aufgestellt sowie das, was einfach zur Prüfung gehört, um nicht bei der Besprechung des Einzelnen zu sehr zu verweilen. So erhält nämlich in der Astrologie das Verfahren der Voraussage eine feste Grundlage ohne Schwanken, das heißt in sich übereinstimmend." Klingt dies einigermaßen verständig, bringen die Horoskope selbst für die Geburtsstunde nur astronomische Feststellungen, so stößt man auf Sinn und Zweck der Mühe, sobald man in einen der astrologischen Kalender hineinschaut: da hat der Tag oder eine Reihe von Tagen nicht nur ihr Sternbild, sondern auch ihren Gebieter, einen Dämonen, der genau beschrieben wird: „sein Name ist Neby, er besagt: das ist der Herr der Kriege und der Rede. Seine Gestalt ist ein aufrechtes Standbild mit Geiergesicht, mit der Königskrone auf dem Haupte und nach rückwärts mit einem Schlangengesicht, mit zwei Flügeln, Löwenfüßen, mit vier Schwertern; die Gesichter sind golden." Und nun folgt das Unheil, das er bringt, die wichtigsten Berufe, die man unter seinem Zeichen ergreifen wird, sowie die Krankheiten, denen man ausgesetzt ist.

Alles aber, was Zauber, Astrologie, Alchymie und wie sonst die Verzweigungen des Wahnglaubens heißen, aus den Enden der Welt heranschleppen, faßt Ägypten damals in den sogenannten hermetischen Büchern zusammen. Sie sind die Heilige Schrift dieser Gläubigen, Dumpfen, Angstvollen, aller derjenigen, die kindlich das sinnlich Greifbare suchen, aber auch solcher, die an der Kraft des Gedankens verzweifelnd das Heil nur noch in der Offenbarung erblicken. Der Dreimal Größte Hermes erscheint als ein Prophet, der eine große Glaubensgemeinschaft gegründet hat; eine verwandte Gemeinde schließt sich in Ägypten an den Namen des Poimandres; auch von ihren Heiligen Büchern lesen wir noch mancherlei. Gleichviel, ob die Namen der Gründer nur bedeutungsvoll erfunden sind, oder ob wirkliche Menschen dahinter stehen, in jedem Falle wuchsen während der letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt gerade auf Ägyptens Boden solche Richtungen auf, bildeten sich große Gemeinden und boten mehr als die alten Götter, die doch immer unwahrscheinlicher wurden, boten Offenbarung und Gottesgemeinschaft. Aber wir dürfen nicht zu hoch von den hermetischen Büchern denken; wo etwas daraus angeführt wird, ist

es platter Zauber. Vielleicht bringt das der Zufall mit sich, und die tieferen Gedanken, die sich damals unzweifelhaft unter hellenischem Einflusse aus dem Urgrunde religiösen Gefühls zur Gnostik, der überwissenschaftlichen Erkenntnis, entfalteten, werden nicht gefehlt haben; allein wir tun doch gut, mit großer Vorsicht daran zu gehen, wenn wir bei Clemens lesen: „zweiundvierzig sind die eigentlichen Hermes-Bücher. Die sechsunddreißig, die die gesamte Weisheit der Ägypter umfassen, lernen die Priester, der Sänger, der Stundenschauer (der die Horoskope stellt), der heilige Schreiber, der Bekleider (der Götterbilder) und der Prophet; die übrigen sechs die Pastophoren, diese behandeln die Heilkunde, Körperbeschaffenheit, Krankheiten, Organe, Heilmittel, Augen- und Frauenkrankheiten." Wenn die medizinischen Papyrusrollen und die Totenbücher der Ägypter Grundlage sind, so darf man von den hermetischen Schriften nicht viel anderes als Zauberspuk und Ausgeburten des Aberglaubens erwarten. Alle diese Züge durchdrangen das ganze hellenisch beherrschte und geistig gelenkte Ägypten; aber in der Thebais werden gerade die echt ägyptischen Besonderheiten sich am stärksten ausgeprägt haben. Wo hellenische Gesinnung Macht gewann, befreite sie zwar nicht vom Banne des Zaubers, aber doch von der verbissenen Wildheit, die fremden Beobachtern damals an den Ägyptern auffiel, zumal wo es um den Glauben ging; die sich gegen jeden Zweifler kehrte und sogar gegen die Götter selbst, wenn sie nicht wollten, wie sie sollten: „wie die Götter sich meiner nicht annehmen, so nehme auch ich mich der Götter nicht an."

Das Land und das Volk.

Wer Ägypten kennt, weiß auch von der besonderen Art der Thebais, die freilich heute nicht wie im Altertum nach Norden fest begrenzt ist, sondern nur dem allgemeinen Begriffe Oberägyptens entspricht. Fast unmerklich wandelt sich das Niltal; unmöglich würde es sein, den Ort zu nennen, wo es geschehe, und der eine wird diesen, der andre jenen Gau hinzunehmen wollen. Aber wenn auch nicht beweisbar, so doch fühlbar weht der Mittelmeerluft, die von Norden her das Niltal durchstreift, von Süden her der Gluthauch Innerafrikas entgegen, und nachdem der Strom in der Gegend der großen und schönen Stadt Assiut einen scharfen Bogen gemacht hat, wird das Binnengefühl des gewaltigen Erdteils immer spürbarer. Das Tal verengt sich, und von beiden Seiten rücken die Wüstenberge näher heran; ihre Höhen wachsen, und über das

Gleichmaß des steil abfallenden Hochlandes ragen öfter einzelne schön gebaute Gipfel empor. Hier und da tritt schon die Wüste bis an den Nil, während sie gegenüber noch ein breites üppiges Fruchtland übrig läßt. Auch dies schwindet südlich von Edfu, und nun begleitet das Ufer kaum noch ein schmaler grüner Streifen, der schließlich ganz aufhört, denn Assuan, Ägyptens südlichste Stadt, liegt am Strome auf Wüstenboden, und gegenüber steigt der goldene Wüstensand unvermittelt aus dem Wasser. Nur in der Mitte auf der großen Insel Elefantine leuchtet es grün von reichen Feldern, und die Palmen stehen mit Akazien und Sykomoren fast wie ein Wald bei einander. Die breite Granitsperre, die hier quer durch den nubischen Sandstein liegt, ragt mit schwarzem Geklipp in das Wasser hinein, zerrissen und von vieltausendjähriger Flut zersägt, heute nur noch mäßig umwellt vom bewegten Wasser der Stromschnellen, während früher, bevor der große Damm von Schellâl gebaut und dahinter ein Stausee aufgefangen wurde, die Wellen gefährlich rasch durch die Felsen schossen und darüber hinweg sprühten. Einmal im Jahre steht die Sonne fast senkrecht über Elefantine und Philai, nur ganz selten schwebt noch eine Wolke über den Himmel, und der Regen ist kaum bekannt, der im Norden Ägyptens gar nicht so sparsam vorkommt. Hier lernt man schon die vernichtende Übermacht der Sonnenstrahlen fühlen, die im Norden nur Leben schaffen; goldbraun und schwer lastet der Abend heißer Tage über Strom und Wüste und auch die schwarze, sternleuchtende Nacht bringt keine Kühlung. Neben der Dattelpalme gedeiht in Oberägypten die fächerige Dumpalme und im Altertume wenigstens war der Nil von Krokodilen und Nilpferden belebt, die heute so gut wie ausgerottet sind.

Auf der Südspitze Elefantines steht noch heute dunkles Getrümmer der alten Stadt. Ägypter dienten hier dem widderköpfigen Chnum; seit dem siebenten Jahrhundert v. Chr. lagen in der Festung „Jeb" israelitische Siedler als Grenzwache, die sich einen eignen Tempel bauten. Man hat mancherlei von ihren Urkunden, Briefen und Büchern in aramäischer Sprache gefunden und ihre Schicksale kennen gelernt, wie die Perser ihr Heiligtum schonten, aber persische Befehlshaber in die Stadt setzten, wie Dareios seine großen Taten, die er an der Felswand von Behistân in Stein grub, durch aramäische Übersetzung auf Papyrusblättern im ganzen Reiche, auch hier in äußerster Ferne, verbreitete, wie die ägyptischen Priester den Gott Jahu befehdeten und seinen Tempel zerstörten; die um Hilfe angerufene Gemeinde in Jerusalem — es ist im Jahre 411

v. Chr., und Jerusalem bildet das Haupt der neuen jüdischen Gemeinde, die nach der Heimkehr aus der babylonischen Gefangenschaft sich selbst innerlich und äußerlich umgestaltete — Jerusalem schweigt, weil die Israeliten von Elefantine die Reinigung des Glaubens, die alle Nebengötter und Nebentempel tilgte, nicht miterlebt haben und im Jahu-Tempel unbefangen auch der Anath und Aschîma dienen. Hundert Jahre später schreiben die Makedonen Alexanders und seine hellenischen Söldner hier ihre Urkunden und ihre Trinklieder; Chnum und Jahu müssen sich ducken vor dem Ares der Makedonen. Krieger blieben hier sowie drüben in Syene, weil die Südgrenze eine starke Wache forderte, auch unter römischer Herrschaft; aber sonst gab es ringsumher nur ägyptisches Wesen.

Von Assuan reitet man südwärts in einem Tale der Wüste, dessen mäßige Höhen aus schwarzem Granit, durchschüttet von goldnem Sande, bestehen, leuchtend und düster zugleich, unter alten Festungen hin, an römischen Mauern entlang, denselben Weg, den Strabon beschreibt. Bei Schellâl erreicht man den Nil, heute den mächtigen Stausee, und fährt auf schwerfälligen Booten, von nubischen Männern mit klobigen Rudern bewegt, hinüber zur heiligen Insel Philai, im Altertume Stadt um Tempel gelegt, heute wohl völlig im Hochstande des Wassers verschwunden. Vielleicht ragte es niemals glänzender aus der Wasserfläche als zur Zeit der Ptolemäer und Römer; nicht nur Ägypten sondern die Welt wallfahrtete zur Insel der Isis, auf die ringsum von den Nilufern und größeren Inseln her schwarze Granitberge ernst hereinschauen.

In der Thebaïs bot und bietet das enger werdende Fruchtland trotz beträchtlicher Länge der menschlichen Siedlung weit weniger Raum als das untere und mittlere Ägypten. Trotzdem gab es im Altertum auf der Strecke von Lykopolis, das heute Assiut heißt, bis nach Syene, jetzt Assuan, gar nicht wenig Städte von Bedeutung: das alte Panopolis ist auch jetzt noch unter dem Namen Ahmîm einer der volkreicheren Orte, während Ptolemaïs, die oberägyptische Hellenenstadt, zu dem Dorfe Menschije herabgesunken ist. Von Kainê, dessen hellenischer Name in Kéne noch unverändert fortlebt, ging eine Wüstenstraße zum Roten Meere; damals aber war es das ein ewig südlichere Koptos, das den Handel auf sich zog. Sein Erbe, das heutige Qoft, bleibt hinter Kéne zurück. Bis zum Jahre 88 v. Chr. bestand das große Diospolis, wie die Hellenen die alte Reichshauptstadt Theben nannten, noch als Gesamtheit;

in jenem Jahre aber entschloß sich der regierende Ptolemäer, diesen Herd ewiger Aufstände ein für allemal zu vernichten, das heißt die Stadt in Dörfer aufzulösen. Seitdem ist Thebens Größe Vergangenheit, freilich bis auf die Gegenwart in riesigen Trümmern fortlebend. Nach Süden folgte Hermonthis, das noch jetzt Erment heißt, dann das große Apollinopolis, das wir als Edfu schon kennen gelernt haben, Ombos und endlich Syene. Auch von Edfu aus zweigte eine Straße zum Roten Meere ab, und in der Nähe scheint eine hellenische Siedlung gelegen zu haben, die den Namen der Königin Arsinoë führen durfte.

Die volle Eigenart der Thebais prägt sich besonders greifbar und sichtbar auf der weiten Stätte des alten Theben aus. Am östlichen Ufer liegen heute die Dörfer Karnak und Luxor am Nil, das zweite in Wirklichkeit eine ganz ansehnliche Stadt, beide auf dem Grunde der ehemaligen Großstadt, deren Heiligtümer in beiden noch stehen. Das Neue Reich fand hier den Mittelpunkt seiner Kraft und trug hierher alles zusammen, was es an Leistungen und Schätzen des Inlandes wie des Auslandes, eines zeitweilig großen Machtgebietes, erraffen und aufbieten konnte. König und Staat zeigten ihr Vermögen, indem sie ihre Götter groß und reich machten, und so floß hier aller Reichtum, alle Arbeitskraft in Tempelbauten zusammen, deren gewaltige Verhältnisse die Macht des Königs und, was dasselbe ist, die Größe des thebanischen Gottes Ammon dartun sollten. Das Ziel ist erreicht; auch jetzt noch, in Trümmern, gehören diese Bauten zum Großartigsten, was menschlicher Geist erdacht und menschlicher Arm geleistet hat. Der Tempel in Luxor, am Nile hingestreckt, verrät ein Gefühl für edle Verhältnisse wie kaum irgend ein andrer Bau des alten Ägyptens, ohne irgendwie an Großartigkeit zu verlieren; dagegen wirkt die ungeheure Tempelstadt von Karnak, in der eine Menge kleinerer Heiligtümer das Riesenhaus des Ammon umgeben, in ihrer wilden Zerstörung verwirrend, und die große Säulenhalle des Haupttempels erdrückt durch die übermäßige Dicke der allzu dicht stehenden Säulen, für deren Höhe man in dieser Umgebung jeden Maßstab verliert. Auch in hellenistischer Zeit noch ist auf dem Tempelgebiete des Ammon gebaut worden, aber die Tore des Philadelphos und des ersten Euergetes zeigen so wenig hellenischen Einfluß wie irgend ein andrer ägyptischer Bau der Ptolemäer, zugleich aber auch, wie vornehm ägyptische Baumeister solch' einen Eingang aufzurichten wußten. Die Stadt Theben selbst lag wohl am Nile entlang; vor kurzem erst hat man in Luxor unter einigen Häusern einen öffentlichen Platz der

Kaiserzeit entdeckt. Sicher war es zweihundert Jahre lang auch unter den Ptolemäern eine der größten Städte Ägyptens.

Der Nil hat bei Luxor und Karnak eine gewaltige Breite. Jenseits streckt sich flaches Gelände, meistens noch bebaut, gegen die westliche Wüste hin, die sogleich zu steigen beginnt. In der Ebene ragen mitten aus den Feldern zwei gewaltige Standbilder auf, sitzende Riesen, die zu allen Zeiten die Neugier der Fremden erregt haben: die Hellenen nannten sie Bilder des Memnon, der in der Sage auf troischer Seite die Achaier bekämpfte, während in Wirklichkeit um 1400 v. Chr. König Amenophis III. seine eigne Gestalt zwiefach vor seinem Tempel aufgerichtet hatte. Am Rande der Wüste Trümmer andrer Tempel, gestürzte Granitgestalten von kaum faßbarer Größe und Wucht. Das steigende Wüstengelände, weiter oben von vielen Gräbern durchhöhlt, wird in großem Bogen von goldleuchtenden Felsenabstürzen umfaßt, die manchmal senkrecht in die Tiefe fallen. An den Fuß der lotrechten Wand hatte Königin Hatschepsut einst ihren Totentempel in Terrassen hinaufgeführt; Bau und Lage wetteifern an Großartigkeit, und das Menschenwerk schmiegt sich den Urformen des Gebirges mit einem Raumgefühl an, das wohl nicht oft wieder erreicht worden ist. In hellenischer und römischer Zeit bestand hier, wie schon bemerkt, eine Heilstätte des Asklepios-Imuthes, die schlecht genug in die Hallen der Königin mit den feinen Flachbildern von ihrer östlichen Seefahrt passen mochte, und die Christen machten gar ein Kloster daraus. Das ganze vordere Wüstenhalbrund, Thebens Totenstadt, überschaut man am besten von der Höhe der Wand, die gerade auf den Tempel der Königin, heute Deir el bahri, abfällt: in der flimmernden Mittagsglut verschwimmt das Fruchtland, und jenseits des glänzenden Stroms steigen die schönen Gipfel des arabischen Wüstengebirges wie ein Traumland auf.

Ein gewundenes Tal, etwas nördlicher beginnend, umgeht im Bogen die vordere Felswand, die das Halbrund begrenzend abstürzt, ungefähr bis zu ihrer Mitte. Der Reitweg windet sich immer tiefer ins Enge hinein, rechts und links um vorspringende Blöcke und Nasen des goldnen Wüstengesteins, in völliger wuchsloser Öde, in reiner Stille. Die Felsen zu den Seiten steigen höher auf, fallen steiler ab und werfen Geröll in die schmale Bahn; über dem Gold des wild gebrochenen Gesteins strahlt tiefblau der Himmel, und diese beiden Farben erfüllen die Welt wie das Auge. Unter der Glut der Sonne flimmert die heiße Luft. Eine Biegung öffnet den Blick auf das Ende der Schlucht, wo sie auf gewaltige

Felsenberge geradeaus zugeht, und über den Wänden türmt sich ein Gipfel wie eine sanft steigende Pyramide in vollkommener Schönheit, der König dieser Landschaft, dessen Spitze man schon von Luxor herüberragen sieht. Im Kessel der Schlucht, unter diesem beherrschenden Berge, haben sich Könige des Neuen Reichs ihre Gräber gebaut, um dem gemeinen Volke fern zu sein, das sich vorn bestatten ließ, freilich auch um der Sicherheit willen, denn die Zunft der Grabräuber sah in der Königsbestattung etwas höchst Begehrenswertes. Daher hat man die Leichen der Könige auch hier nicht lassen können, sondern sie später in ein kleineres Seitental gebracht, das in Wahrheit eine wilde Schlucht ist zwischen Felstrümmern von zerklüfteten Wänden abgestürzt; und selbst hier haben Diebe die meisten Gräber erbrochen. Tief in den Felsen, in den ewigen Westen selbst, hat man lange Gänge gebohrt, die auf viereckige Räume zugehen; ein neuer Gang führt weiter, oft unterbrochen durch einen tiefen und breiten Schacht, den man nicht überspringen, sondern nur überbrücken kann. Gang und Zimmer: dann endlich der größere und besonders geschmückte Raum, der den Sarg des Königs birgt; an der Decke spannt sich ein seltsamer Himmel mit Sternen, wie ihn der ägyptische Maler auffaßte, ergreifend in seiner Formstrenge. Wir sind mehr als hundert Meter weit im Berge selbst, fern von allem Licht, von der Sonnenglut, so fern wie der Tote selbst, in derselben Luft, die sie atmeten, als sie den König bestatteten. Hier und in den Zugangshallen wechseln Dämonen mit Göttern, Königinnen und vergöttlichten Herrschern, seltsame Geburten einer nur dem Jenseits zugewandten Einbildungskraft, Werke feinster Künstler, die den schlanken Mann und das schöne Weib unvergleichlich vornehm darstellten, frisch noch heute in den Farben, als wären sie gestern gemalt. Bildnisse der Herrscher sind es nicht: alle diese Götter und Menschen, Männer und Frauen tragen eigentlich die gleichen überaus feinen Züge, wie nur eine hochgezüchtete Bildung durch Menschenalter hindurch sie zu erzeugen vermag, vielleicht ein wenig angelehnt an Formen, die wirklich einmal Königen jener Zeit eigen waren. Alle diese Kunst aber wurde nicht für menschliche Augen geschaffen, denn nur ganz selten betraten etwa Angehörige, Priester oder Diener bei Fackellicht diese Gänge; sie gilt nur dem Toten und drückt auch da, wo sie Schrecknisse der Unterwelt schildert, mit ihrer strengen Formbeherrschung die tiefe Ruhe des Todes aus. Nicht leicht wird es Grabräume geben, nicht leicht ein Felsental als Grabstätte, die so vornehm, so einsam, so königlich wären wie dies große Gebilde

der Natur und des Menschen. Auf steilem Pfade geht's aus dem Kessel ostwärts empor, und mit einem Male liegt drüben senkrecht unter den Augen Deir el bahri, weithin das thebanische Totenfeld, in der Ferne der Nil und die arabischen Berge.

Dies Land der Fruchtbarkeit und der Sonne, der Wüstenfelsen und der vernichtenden Glut schloß sich nicht willig auf, wie das untere und mittlere Ägypten, sondern wahrte sich selbst und seine Kinder; den Hellenen ist es niemals gelungen, hier so Fuß zu fassen wie weiter nördlich, wo doch noch Mittelmeerluft wehte, deren der Hellene immer bedurft hat, und die Verbindung mit der Stammesheimat noch offen blieb. Die Thebais aber lag schon tief in Afrika, sie lud nicht ein, sondern schreckte eher ab. Und wenn auch der Hellene damals sich ebenso wenig abschrecken ließ wie heute, weder der Krieger noch der Kaufmann, so hat er dies Land doch nicht zu durchdringen, mit seinem Wesen zu befruchten, es nicht umzuschaffen vermocht. Mehr als das nördlichere Niltal war und blieb die Thebais Heimat des eigentlich ägyptischen Wesens. Schon in der Körperbeschaffenheit: noch in der Gegenwart schreiten die Oberägypter so fest und geradschulterig, so groß und kräftig über ihre schwere Erde wie die Gestalten der altägyptischen Flachbilder. Jahrtausende haben nichts geändert, die Hellenen so wenig wie die Araber durch Mischung einen merkbaren Einfluß gewonnen. Vom tiefen Bronzeton bis an die Grenze des Schwarz reicht die Farbe dieser Menschen, die sich darin scharf von den viel helleren Unterägyptern, aber doch auch noch sichtbar von den Negern unterscheiden, ganz abgesehen vom Körperbau. Auch die Sprache erhielt sich hier am sichersten in ihrer Herrschaft; wohl konnte der Fremdherrscher die fremde Sprache äußerlich aufzwingen, so daß sie den Amtsverkehr beherrschte; aber die Masse der Landeskinder sprach weiter ihr Ägyptisch, schon weil sie im Allgemeinen ärmer war, in der Bildung zurück blieb und auf langer Strecke weniger dicht saß. Gerade hier gab es viele, die sich als schriftunkundig bekennen mußten, vor allem unkundig der fremden Herrensprache.

Die ersten Ptolemäer verhielten sich überall dem ägyptischen Wesen gegenüber wenn auch nicht gerade ablehnend so doch kühl, mochten sie auch die ägyptischen Götter mit Geschenken überhäufen; und solange sie die Macht unerschütterlich in der Hand hielten, mußten die Unterworfenen sich fügen. Als aber die Ägypter merkten, daß auch das Herrenvolk ihrer bedurfte, als der schwere Krieg mit dem großen Seleukiden Antiochos den vierten Ptolemaios nötigte, ägyptische Krieger aufzubieten, als sie 217 v. Chr. bei Rafia den

Sieg gewinnen halfen, wuchs ihr Selbstbewußtsein und entlud sich bald in gewaltsamen Versuchen, das fremde Joch abzuschütteln. Mehr als ein Jahrhundert lang reihte sich Aufstand an Aufstand, und gerade die Thebais war der eigentliche Brandherd: hier haben längere Zeit hindurch einheimische Pharaonen den Ptolemäern offen die Spitze geboten. Gewiß wirkten auch wirtschaftliche Ursachen mit; wenn die Empörer sofort beginnen, Akten und Verträge zu verbrennen, so wehren sie sich gegen wirtschaftliche Ausbeutung. Aber die Wurzel lag doch in der unbezwinglichen Zähigkeit dieses seltsamen Volkes, das bis auf den heutigen Tag sich immer wieder vor fremden Herren gebückt hat, ohne sich jemals zermalmen zu lassen. Die Ptolemäer lenkten sehr bald ein, da sie sahen, daß man ein Land nicht gegen den Willen seiner Bewohner auf die Länge behaupten könne: Epiphanes ließ sich zum Pharao krönen und machte der immer mächtigen Priesterschaft, aber auch dem ganzen Volke, Geschenke von entscheidender Bedeutung. Ägyptische Krieger wurden wie die hellenischen Kleruchen mit Lehnsgütern bedacht, freilich mit kleineren; während im dritten Jahrhundert Ägypter nur in niederen örtlichen Amtsstellen geduldet wurden, rückten sie jetzt auf; bis zum Königsschreiber, dem Gehilfen des Gaustrategen, gab es ihrer viel, und nicht wenige stiegen noch höher. Kennen wir doch im zweiten Jahrhundert v. Chr. Ägypter in der höchsten aller Hofrangstufen, unter den „Vettern des Königs"; sogar an der Spitze ptolemäischer Heere, als Befehlshaber hellenischer Männer erscheinen ägyptische Namen. Aber je mehr die Könige nachgaben und nachgeben mußten, desto mehr verlangten die lange verachteten und nun gefürchteten Untertanen. Damals wurde es gefährlich, als Hellene in einer überwiegend ägyptischen Umgebung zu leben, wie der fromme Ptolemaios es im Sarapeion zu Memphis erfuhr. Der ewige Hader im Königshause selbst, namentlich zur Zeit des zweiten Euergetes, begünstigte jede Auflehnung, weil sie darauf rechnen konnte, die eine Seite des Königshauses für sich zu haben. Erst gegen Ende seiner langen Regierung gelang es dem Könige, äußerlich den Frieden herzustellen und in einem ausführlichen Erlasse vornehmlich die Rechte der Ägypter mit der Anerkennung seiner Oberhoheit in Einklang zu setzen: auf vielen Gebieten kommt er ihnen weit entgegen, verspricht den Priestern jede Rücksicht, den Göttern und den heiligen Tieren jede Ehrerbietung; die Übergriffe hellenischer Gerichte sollen eingedämmt, der Bereich der ägyptischen Volksrichter gesichert werden, so daß jede Sache ihnen zufällt, die zwischen Hellenen und Ägyptern

aus ägyptischen Verträgen strittig geworden ist, während der Rechtsstreit unter Ägyptern ihnen ohne weiteres überlassen bleibt. Das alte ägyptische Landrecht war niemals aufgehoben, wohl aber im Gebrauche zurückgedrängt worden; nun wird ihm wieder Raum geschafft, aber man sieht doch, wie selbst damals die Ägypter nur verteidigen. Mögen sie im Einzelnen noch soviel erreichen, die strenge Grenze zwischen ihnen und den Hellenen wird auch jetzt nicht niedergelegt; das offenbart gerade dieser Friedenserlaß. Galt er auch fürs ganze Land, so zielte er doch durchaus auf die Thebais, und hier ließ auch er noch besondere Sicherungen gegen Panopolis in Kraft, das augenscheinlich der Kernpunkt des Widerstandes gewesen war. Weit bis ins erste Jahrhundert hinein, vielleicht bis auf die römische Herrschaft bestand die besondere Stellung eines Epistrategen der Thebais, der alle Streitkräfte in der Hand hielt, weil nirgends Aufstände so leicht und so gefährlich empor schlugen wie hier. Ruhe gab es trotz allem nicht; wenn der König sich 88 v. Chr. entschloß, die alte Hauptstadt Theben aufzulösen, so muß er die ernstesten Gründe gehabt haben.

Vielleicht mag es ein wenig Täuschung sein, wenn den Heutigen Oberägypten als das heilige Land der Götter und der Tempel erscheint, weil hier mehr und größere Bauten noch stehen als im übrigen Ägypten; aber man sieht doch wirklich hier mehr als nilabwärts das ganze Leben des Menschen und des Volkes durch die Frömmigkeit und durch sie von den Priestern bestimmt. Die Priester aber stützten mit aller Macht ägyptisches Wesen, ägyptische Sitte und ägyptische Sprache. Die „heiligen Schreiber" der Tempel stellten die Kenner ägyptischen Rechts und die Notare demotischer Urkunden, die gerade in der Thebais in Menge und verschwenderisch auf große Papyrusrollen geschrieben wurden, weil die Tempel den Schreibstoff selbst erzeugten, während sonst alle Welt sparen und auch kleine Blätter doppelt beschreiben mußte. Der Staat ließ die demotische Urkunde zu und forderte nur, daß sie vom hellenischen Urkundenamt gebucht und eine Übersetzung vorgelegt werde. Gewiß bedeutete dies eine Erschwerung gegenüber der hellenischen öffentlichen Urkunde; aber man trug sie, um nur die Muttersprache brauchen zu können. Ohne die Priester wäre es freilich den ungebildeten Massen kaum gelungen; erst im dritten Jahrhundert der Kaiserzeit ist die demotische Urkunde völlig verschwunden, nachdem die römische Verwaltung sie mit Erfolg zurück gedrängt hatte. Die große Masse verstand nicht einmal die Sprache der Hellenen; sogar im dritten Jahrhundert v. Chr., dem starken Jahrhundert der Ptole-

mäer, veröffentlichte die Regierung manche Erlasse in beiden Sprachen, und auch die große Inschrift von Kanobos, die doch das gewaltige Übergewicht des makedonischen Königs mit jeder Zeile verrät, liegt uns außer der hellenischen noch in einer hieroglyphischen und einer demotischen Fassung vor, um von ihrer jüngeren ungleichen Schwester, dem Steine von Rosette, gar nicht zu reden, der auch innerlich von ägyptischer Denkweise durchzogen wird. Im Verkehre mit den Behörden und Gerichten mußte der Dolmetscher helfen, der offenbar ganz gewöhnlich war; führt doch ein astrologischer Kalender diesen Beruf an, wo er erzählt, was ein Kind, unter diesen oder jenen Sternen geboren, werden könne oder müsse. Am wenigsten in der Thebais darf man Kenntnis des Griechischen bei der Mehrzahl der Untertanen voraussetzen. Diese ägyptischen Bauern und Arbeiter, der Knechtschaft seit Ewigkeit gewöhnt, besaßen doch Selbstgefühl genug, um zäh an ihrer Art und Sprache festzuhalten; freilich wurden sie auch gerade im Süden von hellenischem Wesen weniger bedroht. Die höheren Kreise der Ägypter wie die Priester wußten auch gut genug, um wieviel Jahrtausende die Bildung und Kunst ihres Volkes den hellenischen Eindringlingen vorausgehe, wie weit sie ihr auf vielen Gebieten überlegen sei; erkannten doch die Hellenen selbst ägyptische Weisheit als Wurzel der eignen an. Was Herodotos harmlos berichtet, Platon durchblicken läßt, empfanden die hellenischen Siedler weniger klar aber ebenso lebhaft, und den Ägyptern boten zum Beispiel die Riesentempel der Thebais Gelegenheit genug, jedem Fremden zu beweisen, wie Gewaltiges Ägypten leiste. Allerdings lag es in der Vergangenheit: in diesen Dingen standen beide Völker etwa so zu einander wie heute der Europäer zum Chinesen.

Zwar trugen die gebietenden Hellenen auch nach Oberägypten ihre Namen, machten aus Siut die Wolfsstadt Lykopolis und aus Atbo die Apollonstadt, aber ohne Erfolg, denn die alten Namen haben sich bis auf die Gegenwart behauptet. Und im allgemeinen scheinen hier die Ortsnamen besonders rein ägyptisch geblieben zu sein und sogar die griechische Endung abgelehnt zu haben; die Urkunden nennen solcher nicht wenige, während im Norden gewiß auch viel ägyptische Namen fortbestehen, aber fast immer mit hellenischer Endung, wodurch die Namen hellenisch werden sollten. In größtem Umfange trifft dies auf die Personennamen zu; einer kleinen Minderzahl endungsloser lautlich streng nachgebildeter Namen steht die große Mehrzahl mit hellenischer Endung gegenüber. Diese Namen, in der Regel auf is und on

auslaufend, sind nicht Kinder des Zufalls, sondern gewiß aus dem Bedürfnis der Staatsverwaltung hervorgegangen, wie schon zuvor betont worden ist. Die hellenischen Beamten mußten diese unaussprechlichen Namen nicht nur sprechen, sondern auch schreiben; sollte es nicht endlose Verwechslung geben, so folgte der Zwang einer einheitlichen Schreibung von selbst. Wahrscheinlich schon früh im dritten Jahrhundert v. Chr. hat der Ptolemäerstaat die gewöhnlichsten ägyptischen Namen lautlich und schriftlich samt griechischer Endung festgelegt und diese vorschriftsmäßige Schreibung amtlich verbreitet. Nur so begreift man die überraschende Beständigkeit in der Umschrift der Namen. Die Schwankungen, die begegnen, machen die Übereinstimmung der großen Mehrzahl erst recht deutlich, denn seltene Namen blieben von selbst der Willkür am ehesten überlassen. Mit bewundernswerter Genauigkeit haben die Schöpfer dieser Namenformen den ägyptischen Lautbestand gefaßt, ohne etwas zu bringen, was kein Hellene hätte aussprechen können; Denkmäler des Altägyptischen wollten sie freilich nicht geben. Wahrscheinlich haben Ägypter und Hellenen zusammen gewirkt, um ein Werk von erstaunlicher Dauer zu schaffen. Rechtschreibefehler begegnen, aber schwerlich selbständige neue Umschriften. Der Ägypter behält seinen Namen, aber der Hellene bildet ihn um, bis er auch hellenisch aussieht. Lange Zeit hindurch gehörte der Name noch zum Menschen als treue Bezeichnung seiner Art; aber je mehr die beiden Völker sich berührten, durchsetzten, durchdrangen, begannen auch die Namen herüber und hinüber zu wandern. Zunächst nahm der Ägypter einen hellenischen zweiten Namen an wie der Hellene einen ägyptischen, weil sie sich den Herren oder der Masse anschmiegen wollten. Vom Doppelnamen, der auch manchmal bis auf den Vater sich ausdehnte, war es nicht weit zum völligen Durcheinander. Schon gegen Ende der Ptolemäerzeit vermag niemand mehr am Namen das Volkstum seines Trägers zu erkennen, außer wenn besonders seltene und eigentümliche Namen vorkommen; aber wie die Hellenen doch versucht haben, echt hellenische Namen zu schützen, so werden auch die Ägypter verfahren sein. Trotz allen Hindernissen, die Staat, Vorurteil und Sprache errichten, mischen sich Hellenen mit Ägyptern und ein Mischvolk entsteht, dessen Sinnblid geradezu der ägyptische Arzt ist, der seinen Kindern einen griechischen Lehrer für diese Sprache hält, und ihm gegenüber der junge Hellene, der als Hauslehrer in ein ägyptisches Haus geht.

Was in vielen Tausenden sich unmerklich vollzog und doch fühlbar zunahm, verkörperte sich hin und wieder einmal in einzelnen

Menschen, deren Wesen das Sinnbild einer Zeit oder einer Entwicklung wurde: so erscheinen uns die Gestalten Manethos und Chairemons, der hellenisch gebildeten ägyptischen Priester, die im Beginne der Ptolemäerherrschaft und im Anfange der Kaiserzeit die Verbindung der beiden feindlichen und sich doch suchenden Volks- und Bildungsmächte darstellten. Über alle Hindernisse hinweg schuf das Zusammenleben eine breite Schicht von Menschen, die das Ergebnis körperlicher und geistiger Mischung wurden und selbst nicht mehr wußten, wohin sie gehörten; wenn in der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. sogar der Gesetzgeber, der die verbotenen Ehen zwischen Hellenen und Ägyptern behandelt, Unkenntnis über die Zugehörigkeit der Beteiligten als Entschuldigungsgrund gelten läßt, so muß mindestens im Aussehen und in der Sprache weithin der Unterschied so gut wie verschwunden gewesen sein. Und doch hatte der Beginn der römischen Herrschaft die Ägypter tief gedemütigt, ihnen alles entrissen, was sie den letzten schwachen Ptolemäern entwunden hatten, und sie als weitaus niedrigsten Kreis der Bevölkerung in ihrer uralten Heimat zu rechtlosen Knechten gemacht, die ohne Gemeinwesen, nur als Einzelmenschen, nur als Lebewesen nicht als Bürger leben sollten. Um die Hellenen zu heben, stieß Rom die Ägypter zu Boden und verwehrte ihnen jeden Aufstieg. Den Namen zu ändern, konnte nur der Idios Logos gestatten, einer der höchsten römischen Beamten in der Provinz, seltsamer Weise in einer Zeit, die kaum noch irgend ein Gefühl für den völkischen Wert der Namen besaß. Auch der kleinste Versuch, sich in die höhere Stufe zu schmuggeln, wurde bestraft: der Ägypter darf seinen Sohn nicht als gewesenen Epheben bezeichnen noch gar den Vater als Römer führen: offenbar kam dergleichen vor; ist er unversehens, eben weil man es ihm nicht ansah, in die römische Legion geraten, die jedem ihrer Krieger das römische Bürgerrecht einträgt, so sinkt er mit der Entlassung in den Ägypterstand zurück, während jeder andre als römischer Bürger den Dienst verläßt. Selbst das Findelkind vom Schutthaufen vor der Stadt aufzulesen, heim zu nehmen und an Kindes Statt zu halten, bringt dem Ägypter Gefahr: es könnte doch ein höher gebornes Menschlein sein und auf diese Weise zwar das Leben gewinnen aber den Stand verlieren, der dem römischen Staate allein wertvoll scheint; der Mensch an sich gilt gar nichts. Wie Caracalla die Ägypter aus Alexandreia vertreibt und nur solche zuläßt, die als Arbeiter nötig sind oder Bildung suchen, haben wir schon gesehen; er tut es mit unverhüllter Verachtung: kenntlich seien sie ohne

weiteres, fremd seien Sprache, Aussehen, Haltung; ihre ganze Lebensart zeige sich fern von gebildetem Umgange, sie seien grobe Bauern. Solche Geringschätzung von Seiten der herrschenden Römer und der neu erhobenen Hellenen wirkte tief auf dies Volk, das nichts vergaß; zu schwach, sich mit der Waffe gegen Roms Legionen zu erheben, reifte es seine Rache langsam heran. Täglich wurde es beleidigt und erniedrigt: ein harmloser Brief spricht es aus, der Ägypter sei kein Mensch. Über solche Behandlung und Beurteilung konnte eine gewisse verständige Nachsicht auf der andern Seite nicht hinweghelfen. Die Kaiser bauten weiter für die Götter, schützten den Gottesdienst und ließen schließlich den Priestern das Notwendige zukommen, wenn sie auch hierbei ihren Vorteil fleißig bedachten. Die strenge Aufsicht, die der Idiologos über die Tempel führte, kam doch auch den Priestern selbst zu Gute, deren Ämter und Würden im wesentlichen weiter geduldet wurden. Auch die demotische Sprache und die demotische Urkunde fristeten noch lange ihr Leben und sind mehr an Altersschwäche als durch Roms Hand gestorben. Das ägyptische Landrecht ging zwar im allgemeinen hellenisch gefärbten Provinzialrechte auf, wurde aber noch in recht später Zeit ausdrücklich angeführt. Sogar das alte ägyptische Wandeljahr bestand fort, zumal in den Horoskopen, während überall das neue herrschte, das Julius Caesar ungefähr so festgelegt hatte wie zweieinhalb Jahrhunderte vor ihm der Priesterbeschluß von Kanobos. Solche und andere Duldungen änderten so wenig an der unwürdigen Lage der echten Ägypter wie erfolglose Aufstände; aber die Verdrängung auf Schritt und Tritt zwang sie in sich selbst hinein. Gerade die Absperrung erhielt sie; ohne diese eifersüchtig bewachte Grenze wären sie vielleicht in der allgemeinen Mischung aufgegangen, so aber blieben sie unterhalb des Staates, unterhalb der Bildung, eine große schwer arbeitende Masse. Daß die meisten weder lesen noch schreiben konnten, war für ihr Volkstum nur ein Vorteil.

Bewundernswert zähe haben sie alles erduldet, wenig getan, aber am Ende viel erreicht durch Ausdauer, Trägheit und bewußte Ablehnung ihrer Herren. Als das Christentum im Niltale aufwärts stieg, als es den Armen und Geringen die frohe Botschaft bringen wollte, mußte es zu den Ägyptern in ihrer Sprache sprechen; man übersetzte die Heiligen Schriften in spätägyptische Sprache und ersetzte die ganz unbrauchbar gewordene, kaum noch lesbare demotische Schrift durch griechische Buchstaben mit einigen demotischen Zusatzzeichen für Laute, die der Hellene nicht kannte. Daraus wurde

das Koptische, und mit Erstaunen sehen wir das koptische Ägypten lebhaft schaffen, stark werden, siegreich die Hellenen bekämpfen; in byzantinischer Zeit nahm es schon gewaltig zu, aber noch gebändigt durch die kaiserliche Macht. Als jedoch die arabische Eroberung es befreite, sieht ganz Ägypten auf einmal koptisch aus. Die Gefahr, die ihm etwa um 200 n. Chr. drohte, als die demotische Schrift und die Heiligen Schriften abstarben, die Gefahr, ohne diesen Halt die eigne Sprache überhaupt zu verlieren, wurde damals unter dem mächtigen Antriebe des Christentums durch die immer noch lebendige Kraft des Volkes überwunden. Erst anderthalb Jahrtausende später hat die arabische Sprache dem Koptischen und damit dem Ägyptischen das Ende bereitet; das koptische Christentum wahrt zwar noch die alte Kirchensprache, aber sie ist tot und zeugt nicht mehr. Um 300 n. Chr. äußerte sich das erstarkte Selbstgefühl der echten Ägypter in der bewußten Betonung der eignen Sprache, wie wir sie im schriftlichen Nachlaß der sogenannten Poimandresgemeinde finden, eines offenbarungsgläubigen Kreises, der im weiteren Sinne zu den Anhängern des Dreimal Großen Hermes zählte; von den ägyptischen Mysterienbüchern heißt es hier: „Die Art der Stimme und die Aussprache der ägyptischen Worte hat in sich die Wirkung des Inhalts. Daher bewahre soviel wie möglich das Wort unübersetzt, damit so hohe Geheimnisse nicht zu den Hellenen kommen und die hochmütige, haltlose, gleichsam aufgeputzte Sprache der Hellenen nicht die Würde, Wucht und Wirkung der Worte verflüchtige. Denn die Hellenen haben leere Worte, ohne Kraft sich durch die Tat zu beweisen, und der Hellenen Weisheit ist Wortgedröhn, wir aber gebrauchen nicht Worte, sondern Laute, die voller Taten sind.“ Ein boshaftes Schicksal hat dieses stolze Selbstlob der Nachwelt in griechischer Sprache überliefert. Gerade in den Zeiten der byzantinischen Kaiser, als die Ägypter durch das koptische Christentum empor gehoben wurden, war wieder wie vor Alters die Thebais die eigentliche Burg des unvermischten Volkes, seiner Sprache, seiner Sinnesart; die oberägyptische, saïdische Mundart hat zuerst die Bibel übersetzt und in der Kirche dauernd das Übergewicht behauptet. Das gesamte ägyptische Christentum trägt das Zeichen der thebanischen Wüste an der Stirn.

Hellenisches und ägyptisches Wesen.

Was die Ägypter schützte, wehrte die Fremden ab. Die Thebais tat sich ihnen weit weniger auf als die nördlichen Teile Ägyptens,

die man vom Mittelmeere, von Alexandreia aus leichter erreichen konnte. Zugänglich war sie aber den südlichen Nachbarn: zu allen Zeiten kamen die Nubier gern ins Land, wie sie auch heute noch die Städte als Diener und Wächter aufsuchen, um dann mit dem Ersparten in die Heimat zurückzukehren. Von der Thebaïs aus drang die koptische Schrift mit dem Christentum zu ihnen vor und machte mit einigen Zusatzzeichen die ganz anders gebaute Sprache schriftfähig und ausdrucksfähig; Reste von christlichen Büchern wie von Urkunden aus dem zehnten Jahrhundert lassen uns wenigstens einen ahnenden Blick in diese Vorgänge werfen. Von der Küste Ostafrikas kamen auf den Wüstenstraßen die Trogodyten immerhin so zahlreich, daß man in Theben zur Ptolemäerzeit eines Dolmetschers für sie bedurfte. Vor allem aber müssen wir uns Ägypten und wieder in erster Linie seinen Süden von Negern besucht denken, die ja schon Altägyptens Bilder so genau kennen und schildern. Solange die Ptolemäer und nachher die Römer die Südgrenze, Philai oder noch südlicher das anstoßende „Zwölfmeilenland“, zu sichern verstanden, blieb es beim friedlichen Austausche; aber der allgemeine Verfall des Römischen Reiches im dritten Jahrhundert nach Chr. verhieß auch hier den Nachbarn leichte Beute, und damit begannen die anhaltenden Vorstöße der Blemyer. Römische Heere trieben sie zurück, aber sie kamen wieder, und wenn Kaiser Diokletian sie als Wächter der Südgrenze in Dienst nahm, so sah dieser Scheinerfolg doch sehr nach einer versteckten Abstandszahlung aus. Die Kämpfe gingen weiter bis ins sechste Jahrhundert: hellenische Dichterlinge verherrlichten im homerischen Stile die Taten römischer Führer gegen die Blemyer; aber der Erfolg war mehr auf dieser Seite. Wenigstens füllen die Klagen über ihre Gewalttaten viele Eingaben und Gedichte des Dioskoros von Aphrodito, der zur Zeit Justinians in Oberägypten eine ebenso eifrige wie geistlose Schriftstellerei in verwildertem Griechisch betrieb. Offenbar haben die Blemyer lange Zeit hindurch die Thebaïs geradezu beherrscht. Was sonst Ägypten durchflutete, teils im Gefolge ptolemäischer Heere und römischer Legionen, teils auf Handelswegen oder als Weltwanderer, erreichte zwar auch manchmal die Thebaïs, aber doch weit seltener. Daher begegnen wir hier den Galatern oder Thrakern oder Italikern nicht eben oft, denn dies Land der Sonnenglut war keine Heimat für sie. Von den Israeliten auf Elefantine haben wir bereits gesprochen; sie scheinen noch lange dort gesessen zu haben, und vielleicht gehört auch die syrische Sklavin Elaphion zu ihnen, die mehreren Lanzknechten des ersten Ptolemaios diente,

obgleich sie ebenso gut diese Waffengesellen durch die halbe Welt begleitet haben kann. Mit ihrer wunderbaren Gabe der Anpassung haben die Juden auch in der Thebais an mehreren Stellen Fuß gefaßt; wenn es in Arsinoë eine besondere Synagoge der thebanischen Juden gab, so setzt dies eine recht stattliche Muttergemeinde voraus, von der wir sonst nichts wissen, abgesehen etwa von jüdischen Namen unter den Leichen der westlichen Totenstadt. In Edfu saßen sie, und in der Nähe kritzelten auch sie wie die Heiden ihre Weihungen in den nahen Tempel des Pan, der die Wüstenberge und die Wüstenstraße beherrschte; aber sie bekennen sich doch zum „Höchsten Gotte". Auch in Koptos machten sie sich zu tun, und wenn wir weiter nördlich in Oxyrhynchos einen Judenstadtteil und viele andre Spuren ihrer dauernden zahlreichen Anwesenheit finden, so erscheint diese Stadt gewiß nur zufällig als etwas Besonderes; in den Städten Oberägyptens wird es ebenso ausgesehen haben, nur fehlen uns die unmittelbaren Zeugnisse.

Viel seltsamer hat das Geschick gewaltet, als es Söhne des germanischen Nordens unter die heiße Sonne führte. Das früheste Beispiel, vielleicht noch aus dem dritten Jahrhundert n. Chr., ist sogar eine Tochter des Nordens, die semnonische Wahrsagerin Baluburg, die in Syene zum Hausstande eines römischen Befehlshabers gehörte. Der Name läßt nur die Deutung Walburg zu und ist so gut deutsch wie er nur sein kann. Ähnlich vereinzelt tauchen auch sonst noch Spuren auf: ein unverkennbar germanischer Helm ist dem Boden wieder entstiegen, und ein kleiner Pergamentfetzen mit den Resten der gotischen Bibelübersetzung erzählt von gotischen Männern, die höchst wahrscheinlich als kaiserliche Söldner Ägypten durchzogen haben, sie nun schon im Gefühl ihrer Kraft, anders als jene Walburg, die vielleicht in irgend einem Rheinfeldzuge erbeutet durch die Welt geschleppt wurde. In Edfu errichteten Verwandte oder Untergebene dem christlichen Skythenführer Rigemer einen Grabstein; sein Name ist gut deutsch, und wir mögen ihn etwa für einen germanischen Führer hunnischer Truppen halten, der im Auftrage des Kaisers in der Thebais stand oder sie durchzog. Aber sie kamen sogar in Mengen, diese Germanen, als den Kaisern nur noch sie als kriegstüchtige Verteidiger des überall bedrohten Reiches zu Gebote standen, Verteidiger freilich, die mit Gebietern nur allzu viel Ähnlichkeit hatten. Im Jahre 384 n. Chr. führte der Franke Merobaudes den Oberbefehl über Ägypten, und Oberägypten war von kleinen Heeresabteilungen der Quaden und Franken, der Chamaver, Juthungen und Sugambrer besetzt. Diese Namen

römischer Kohorten besagen nicht ohne Einschränkung das Volkstum der Einzelnen; aber die große Mehrzahl wird doch deutsch gewesen sein. So wunderlich es ist, gerade Germanen haben hier im Süden ziemlich lange wenn auch nicht als eigentliche Bewohner, so doch als unwillkommene, dauerhafte Gäste gehaust und sogar in den nächsten Oasen die Wache gehalten.

Alle diese Siedler und Wandrer, mochten sie geschätzt, geduldet oder verhaßt sein, bedeuteten nach Zahl und Wirkung nichts gegenüber den Ägyptern; auch die römischen oder italischen Steuererheber blieben belanglos. Eine Macht und eine Gefahr stand nur bei den Hellenen. Obgleich viel schwächer als im nördlichen und mittleren Lande, waren sie doch überall zu finden und brachten überallhin ihre besondere Art mit, vor allem die Stütze hellenischen Wesens, das Gymnasion, das sicherlich nicht nur in Ombos und auf Elefantine bestand, weil wir gerade davon hören. Dadurch hielten sie sich stark und rein, ganz abgesehen von dem erheblichen Übergewicht, das ihnen der Staat verlieh, sogar das sinkende Reich der Ptolemäer und erst recht Roms gewaltige Hand, die von Neuem hellenisches Wesen streng sonderte und hoch über ägyptisches erhob. In Syene und auf Elefantine lag eine hellenische Besatzung mindestens seit dem ersten Ptolemaios, vielleicht schon von Alexanders Tagen an, und wie einst die Juden von Jeb aus einer Grenzwache zur Dauersiedlung geworden waren, so wandelten sich ohne Zweifel auch diese Söldner zu einer halb bürgerlichen halb kriegerischen Bevölkerung, die bei den ägyptischen Bewohnern im Quartier lag; Äcker konnte ihnen der König nur auf Elefantine verleihen. Zumal unter den späteren Ptolemäern muß es in der Thebais viel feste Plätze, wahrscheinlich befestigte Lager gegeben haben, die das unruhige Land im Zaume halten sollten. Andre Siedlungen sehen wiederum mehr bürgerlich aus, vielleicht aber nur, weil wir sie zufällig und einseitig kennen lernen. So die Hellenen in Gebelên, die einen Verband der jungen Männer hatten, also auch im Verbande eines Gymnasion standen; sonst lebten dort, wie die Urkunden zeigen, weit überwiegend Ägypter. Solange Theben noch als Stadt bestand, wird es hellenische Krieger so gut wie hellenische Kaufleute und Handwerker beherbergt haben, und auf jeden Fall saßen hier hohe hellenische Behörden. Schwerlich hätte der alte Offizier Hermias hier vom Vater her ein Haus gehabt, wenn nicht mehr Hellenen umher gewohnt hätten; von seinem Rechtsstreite mit den Totenpriestern der Westseite um dies Haus lesen wir noch vollständig die richterliche Entscheidung, die

gegen ihn fällt, obwohl die Richter Hellenen sind wie er selbst. Auch hellenisch gebildete Kreise muß es gegeben haben, und wertvolle Stücke griechischer Bücher verraten, was sie lasen, ebenso wie auch Ahmîm, das alte Panopolis, lebendige Zeugen seiner hellenischen Siedlung in den Resten hellenischer Bücher bewahrt hat; noch lebendiger freilich zeugt von ihm sein Sohn Nonnos, der letzte hellenische Dichter Ägyptens. Sicherlich gab es Hellenen überall, in Aphrodito, wo sie uns greifbar im sechsten Jahrhundert begegnen mit ihren Nöten wie mit ihrer verwilderten Sprache, in Koptos und Kainê und in Lykopolis, wie auch heute jede leidliche ägyptische Stadt griechische Wirte, Handwerker, Geschäftsleute hat; aber sie waren nicht als Einzelgemeinden verfaßt, sondern nur Verbände um das Gymnasion, ohne eigentlich politische Rechte. Die scheinen sie nur als Gesamtheit besessen zu haben. In der Kaiserzeit taucht der Begriff der „Hellenen in der Thebais" auf, den man nach den „Hellenen im Delta" und den „Hellenen im Arsinoë-Gau" beurteilen muß, wenn auch in der einzigen Inschrift, die ihn nennt, dieses Gemeinwesen nur einen Ehrenbeschluß für den berühmtesten Redner der Kaiserzeit, Aristeides, faßt, also keine Spur wirklicher Freiheit verrät. Es war nicht gerade eine hellenische Stadtgemeinde mit vollem Bürgerrechte, aber doch etwas Ähnliches, was den besonderen Bedürfnissen solcher Landsiedler entgegenkommen sollte, jedenfalls Schutz und Gewähr hellenischer Sitte und Abstammung.

Eigentlich hellenische Stadtfreiheit, in Ägypten so überaus selten, haftete in der Thebais an der Gründung des ersten Ptolemaios; die selbständige hellenische Freistadt Ptolemaïs pflegte dankbar die göttliche Verehrung ihres Stifters, und oberägyptische Urkunden führen ihre namengebenden Priestertümer genau so wie sonst die Alexandreias. Was der König wollte, als er die Stadt ins Leben rief, der Gründung Alexanders, der Weltstadt, etwas Gleiches, wenn auch nicht an Größe, so doch an Recht und Würde gegenüber zu stellen, erreichte er wirklich, ja sogar mehr; denn während Alexandreia mehr und mehr beschränkt wurde, tastete niemand die harmlosen Rechte von Ptolemais an, das kaum gefährlich werden konnte. Die Einteilung der Bürger in Phylen und Demen stand in Wechselbeziehung zu Alexandreia, und auch hier nahm man hellenische Kriegersiedler auf, wie die Reichshauptstadt es tat. Die Volksversammlung beschloß oder lehnte ab was der Rat vorlegte; der Obmann des Rats, der Oberprytanis, leitete alles; Anträge konnte jeder stellen, wenn er sich bekannte. Wie Alexandreia besaß Ptole-

mais seine eignen städtischen Gerichte, und nach echt hellenischer Art wählten die Parteien die Volksversammlung zum Tummelplatze ihrer feindlichen Richtungen. Boten des Königs wurden achtungsvoll begrüßt und vom versammelten Volke angehört, als seien sie Vertreter eines befreundeten Staates. Ungefähr so lag auch rein rechtlich das Verhältnis des Königs zu Ptolemais, aber in Wirklichkeit konnte der König alle Formen der Freiheit wahren und seinen Willen doch leicht durchsetzen. Gegen Ende der Ptolemäerzeit versuchten die Könige sich der nicht mehr unbedingt zuverlässigen Stadt zu versichern, indem sie den Epistrategen, der alle Gewalt in der Thebais führte, zum Oberprytanis von Ptolemais bestellten oder wählen ließen. Was wir überhaupt von hellenischer Stadtfreiheit in Ägypten wissen, stammt fast alles aus den Inschriften von Menschîje, der heutigen Stätte des alten Ptolemaïs, denn Alexandreia erschließt sich nur langsam und mittelbar. Echt hellenische Gesinnung pflegte der Verein, der unter dem Schutze des Dionysos alles verband, was mit dem Theater zu tun hatte, Schauspieler, Dichter, Musiker und Kunstfreunde, und noch unter den Kaisern drücken die Namen die hellenische Reinheit der Bürger ungewöhnlich klar aus. Vielleicht gab es im Anfange der Ptolemäerzeit eine ähnliche Gemeinde weiter südlich, bei Edfu, unter dem Namen Arsinoë, und die Grabschriften einer vornehmen Hellenenfamilie aus der Zeit des zweiten Euergetes gehören wohl hierher.

Das hellenische Wesen in der Thebais konnte deshalb so rein bleiben, weil die gewaltige Übermacht des ägyptischen Wesens es ablehnte und dadurch zur äußersten Selbstbehauptung zwang; tiefer wirkten sie auf einander nicht. Aber gerade hier beweisen die Hellenen eine bewundernswerte Kraft des Blutes und des Geistes, indem sie sich behaupten; an Eroberungen war nicht zu denken, Selbstbewahrung schon etwas Großes. Man muß sich nur klar machen, was das bürgerliche und geistige Leben von Ptolemaïs und in den anderen wohl kleineren, jedenfalls loseren Siedlungen der Hellenen hier tief im heißen Afrika bedeutete, wo ringsum die Wüste alles Leben einengte und ägyptische Sitte, ägyptischer Glaube, ägyptische Sprache unbedingt herrschten. Der große Strom freilich hielt die Verbindung mit der eigentlichen Hellenenwelt offen, und so konnten auch diese fernen Kinder hellenischen Stammes immer wieder Kraft aus der Heimat ziehen. Ein volles Bild dieses oberägyptischen Hellenentums ist uns noch versagt, da uns die Akten, Briefe und Bücher von Ptolemaïs fehlen und vielleicht auch verloren bleiben. Was sonst noch herüber klingt von hellenischer Bil-

dung, kann nur Stückwerk sein und nur andeuten, nicht schildern. Die reichen Entdeckungen auf dem Boden von Oxyrhynchos gehören nicht mehr in die eigentliche Thebais, sondern mehr ins mittlere Ägypten; aber sie können doch eine Vorstellung davon wecken, was Ptolemais geben würde. Denn Oxyrhynchos blieb zwar nicht an Größe, aber sicher an hellenischer Reinheit weit dahinter zurück. Die lebendige Teilnahme an dem hellenischen Geistesleben, die sich in den zahlreichen Resten griechischer Bücher aus Oxyrhynchos ausspricht, die Verehrung der alten großen Dichter und Geschichtsschreiber, Redner und Denker, wie die Neues schaffende Kraft, beide Richtungen würden jedenfalls klarer und stärker noch in Ptolemaïs zu Tage treten, wahrscheinlich aber auch genau wie in Oxyrhynchos die Ermattung in den Jahrhunderten der Kaiserzeit. Aber auch ohne Ptolemaïs ist es keine Kleinigkeit, daß man im alten Theben hellenische Bücher las, daß noch im fünften Jahrhundert n. Chr. irgend ein Hellene in Aphrodito eine neue Ausgabe Menanders besaß; also bedeuteten diese Dichtungen doch auch damals noch etwas, und es gab noch Menschen, die sie verstanden und liebten, die noch attisch genug fühlten, um sich in die Welt dieses heiteren bürgerlichen Schauspiels versetzen zu können. Zufälligkeiten wie die sehr alten Trinklieder, die irgend ein Lanzknecht um 300 v. Chr. auf Elefantine liegen ließ, besagen für Land und Leute fast nichts; um so mehr das Leben, das aus der Thebais selbst emporwuchs, drei berühmte Namen der Kaiserzeit, der erd- und sternkundige Ptolemaios, der Denker Plotinos und der Dichter Nonnos. Das Wissen des zweiten Jahrhunderts n. Chr. schien sich in Ptolemaios zu verkörpern, der wohl weniger selbständiger Forscher als eine Sammlung aller Gelehrsamkeit war, allerdings keineswegs frei von dem Aberglauben und Geheimkram, der nun einmal von den Sternen untrennbar schien, erst recht mitten im gelobten Lande aller Zauberei. So ist sein Ruhm vielleicht etwas über seine wissenschaftliche Bedeutung hinaus gewachsen, und das Mittelalter hat in ihm geradezu den Inbegriff alles Wissens verehrt. Jedenfalls ist durch ihn ein großer Schatz hellenischer Geistesarbeit, den tiefere Köpfe als er gefördert hatten, vor dem Untergange bewahrt worden. In Lykopolis, dem heutigen Assiut, wurde im Anfange des dritten Jahrhunderts Plotinos geboren, ein wirklich umfassender Geist und ein tiefer Mensch. Die neuplatonische Philosophie, fast darf man sie eine philosophische Religion nennen, hat er über die Grundlagen, die Ammonios Sakkas gelegt hatte, erst zur Weite einer Weltanschauung emporgeführt. Damals konnte

ein hellenischer Denker noch in hellenischer Luft zu atmen glauben, wenn auch die Thebaïs ihm nur Heimat, nicht Lebens- und Wirkensbereich war. Um 400 n. Chr., als Nonnos von Panopolis, das jetzt Achmîm heißt, auf der Höhe stand, hatte die christliche Kirche längst gesiegt, auch über die Philosophen. Sein Versuch, in homerischer Art und doch ohne knechtische Nachahmung die Fahrten des Dionysos zu schildern, hat Schwung und Leben, aber die Zeit war zu christlich dafür; der Dichter selbst brachte das Johannesevangelium in Verse. Nachahmer Homers gab es überall in Menge, und der Stil der byzantinischen Zeit forderte außer der Kenntnis der Vorbilder auch den höchsten Wortprunk. Daran fehlt es nicht bei einem dieser Dichterlinge, den der Zufall aus vielen herausgegriffen und zu einem nicht allzu rühmlichen späten Erwachen bestimmt hat: unter Kaiser Justinian lebte in Aphrodito ein rede- und schreibgewandter Hellene Namens Dioskoros, der die Sache seiner Gemeinde in ihren vielfachen Nöten vertrat. Er setzte die schönsten Eingaben und Bittschriften auf, wahre Wunder des geschwollenen byzantinischen Stils, benutzte aber auch seine Blätter, um allerlei Dichtungen in erzählenden und lyrischen Versen zu versuchen. Er kennt die Vorbilder, den Homer wie den Anakreon, kennt vielleicht sogar viel entlegenere Künstler wie den Wortbildner Kerkidas; aber was Dioskoros damit beginnt, gerät trostlos öde und langweilig. Wollte man nach ihm das oberägyptische Hellenentum des sechsten Jahrhunderts beurteilen, so würde nicht viel Lebensfrische zu bemerken sein. Vielleicht gibt er wirklich ein Beispiel der Gesamtheit: die Hellenen litten schwer unter den Raubzügen der Blemyer, und die mächtige Kirche war ihnen gerade in der Thebaïs gefährlicher als anderswo.

Der byzantinische Stil selbst ist zwar unserm Geschmacke zuwider, aber doch einer verständlichen Entwicklung entsprungen und läßt sich nicht ohne weiteres als eine Erscheinung des Verfalls abtun, zumal da dieselbe Zeit, die in Urkunden und Briefen sich vor Wortschwall und endloser Breite nicht lassen kann, ihre Prosabücher schlicht und klar zu schreiben vermag. Etwas ganz anderes ist das verwilderte Griechisch, das hier und da begegnet, im Ganzen aber weit seltner, als man zunächst denken sollte. Viel stärker als die Sprachen haben sich namentlich in den byzantinischen Jahrhunderten ägyptische und hellenische Inhalte durchdrungen, und seltsam genug hat dies Gemisch der Vorstellungen sehr oft das Kleid der griechischen Sprache angezogen, die wirklich eine überlegene Gestaltungskraft bewährte. Das Zauberwesen war zu sehr

großem Teile ägyptischen Ursprungs und Gepräges, und doch schrieb man umfangreiche griechische Zauberrollen, in denen beide Welten durcheinander fluten, aber die Form sich sogar bis zu griechischen Versen versteigt. Den Schriften der Poimandresgemeinde sind wir schon begegnet, diesem Ausdrucke religiöser Gedanken aus allen möglichen Quellen. Dergleichen gab es gewiß auch ägyptisch, aber vermutlich dann mehr beschränkt auf wirklich heimische Vorstellungen. Die Verbindung mit den verwandten und anklingenden Strömungen der großen Welt vollzog sich doch nur in der Weltsprache, und so zeugt auch dieses Schrifttum von der Religionsphilosophie bis zum Zauber von der Macht, die der hellenische Geist über das ägyptische Wesen behauptete und sogar in der Thebais nicht verlor. Was nun gar nach Wissenschaft aussah oder eine Spur davon besaß, gehörte der Hellenensprache: die Fälscher, die in der Thebais künstliche Edelsteine verfertigten, schrieben ihre Kunstgriffe griechisch nieder.

Zu allen Zeiten reizte es die Hellenen, in die geheimnisvolle Welt ägyptischer Vorstellungen einzudringen. Platon hatte sich darum bemüht, und die Nachwelt dichtete ihm noch mehr an: er sollte Schüler ägyptischer Priester geworden sein und alle seine Weisheit von ihnen gelernt haben. Etwa 900 Jahre später schrieb in der Thebais Horapollon sein wunderliches Büchlein über die Hieroglyphen, das freilich zeigt, wie fern ihm das Verständnis lag. Zwischen beiden ein Herüber und Hinüber: mit hellenischen Gedanken bauen ägyptische Priester ihre berühmte Philosophie auf, und was gefeierte Namen wie die Priester Manetho und Chairemon etwa geleistet haben, verdanken sie hellenischen Vorbildern und hellenischer Schulung; gegenüber aber stehen die hermetischen Schriften, die im wesentlichen ägyptisch doch den Hellenen gewaltig tief vorkamen, im Ganzen ein fühlbarer Vorstoß ägyptischer Anschauungen ins Hellenentum.

Wohl nur die Priesterkinder genossen bei den Ägyptern einen Unterricht, der gewiß auf ihren künftigen Beruf zielte; sie lernten, was der Bewerber ums Priesteramt nachweisen mußte: die Kenntnis der Heiligen Schriften und der Schriftarten. Denn die Priester sollten auch im Stande sein, die Inschriften zu verfassen, wenn der König Ptolemaios oder der Caesar Augustus Tempel baute und weihte. Alle Gelehrsamkeit boten sie auf, um aus alten Denkmälern ihrer Sprache längst verschollene Worte und Wendungen zusammenzulesen, Schreibungen hervorzuholen, die kein Mensch mehr verstand, mochte er auch buch- und schriftkundig sein. Die Tempel-

texte der Ptolemäerzeit sind gleichsam in einer Geheimsprache verfaßt, die aus lauter Seltenheiten und Seltsamkeiten besteht; wie mag man die Verfasser solcher Kunststücke bewundert haben! Immerhin verlangten sie gründliche Kenntnis der Sprache und der alten Schriftwerke in Hieroglyphen und Hieratischen Texten. Außerdem aber forderte das Leben, zumal die Tempelverwaltung mit ihren Rechnungen und ihrem Briefwechsel die Beherrschung des Demotischen; die Heiligen Schreiber, aus denen die Notare für demotische Urkunden bestellt wurden, mußten auch das ägyptische Recht kennen, und vermutlich gehörten die Richter ägyptischen Rechts, die Laokriten, demselben Kreise an. Endlich kamen mindestens die leitenden Priester, Propheten und ihresgleichen, ohne Vertrautheit mit dem Griechischen nicht aus. Inschriften in drei Sprachen und Schriften wie die Steine von Kanobos und Rosette setzen recht viel Gewandtheit im Stil und umfassende Sachkenntnis voraus, denn in diesen öffentlichen Kundgebungen kam es auf jedes Wort an, zumal da sie das Verhältnis der ägyptischen Priesterschaft zu dem hellenischen Fremdherrscher ausdrücken sollten. Die höheren Priester standen in der Tat auf der Höhe einer beträchtlichen Bildung, wenn sie ihre heimischen um Jahrtausende verschiedenen Sprachstufen und die fremde Herrensprache sicher handhabten, wenn ihnen die Ordnungen des Gottesdienstes, die heiligen Lieder, das Landrecht und die Beziehungen der geistlichen zur weltlichen Macht geläufig waren. Wer noch darüber hinaus sich mit hellenischer Wissenschaft abgab, leistete wirklich etwas. Mag uns die Wissenschaft ägyptischer Priester erstarrt und vielfach leer erscheinen, so dürfen wir doch nicht vergessen, wieviel Arbeit ihr vorausgehen mußte, wieviel geistige Übung sie forderte und brachte. Insofern verdiente sie den hohen Ruf, den sie genoß. Weniger die ägyptischen Ärzte, die man ebenfalls in älterer Zeit bewunderte und in die Ferne zu Hilfe holte. Was die ägyptischen Papyrusrollen über die Heilkunde lehren, weckt kein Vertrauen, denn im besten Falle überliefern sie hier und da etwas Erfahrungsweisheit, so gut wie nichts von wissenschaftlicher Erforschung des Körpers, aber um so mehr Besprechungen und Zauberformeln. Auch die Ärzte gehörten mindestens von Hause aus zu den Priestern.

Die Sternkunde wie die Mathematik der Ägypter darf man nicht nach astrologischen Spielereien noch nach schülerhaften Rechnungen beurteilen; auf beiden Gebieten haben sie in der Tat etwas geleistet, und ihr uraltes Sonnenjahr wie ihre Bauten bewiesen das auch

den Späten und den Fremden. Die Verbesserungen des Kalenders, die der Beschluß von Kanobos durchführen wollte und fast zweihundert Jahre später Cäsar wirklich durchführte, gingen aus einer noch fortlebenden Beobachtung, einer wissenschaftlichen Arbeit hervor. Bis in die Kaiserzeit blieb doch manches in seiner Art lebendig am geistigen Leben der Ägypter, und nicht nur ihre Wissenschaft, die wir leicht unterschätzen, weil sie ganz andere Wege geht als die unsere. Am meisten zeugt für dies Volk auch in seiner späten Zeit die immer noch schaffende Phantasie und ihre dichterische Gestaltung. Märchen und Erzählungen in demotischer Schrift gibt es nicht ganz wenige, obwohl doch die Funde vom Zufall abhängen, und sie zeigen, wie hier und da ein regsamer Kopf weiter sinnt und spinnt. Ans Alte anzuknüpfen, es fortzusetzen, auszumalen, leise umzugestalten war ja immer ägyptische Art, während es ihr ganz fern lag, mit mächtigen Schöpfungen das Gewohnte zu stürzen. So betrachtet, dürfen sich diese demotischen Dichtungen sehen lassen. Sogar in der letzten Sprach- und Schriftgestalt, im Koptischen, ist diese Lust zu fabulieren nicht ganz erloschen, obgleich das Christentum mit seinen Heiligen Schriften erst alle Kraft für die Übersetzung verlangt hatte und dann immer neue Aufgaben stellte, indem es die Fülle seiner gnostischen Werke hineinwarf. Mochte auch später der Stumpfsinn koptischer Heiligengeschichten sich gefährlich ausbreiten, so blieb doch ein Rest von Kraft dem frischen Erzählen weltlicher Begebenheiten übrig.

Wie weit unter hellenischer und römischer Herrschaft die einheimische Sprache der Ägypter verbreitet geblieben sei, läßt sich schwer sagen: die Papyrusurkunden und Briefe sind schlechte Zeugen, denn die echten Ägypter waren zum sehr großen Teile schriftlose Menschen, die nichts gelernt oder alles vergessen hatten. Daher erscheint das Übergewicht des Hellenentums auf diesem Gebiete größer als es ist. In Wahrheit bewahrte ein großer Teil der Bevölkerung mit dem reinen Volkstume auch seine Sprache, und zwar ohne merkbare Abnahme durch alle Zeiten der Fremdherrschaft hindurch. Vielleicht bedrohten die beiden letzten Jahrhunderte v. Chr. das ägyptische Wesen am meisten, denn damals neigten vielfach Hellenen wie Ägypter zum Ausgleich im Einzelnen, der im Großen eine wirkliche hellenisch-ägyptische Mischbevölkerung erzeugte. Aber Roms Schroffheit hob die Gefahr wieder auf, und in der Kirche fand ägyptisches Wesen samt ägyptischer Sprache einen unbezwinglichen Schützer. Zahlen stehen nicht zu Gebote; aber der größte Teil der Einwohner dürfte zu allen Zeiten an der heimischen

Sprache festgehalten haben, gleichviel ob sie demotisch oder koptisch hieß. Für die Thebais gilt es ohne Zweifel; hier schrieb um 400 n. Chr. der gewaltige Abt Schenute in der Muttersprache, die ausdrucksfähig genug war, um seiner starken Eigenart folgen zu können, in der Sprache des Landes, die jeder sprach und jeder verstand.

Rühmte der Hellene seine weltumfassende Sprache, die unendlich reiche und vielseitige Bildung seines Volkes, die eine Welt befruchtet hatte und immer noch nährte, so konnte der Ägypter mit dem Hinweise auf seine uralte Sprache, auf die Weisheit seiner Priester, die Geheimnisse seiner Götter doch nur dem Eindruck machen, der empfänglich gestimmt war. Wies er aber den Fremden auf die gewaltigen Bauten ewiger Dauer hin, die ägyptische Baumeister vor Jahrhunderten und Jahrtausenden geschaffen hatten, so vermochte auch der mißgünstige Nörgler nichts zu bestreiten. Und wieder war es gerade die Thebais, wo die Denkmäler ägyptischer Kunst besonders eindrucksvoll in die Zeit der Hellenen und der Römer herüberragten, wenn auch in dieser Beziehung damals Oberägypten nicht in dem Maße wie heute das ägyptische Altertum vertrat. Die Ägypter durften stolz sein auf Werke von solcher Wucht und Größe und zugleich von solcher Schönheit, wie sie kein andres Volk geschaffen hatte. Es war auch nicht nur Vergangenheit; deren durfte man sich zwar rühmen, wie andre es auch taten, aber sie hätte zum demütigenden Vergleiche mit der Gegenwart herausfordern können, wären nicht die Baumeister der Ptolemäer und sogar der Kaiser selbst noch im Stande gewesen, etwas Ganzes und Reines zu schaffen. Neue Formen fanden sie nicht; allein dies lag überhaupt nicht in der Richtung ägyptischer Kunst, die Sprünge verschmähte und sich so langsam wandelte, daß die Veränderung erst aus beträchtlicher geschichtlicher Ferne sichtbar wird. Aber in der alten geheiligten Art würdig und kräftig fortzuschaffen vermochten diese späten Baumeister durchaus, und noch heute zeugen davon Dendera und Edfu, Kom Ombo und Philai. Wenn sie die ungeheuren Verhältnisse Karnaks nicht mehr erreichten, so lag das wohl mehr an der Sparsamkeit des königlichen Bauherrn als am Unvermögen; rein künstlerisch wirkt auch die Riesenhalle von Karnak nicht so wie manches kleinere Gotteshaus, und die Zahl der wirklich großartigen Räume, großartig in Einfachheit und Schmuck, in Maßen und Verhältnissen ist auch in Ägypten gering. Von jedem Baumeister zu erwarten, was dem Schöpfer des Tempels beim großen Sphinx und dem

Gestalter des Tempels in Luxor gelang, würde unbillig sein. Auch in Karnak gehört namentlich der Torbau, der den Namen des ersten Euergetes trägt, zum Schönsten, das überhaupt auf diesem weiten Gebiete heiliger Bauten entstanden ist. Und den besonderen Reiz der luftigen Halle, die Kaiser Hadrians Freigebigkeit der Isis auf Philai errichtete, empfindet noch heute jeder, der Bauwerke zu sehen weiß. An Aufträgen fehlte es durch diese hellenisch-römischen Jahrhunderte nicht. Auch in den großen Städten, von Alexandreia an, wurden immer wieder ägyptische Tempel gebaut. Leider fehlt uns hier die Anschauung; vielleicht wirkte im Norden Ägyptens hellenischer Einfluß doch etwas stärker als in der Thebais, wo wir nichts davon bemerken. Wo eine stark gemischte Bevölkerung saß, konnte eher etwas vom hellenischen Geiste auch in die Baukunst dringen, die freilich eine heilige Kunst und dadurch wieder vor Änderungen geschützt war. Die Mischlinge, wie wir sie beobachtet haben, standen gerade in der Religion ganz auf ägyptischer Seite und werden wohl auch für die seltsamen, geheimnisvollen Götter, die ihnen so tiefen Eindruck machten, die wunderbar fremden Tempel notwendig gehalten haben.

Am ehesten regt sich etwas von hellenischem Geiste hier und da im Flachbilde. Gerade in letzter Zeit sind Beispiele solchen Einflusses schon aus dem vierten Jahrhundert v. Chr. bekannt geworden, höchst reizvolle Versuche, die ägyptische Feierlichkeit und Stilstrenge ein wenig zu lösen und zu lockern. In der sogenannten Kleinkunst, in den Gestalten aus Bronze und Terrakotta, verfolgen wir es weiterhin, seltener in den großen Bildwerken, weil es ihrer gar so wenig gibt; hätten wir mehr, so würden wir viele Vorbilder der zierlichen Kleinwerke entdecken. Ob nun ägyptische Bildhauer hellenische Lebhaftigkeit gelernt, ob hellenische Meister sich in ägyptische Formenreinheit vertieft haben, können wir im einzelnen Falle nicht sagen. Dagegen sind die Flachbilder der Tempel unzweifelhaft aus ägyptischer Hand hervorgegangen; hier hätte der Gott den Fremden schwerlich etwas anrühren lassen. Im allgemeinen sehen sie echt ägyptisch aus, mit deutlich erkennbarem Zeitgepräge, aber doch entwickelt aus den alten Vorbildern. Die Ptolemäer und die Kaiser als Träger der Doppelkrone im ungetrübt ägyptischen Stile darzustellen, mußte als Widersinn erscheinen, wenn man sich die Wirklichkeit vergegenwärtigte; aber dies Volk besaß die Schwäche oder Kraft, sein Schicksal so zu malen, wie es wünschte. Als ob nichts geschehen wäre, stehen und schreiten diese Pharaonen, echt ägyptisch wie nur einer, an den Tempel-

wänden; der Besiegte und Geknechtete zieht sie in seine Gedankenwelt, macht sie sich zu eigen und erreicht, was er will: die Denkmäler tragen dieselbe Prägung wie seit Ewigkeit. Ohne Frage hat die Größe der ägyptischen Kunst auch in diesen Jahrhunderten dem ägyptischen Volke mächtigen Rückhalt gegeben, nicht nur das Alte, was noch unerschüttert stand, sondern auch die weiter schaffende Bildnerkraft, die sogar fremdem Stoffe ihre Formen aufprägt. Erst das Christentum hat den heiligen Bann gebrochen; nur seine unbezwingliche Macht über die Gemüter durfte das wagen, weil der neue Glaube selbst dem Ägyptervolke neue Stärke gab und doppelt ersetzte, was er nahm. Die Kirche baute hellenische Formen in den Tempel von Luxor; aber das bedeutete nicht den Sieg hellenischen Wesens, sondern eben der Kirche. Das christliche Ägypten vermochte die alten Formen aufzugeben, weil es wieder stark geworden war und unter den Flügeln der Kirche keines anderen Schutzes bedurfte. Nirgends drückt sich diese ganze Entwicklung so rein aus wie in der Thebais.

Verwaltung, Wirtschaft, Verkehr.

Das starke Selbstgefühl der Thebais äußerte sich dem Fremdherrn gegenüber in endlosen Aufständen, seitdem die Ägypter einmal der Schwäche des Herrenstaates inne geworden waren. Im dritten Jahrhundert hatte sich nur selten etwas gerührt, aber im zweiten brannte es unablässig. Die Ptolemäer entschlossen sich endlich, die Thebais als Ganzes einem Oberbefehlshaber anzuvertrauen, dessen Titel Epistratege ihn den Strategen der Gaue überordnete und die bewaffnete Macht sehen ließ. Damit wurde die Thebais, die an sich wie das übrige Land aus Gauen bestand, zum ersten Male eine Verwaltungseinheit. Es war nur vernünftig, ihrem Statthalter auch die Wüstenstraßen und die Außenbesitzungen am Roten Meere zu übertragen; ob es regelmäßig geschah, wissen wir nicht. Sicherlich bildete auch die große Oase El Charge einen Teil seines Machtbereichs. Männer wie Kallimachos, der im letzten Jahrhundert der Ptolemäer als „Vetter des Königs, Epistratege und Stratege des Indischen und Roten Meeres“ öfters begegnet, zählten gewiß zu den mächtigsten Stützen des Thrones und müssen eine fast unbeschränkte Vollmacht besessen haben, um die Thebais zu verteidigen und zu beherrschen wie es ihnen geboten erschien, ohne erst in Alexandreia Rat oder Befehle einzuholen. Er bekleidete auch das oberste Stadtamt von Ptolemaïs,

weil er auf diese Weise, ohne der Stadtfreiheit zu nahe zu treten, die Beschlüsse der hellenischen Freigemeinde beeinflussen, vielleicht sogar bestimmen konnte. Wenn das machtvolle Amt des Epistrategen bisweilen einem Ägypter in die Hand gegeben wurde, so war es entweder ein Beweis des Vertrauens zu einem bewährten Manne oder ein Anzeichen der Stellung, die im zweiten Jahrhundert v. Chr. die Einheimischen sich erkämpften; in jedem Falle zeugt es von dem Streben auch der Ägypter, im Dienste des eigentlich feindlichen Staates empor zu steigen. Im übrigen sieht man in der Verwaltung der Gaue, aus denen die Thebais bestand, keinen Unterschied vom besser bekannten Mittelägypten. Eine Besatzung sicherte die Südgrenze, das Zwölfmeilenland jenseits von Philai, ebenso die Wüstenstraßen von Kene und Edfu zum Roten Meere, und auch die Verbindung mit der Großen Oase bedurfte dauernd des bewaffneten Schutzes. Sonst befanden sich noch hier und da feste oder offene Lager, in der gefährdeten Thebais jedenfalls mehr als im übrigen Ägypten. Auch die Staatspost, die von Alexandreia bis hierher und weiter zu den Häfen des Roten Meeres ging, hatte ihre bewaffneten Begleiter. Dagegen scheinen die Siedlungen am Roten Meere wie Philotera, Berenike, Myoshormos mehr offene Handelshäfen als Seefestungen gewesen zu sein. Von ihnen aus gingen die königlichen Elefantenjäger weit nach Süden an der ostafrikanischen Küste hin, eine Heeresabteilung wie die andern „Jäger“ es wohl auch waren.

Gerade aus der Thebais lernen wir am meisten für die Gerichtsverfassung, die wir Anfangs von Alexandreia her betrachtet haben. Die wandernden Chrematisten hatten doch ein paar feste Standorte, an denen sie größeren Sprengeln Recht brachten, so in Theben und in Ptolemaïs, wo freilich die Bürger ihrer nicht bedurften, weil sie eigne Gerichte besaßen. Da dies königliche Gericht dem großen Bedürfnisse nicht genügen konnte, mußten die Beamten viele Rechtsstreitigkeiten durch vorläufige Verfügungen erledigen, die zwar keine Rechtskraft hatten, aber zunächst Ordnung schafften; übten doch die Beamten auch polizeiliche Gewalt aus und konnten durchsetzen, was sie anordneten. Wahrscheinlich haben sehr viele sich damit zufrieden gegeben, weil eine rasche Entscheidung besser war als eine späte; der eigentliche Rechtsweg blieb offen, ihn zu beschreiten war aber eine langwierige Sache. Augenscheinlich stellen nun aber diese Beamtenrichter nicht eine freiwillig angerufene, eigentlich private Gerichtsbarkeit dar, sondern Spruchhöfe mit staatlicher Anerkennung, nur daß ihnen die wahre Richtereigenschaft

mangelte. Der alte Hermias, dem wir schon begegnet sind, bringt zuletzt seinen Streit mit den thebanischen Choachyten vor solch ein Beamtengericht, das die Parteien vernimmt, Verteidiger reden läßt und am Ende ein Urteil fällt. Der Staat mußte sich so helfen, wenn er völliger Rechtlosigkeit wehren wollte, ohne Vorrechte und Würde der eigentlichen Richter, eben der Chrematisten, anzutasten. Es kommt sogar vor, daß Beamtenrichter und Chrematisten zusammen wirken. Die Beamtengerichte, gelegentlich ergänzt durch angesehene Männer der Gegend, sehen durchaus hellenisch aus; ihnen gegenüber stehen die Laokriten, die Volksrichter, Vertreter des ägyptischen Rechts und wirkliche Richter, zugleich ein Hort des Ägyptertums. Freilich lehrt gerade der Erlaß Euergetes II. über die Gerichtsbarkeit, wie schwer diese heimischen Richter sich den hellenischen gegenüber behaupten konnten, denn die Teilung nach der Vertragssprache, wenn Hellene gegen Ägypter steht, bedeutet eine Verteidigung der ägyptischen Richter gegen die Übergriffe der hellenischen, die alles an sich zu ziehen suchen. Hundert Jahre früher bestand ein gemeinsames Gericht für beide Rechtskreise, dessen Befugnisse und Grundsätze wir nicht kennen; es scheint gescheitert zu sein. Die Volksrichter legten das ägyptische Recht zu Grunde, das im Gebrauche noch lange beharrte, bis es endlich in das allgemeine römische Fremdenrecht aufgenommen wurde; aber noch im Jahre 267 n. Chr. wird es ausdrücklich angeführt. Wenn irgendwo, galten in der Thebais ägyptische Richter und ägyptisches Landrecht noch etwas; aber vor demselben Gericht können in derselben Sache alle möglichen Rechtssätze angerufen werden: Gesetze und Beschlüsse der hellenischen Gemeinden ebenso wie Verordnungen des Königs. Aus ihnen allen wächst allmählich das gemeinsame weltförmige Recht heraus, das nicht mehr dem Ägypter oder dem Hellenen, sondern dem Menschen gilt.

Rom ließ die Absonderung der Thebais bestehen und bildete nach diesem Vorbilde auch das Delta und Mittelägypten zu großen Verwaltungskörpern um, die ein Epistratege, in der Regel ein römischer Ritter, leitete; kam es doch nun erst recht darauf an, alles straff zu binden und zuverlässigen Männern zu übergeben. Die hellenischen Strategen der Gaue blieben tief unter diesen hohen römischen Herren. Der Statthalter besuchte die Thebais nur auf Reisen und gelegentlich; der jährliche Konvent, wo er als einziger wahrer Richter der Provinz Recht sprach und die Verwaltung untersuchte, fand für alle Gaue südlich vom Delta in Memphis statt; hier wurde auch die gesamte Thebais vorgelassen.

Das bedeutete gegenüber dem Norden eine sehr fühlbare Zurücksetzung. Ausnahmsweise freilich hielt der Statthalter auch einmal in Koptos diesen allgemeinen Landtag ab, und mancherlei wird er auf andern Reisen kurzer Hand entschieden haben. Die Entfernung von Alexandreia oder Memphis besagte keineswegs Lockerung der Staatsgewalt. Die Verordnungen der Kaiser und der Statthalter wurden hier gerade so öffentlich bekannt gemacht und durchgeführt wie irgendwo sonst. Gerade die längste aller Verordnungen eines Statthalters, die des römisch gewordenen Juden Tiberius Julius Alexander aus der Zeit Kaiser Galbas, hat man in der Großen Oase auf Stein gegraben gefunden; anderswo ein Bruchstück auf einem Papyrusblatte, ein Zeichen, wie ungern der Zufall solche Quellen hergibt, denn der Erlaß muß vielfach verbreitet und mehrfach auch eingemeißelt worden sein; die Aussicht der Erhaltung ist also viel größer als bei einer gewöhnlichen Urkunde und einem Briefe. Man überzeugt sich gerade an diesem Falle, welche Millionen schriftlicher Aufzeichnungen verloren, wie wenige wirklich auf uns gekommen sind.

Die Römer hielten in der Thebais stets eine besonders starke Heeresmacht, weil sie eine Grenzmark des Reiches war, auch schon bevor Kaiser Diokletian das nördliche Nubien räumte und die Grenze auf Philai zurückzog. Die Blemyer, die gefährlichsten Feinde, übernahmen die Bewachung und ließen sich dafür bezahlen; man könnte auch sagen, der Kaiser habe den Frieden von ihnen erkauft. Wie sie in den folgenden Jahrhunderten trotzdem Oberägypten bestürmten, verwüsteten, eroberten, haben wir schon bemerkt. Es half nichts, daß Diokletian die Provinz Ägypten zerlegte und ihre Teile, daher auch die Thebais, zu selbständigen Provinzen erhob. Er trennte auch die Staatsverwaltung von der Heeresverwaltung, als er die Ruhe gesichert glaubte. Aber bald wurde sie von Neuem erschüttert, und es wurde von Neuem notwendig, alles in eine Hand zu legen; der byzantinische dux der Thebais ist im Grunde nichts anderes als der ptolemäische Epistratege. Heeresabteilungen gab es genug, aber was nützten alle diese fremden Söldner, denen im Grunde an Rom und an der Thebais herzlich wenig lag! Immerhin haben sie doch auch diesen südlichsten Vorposten des Ostreichs zur Not gehalten, bis die Araber alle Außenprovinzen über den Haufen rannten.

In der inneren Verwaltung unterschied sich die Thebais kaum vom übrigen Ägypten, und was wir dort kennen gelernt haben, dürfen wir auch hier voraussetzen. Steuern und Zölle, Gauämter

und Getreidelieferungen, Veranlagung und Erhebung, alles arbeitete ähnlich wie sonst; jedoch die städtischen Einrichtungen zumal in der Verwaltung, das Zwangsamt samt allen Pflichtleistungen an den Staat, die Stadtbeamten mit ihren Aufgaben waren zwar auch in der Thebaïs vorhanden, aber wohl dürftiger entwickelt, weil diese Seiten des öffentlichen Lebens im wesentlichen an den Hellenen hafteten, die in der Thebaïs spärlicher saßen und weniger bedeuteten. Ihr Mittelpunkt Ptolemaïs aber stand als hellenische Freistadt eigentlich außerhalb der Staatsverwaltung, mindestens bis auf Kaiser Severus, der auch den Metropolen die Verfassung verlieh. Gewiß unterrichtet uns der Zufall gut über die großen Stadtgemeinden Mittelägyptens, wie es z. B. Arsinoë, Hermupolis und Oxyrhynchos sind, und es mag ein Zufall sein, daß in dieser Hinsicht Koptos oder Apollinopolis uns unbekannt bleibt. Aber schwerlich waren diese Orte und ihresgleichen in der Thebaïs wirklich Mittelpunkte hellenischen Stadtlebens, eher volkreiche Ägypterstädte mit kleinen hellenischen Siedlungen. Was wir in der byzantinischen Verwaltung kennen gelernt haben, die Vormacht der Großgrundbesitzer, den Übermut der Gauherren, der Pagarchen, daneben die Stadtgemeinden mit Landbereich und wiederum selbständige, der Stadt oder dem Großgrundherrn nicht untertänige Dörfer, gilt vielfach gerade von der Thebaïs, weil ein großer Teil der Urkunden, die uns belehren, eben daher stammt. Im äußersten Süden freilich muß manches anders gewesen sein, weil der Ackerbau fehlt und damit den Verwaltungsformen Ägyptens die Grundlage entzogen wird: Großgrundbesitz südlich von Edfu läßt sich schwer denken, wenn man sich nicht Häuserbesitzer oder Großwüstenbesitzer darunter vorstellen will. Aber diese südlichste Strecke mit ihren vereinzelten Ortschaften und ihrer dünnen Bevölkerung hatte fürs Ganze wenig auf sich. Daran ändern auch die kleinen Felder der Insel Elephantine nichts, die als eine Oase mitten aus der gewaltigen Wüste herausleuchten.

Da das Fruchtland zu beiden Seiten des Stroms innerhalb der Thebaïs von Norden nach Süden zuerst langsam, dann aber rasch abnimmt, konnte auch die Landwirtschaft nicht soviel leisten wie in Mittelägypten; aber von Assiut bis Luxor und darüber hinaus breiten sich noch üppige Felder von besonderer Fruchtbarkeit. Die Grabkammern von Schech Abd el Qurna zeigen mit Vorliebe Bilder aus dem Ackerbau und dem Gartenbau, weil das Volk ganz darin lebte, und ebenso war es unter Ptolemäern und Kaisern, ist es noch heute. Die Grenze der Wüste und des Fruchtlandes läuft

nicht immer gleich; so stehen heute die sogenannten Memnonsbildsäulen mitten im Ackerlande, die doch einst am Rande des Ödlandes gelegen haben müssen. Die Überschwemmung, auch für die Thebais Voraussetzung jeder Ernte, erreichte das Land beträchtlich früher als Mittelägypten; daher wird auch die Ernte früher gereift sein als die Mehrzahl der Urkunden es angibt, zumal da die noch glühendere Sonne das Ihre tut. Auch heute noch sieht man weithin die Felder überflutet; aber die Gegenwart zwingt die Flut dem menschlichen Willen zu folgen. Der gewaltige Staudamm nördlich von Philai bildet einen Stausee, der eine riesige Wassermenge sammelt, um aus ihr Jahr für Jahr die gleiche Menge abzugeben; der Mensch macht sich frei von der Willkür des Stromes, der bald übergroße, bald unzureichende Wassermengen mitführt. Weitere Querdämme nach Norden zu teilen Ägypten in Bewässerungsbezirke, die nun menschliche Zweckmäßigkeit nach Bedarf bewässert. Allein was auf den ersten Blick so segensreich aussieht, scheint doch auch nicht ohne Nachteil zu sein, denn vor allem hemmen die Dämme den freien Durchstrom des fruchtbaren Schlammes, den die Schleusen und Pforten nur spärlich durchlassen können. Daher setzt er sich im Stausee von Philai fest, treibt den Wasserspiegel in die Höhe und zwingt zu neuen Erhöhungen des Dammes von Schellâl.

Der Weinbau regte die Maler der thebanischen Grabkammern an, so daß sie gern Gerank und Trauben über Wand und Decke zogen. Thebanischer Wein blieb berühmt, und wer im Faijum guten Wein pflanzen wollte, setzte thebanische Reben. Man zog ihn gern zwischen Palmen, gewiß um die Baumstämme als Stützen zu benutzen, aber auch im schilfigen Rohrbestande, teils weil die Rohre den Wein empor ranken ließen, teils um dem Boden das überflüssige Wasser zu entziehen. Solch eine Weinpflanzung stand oft mit einem Garten in Verbindung, der in der Thebais schon mehr reifen ließ als weiter im Norden. Aber im allgemeinen trägt auch dies Land nichts anderes als das übrige Ägypten, neben der erst hier beginnenden Dumpalme die wirtschaftlich wichtige Dattelpalme, die Sykomore, die große Akazie, die Tamariske als stattlichen Baum. Mehr als im Faijum und in Mittelägypten sieht man hier die großen Taubenhäuser, geradezu ein Merkmal des zunehmenden Südens. Wo das Fruchtland aufhört und die Wüste beginnt, machen die kostbaren Steine den Reichtum der Thebais aus; der rosige oder schwarzgraue Granit von Syene war berühmt und mußte auch das kaiserliche Rom zieren, und überall brach man

den schönen Kalkstein, der sich wie kein andrer für die feine Flachkunst der Ägypter eignete. Alabaster und Halbedelsteine, Türkise und Karneol und was es noch gab bedeuteten etwas für die Ausfuhr dieses Landes, das sonst wenig abzugeben hatte. Wahrscheinlich bestellten auch hier die Fellachen als Königsbauern das beste Land, und der Staat bezog seine feste Abgabe; aber die Bergwerke und Steinbrüche scheint er mit Gefangenen, mitunter auch, namentlich in der Kaiserzeit, mit Soldaten unmittelbar betrieben zu haben; wieweit Fronarbeit zur Hilfe herangezogen wurde, läßt sich nicht ganz klar übersehen. Als Ganzes stand der wirtschaftliche Ertrag und Wert der Thebais hinter dem übrigen Ägypten schwerlich zurück, wenn man die viel geringere Anbaufläche und die dünnere Bevölkerung in Betracht zog. Selbst tief im Süden konnte sich ein Großgrundbesitz um den Tempel von Edfu herausbilden, und in byzantinischer Zeit wurde er in den Händen einzelner auch hier die wichtigste Form der Wirtschaft.

Soweit sich überhaupt urteilen läßt, blieb wohl das Gewerbe der Thebais hinter dem breiteren, volkreicheren Norden zurück; aber im Grunde reichen die Bemerkungen der Schriftsteller und die dürftigen Urkunden nicht hin. Bei dem Übergewicht, das hier die Tempel behaupteten, wird auch in hellenisch-römischer Zeit das Gewerbe am meisten innerhalb der Heiligtümer und für ihren Bedarf geblüht haben, denn Tempel wie der in Edfu müssen große wirtschaftliche Einheiten gewesen sein, die für Tausende alles Notwendige selbst beschafften. Abgesehen von den Dingen, die überall gerade soviel, wie man sie braucht, hergestellt werden, fallen heute in Oberägypten allenfalls die Töpfer und die Korbflechter ins Auge, die beide Waren für die Ausfuhr erzeugen. Im Altertum muß es nicht ebenso gewesen sein, und aus gelegentlicher Erwähnung eines Handwerks darf man nichts folgern. Ohne weiteres glauben wir an die Schiffer und die Fischer, denn ihrer bedurfte man überall am großen Strome. Die Thebais benutzte als billigen Ersatz für den teuren Papyrus gern Tonscherben. Die Funde reden eine so deutliche Sprache, daß man an reinen Zufall nicht wohl glauben mag. Vielleicht fehlte es in der Thebais schon damals an der Papyruspflanze; aber ebenso gut kann auch die geringe Kaufkraft der rein ägyptischen, mehr arbeitenden als handelnden, mehr frondenden als gewinnenden Bevölkerung die Ursache sein. Kalksteinsplitter brach man von den Abstürzen der thebanischen Wüste, um Weltliches oder Heiliges, Briefe, Schulübungen und Gebete zu schreiben, schon als die hieratische

Schrift lebendig war, und noch im Bereiche des Christlich-Koptischen. Und die Israeliten auf Elefantine verschmähten es sogar nicht, einen Granitsplitter mit ihrer aramäischen Schrift zu bedecken. Jeder sparte mit dem Schreibstoff; allzu viel wird überhaupt die Thebais nicht geschrieben haben. Aber den Tempeln fehlte es weder in Theben noch in Edfu an schönen Papyrusrollen, die sogar verschwenderisch benutzt, nämlich mit wenig Schrift bedeckt wurden. Die demotischen Urkunden sind fast immer groß und wenig sparsam geschrieben, während die griechischen auf kleine Blätter zusammengedrängt werden mußten. Man sieht klar genug, wer sparte und wer nicht. Angesichts dieser stattlichen Bogen und Rollen begreift man die hohen Gebühren von 10 und 20 Drachmen, die ägyptische Notare, aus dem Priesterstande der Heiligen Schreiber, für demotische Urkunden zu nehmen berechtigt waren. Am sichtbarsten tritt uns das Gewerbe derer entgegen, die mit der Bestattung und der Pflege der Mumien zu tun hatten. Dies Geschäft bedeutete hier wirklich viel, vom Choachyten, dem niederen Totenpriester, bis zum Taricheuten, der die Leiche „pökelte“; Hunderte, vielleicht Tausende lebten davon, und von ihren Verbänden, halb mönchischen Vereinen, zeugen noch die Urkunden. Sie hielten zusammen und folgten eignen Vorschriften ihres Standes. Die thebanische Westseite gehörte ihnen und allen den Gewerben, deren sie bedurften; hier entwickelte sich vielleicht das Gewerbe und Handwerk jeder Art lebhafter als in den Städten der Lebendigen, deren es doch in der Thebais nur mäßige gab, zumal nach der Auflösung Thebens selbst. Auch auf diesem Lebensgebiete spürt man das besondere Wesen Oberägyptens, nämlich das Übergewicht echt ägyptischer Sitte, die sonst gewiß nicht fehlte, aber nirgends so mächtig in den Vordergrund trat.

Der Handel ging von der Thebais, wie sich von selbst versteht, abgesehen von der Verbindung mit dem nördlichen Ägypten, nach Süden nilaufwärts ins nubische Land und weiter tief in den Sudan, das Innere Afrikas hinein. Vor allem gelangte auf diesem Wege das viel begehrte Elfenbein nach Ägypten und in die Mittelmeerwelt; die Beziehungen im Einzelnen, Art und Umfang des Warenverkehrs, entziehen sich noch jeder Darstellung. Die Sicherheit oder die Gefährdung der Südgrenze muß hier fördernd oder hemmend gewirkt haben, und wenn kräftige Reiche wie das der Königinnen von Meroë sich dazwischen legten, blieb dem nördlichen Nachbar nur übrig, kräftig vorzugehen, wie die ersten Ptolemäer und wieder Augustus es taten, oder sich kümmerlich damit abzu-

finden; von den Einfällen der Blemyer und von Diokletians auf die Länge vergeblichen Versuchen, sie unschädlich zu machen, haben wir schon gesprochen. Der Handel bahnt sich zwar auch durch Krieg und feindliche Heere seinen Weg, aber es wird ihm erschwert, und er kann sogar abgelenkt werden. Gelänge es einmal, den Gang der Rohstoffe aus dem inneren Afrika nach Norden und der Gebrauchsgegenstände von Ägypten in den Sudan aufzuhellen, so würde unendlich viel für die Geschichte Afrikas gewonnen werden. Nach Osten durchbrachen Wüstenstraßen das arabische Gebirge bis zum Roten Meere; im Norden von Antinoë nach Berenike, ganz im Süden von Edfu aus und in der Mitte der wichtigste Anschlußweg der Thebaïs von Koptos, genau genommen von Kainê, ebenfalls nach Berenike. Die Seltsamkeiten Ostafrikas kamen zu Schiffe in den Hafen, zu Schiffe auch Arabiens Weihrauch und Gewürze und namentlich in der Kaiserzeit die Kostbarkeiten Indiens, unter denen die chinesische Seide nicht fehlte. Seitdem Augustus die Seeräuber verjagt hatte, konnten die Handelsflotten ungestört fahren. Allerdings lenkten sie ihren Weg selbstverständlich weit überwiegend durch den Kanal vom Roten Meere zum Nil nach Alexandreia selbst; was für Koptos übrig blieb, wird im Vergleiche damit gering gewesen sein; aber es scheint doch, als habe kein Ort Oberägyptens soviel Handel auf sich gezogen, sei so sehr ein eigner Mittelpunkt geworden wie diese Stadt, deren Trümmer heute noch von ansehnlicher Größe zeugen. In einem Briefe lesen wir, wie man aus einem viel weiter nördlichen Gau Mittelägyptens nach Koptos reist, um Silberzeug, Panzer und Waffen zu kaufen, und die Schilderung des Bazartreibens klingt wie Gegenwart: die Preise wechseln täglich, man muß tüchtig handeln, um sie zu drücken, und um jeden Käufer und Verkäufer sammeln sich würdige Freunde, die das Geschäft lebhaft verfolgen. In Koptos sind auch Gewichte gefunden worden, an sich freilich ein Zufall, aber er paßt zu dem Bilde der lebhaften Handelstadt. Heute ist Kene größer, und noch mehr hat das nördlichere Assiut Menschen und Handel angezogen. Leider sagt eine Inschrift mit Zollsätzen für die Wüstenstraße von Koptos zwar mancherlei über die Beförderungsmittel, Kamele, Esel, Wagen, und die Begleiter, aber fast nichts über die Waren; ob die „Weiber zum Verkehr“ eingeführte ostafrikanische, arabische, indische Dirnen sind oder nur der Anhang der Warenbegleiter, ist keineswegs sicher. Rasthäuser und Brunnen, Befestigungen und streifende Abteilungen sicherten den ziemlich langen Weg durch die bergige Öde, die doch von räuberischem Volke bewohnt war. Endlich

muß die Thebais auch eine ständige Verbindung mit der großen Oase unterhalten haben, vermutlich von demselben Ausgangspunkte wie heute, in der Gegend Assiuts, und der Verkehr dorthin wird öfters erwähnt. Auch die Thebais war nichts ohne den Nil; je weiter südlich, desto mehr verschwinden auch die Kanäle, und nur der große Strom bleibt als Verkehrsweg übrig. Er ist hier im Süden keineswegs schmaler als im Norden, wo er nicht gerade durch Felsen beengt wird. Heute läuft die Eisenbahn an seinem rechten Ufer, manchmal Biegungen quer durch die Wüste abschneidend; im Altertum können nur die Dämme noch dem Verkehre gedient haben. Wenn irgendwo, so haben hier die großen Lastboote mit ihren riesigen Raen alles bewältigt. Herüber und hinüber ging bei jeder größeren Stadt die Fähre, die der Staat verpachtete; bei Edfu schauen wir noch in die Abgabe und dadurch in das lebhafte Hin und Her hinein; bei Theben muß es alles noch viel größer zugegangen sein, denn außer den Lebenden wollten überall auch die Toten übergesetzt werden.

Im Verkehre Ägyptens nahmen schon unter den späteren Ptolemäern die fremden Reisenden zu, die das seltsame Land beschauen wollten, und die Thebais lockte am stärksten, wenn sie auch nicht wie heute fast allein Altägypten in den Augen der Fremden darstellte, weil das Delta und Mittelägypten noch viel stehende Denkmäler der Pharaonen bewahrten. Freilich hatten schon viel früher Hellenen das Land der Wunder besucht, Hekataios und Herodotos, um die Welt zu erkunden, Platon um ägyptischer Wissenschaft willen und viele, die Geschäfte machen wollten oder mit ihrem Speere das Gold der Fremden verdienten. Aber bevor Ägypten durch die Ptolemäer zum hellenistischen Staate ausgebaut und der Welt, das heißt dem Mittelmeere, wirklich angeschlossen war, brachten doch die Einwandrer und Besucher überwiegend ganz andre Fragen und Wünsche mit als es der nur schauende Reisende tut. Erst mußte das Land in Verwaltung und Verkehrssprache hellenisch geworden sein, ehe es ganz zugänglich wurde; die Welt mußte aus den Stürmen nach Alexander zur Ruhe kommen, die ihr völlig erst Augustus brachte, bevor sie Muße und Stimmung zum Reisen fand; und endlich mußte das neue ptolemäische, dann kaiserliche Ägypten, ein lebendiges Glied der großen Welt, das alte Ägypten der Pharaonen ins Ferne, Altertümliche drängen. Nach manchen Ansätzen entfaltet sich aus dem Zusammenwirken dieser Ursachen erst im Beginne der Kaiserzeit die große Reiseflut; die Vornehmen und Reichen waren müde, sie waren verfeinert genug, um sich

von der Gegenwart abzukehren und in grauer Ferne alles Große, alles Wunderbare zu suchen. Manchen trieb auch wirkliche Wißbegier, ernsthaftes Verständnis für Geschichte und Vergangenheit, fremde Länder und Menschen, wovon die Reste hellenischer Wissenschaft glänzend zeugen; aber die große Mehrzahl suchte Ablenkung, suchte Stimmung, suchte Geheimnis. Nirgends wirkte es lockender als in Ägypten, und die ferne Thebais, die noch heute den Gast mit fremdem Schauer überfällt, bot überreich, was man suchte. So fühlten die Vornehmen, die hohen Gäste von weit her, römische Kaiser und Kaiserinnen, Prinzen und Minister, Hofdamen und Professoren, die aus Rom, aus Athen, aus Konstantinopel kamen. Aber die Tausende kleiner Leute, Ägypter, Hellenen, Römer meistens aus Ägypten selbst, führte irgend ein Zufall oder naher Zweck nilaufwärts, den Kaufmann ein Geschäft, den Krieger ein Heereszug oder auch nur die Reise eines hohen Beamten; sie besahen unterwegs, was es Seltsames gab, gingen auf Wunder und Gottesstimmen aus und taten schnell ein Gebet für sich samt ihren Lieben, das sie gern in Sockel oder Bein eines Ramses oder Amenophis einkratzten. So dienten sie den mächtigen Göttern dieser gotterfüllten Landschaft, und kamen sie gar bis Philai, so verschlang die fromme Stimmung auf dem heiligsten Boden alle weltlichen Gedanken. Alles wurde zur Wallfahrt. Es gab auch Menschen, die von vornherein darauf ausgingen, von Tempel zu Tempel, von Gott zu Gott zu wandern und ihre Reise als eine Kette des Gebets zu führen. Wirklich unzählige Inschriften in Philai, in Theben, in Abydos öffnen uns den Blick in alle Stimmungen, reine Frömmigkeit, die nur an Gott denkt, aber auch kriechende Berechnung, die für den König betet, um sich zu empfehlen, inniges Gedenken der Lieben und hastige Oberflächlichkeit, und am meisten wohl die unausgesprochene, aber fühlbare dumpfe Furcht vor den unberechenbaren Mächten. Denn in derselben Zeit, wo höher gerichtete Menschen zu reiner Sittlichkeit, ja Menschlichkeit strebten und stiegen, umstrickte das Grauen vor den feindlichen Geistern Millionen. So gehen in diesen Weihungen, die meistens griechisch lauten, aber auch demotisch, lateinisch und äthiopisch vorkommen, die alle nur denkbaren Stände und Lebenskreise darstellen, viel verschiedene Richtungen und Stimmungen durcheinander. Auf den ersten Blick könnte man sie ein Fremdenbuch in Stein nennen, und die Ähnlichkeit trifft soweit zu, daß auch die Narrenhände nicht fehlen; aber sie geben doch mehr als eine Laune oder Augenblicks-

stimmung, mehr als die kindliche Freude, auch dagewesen zu sein, die keineswegs mangelt.

Herodotos will den Anschein erwecken, als habe er die Thebais bis Syene bereist; aber wenn er es wirklich tat, hat er hier Augen und Sprache verloren, denn er berichtet fast nichts von den großen Wundern Thebens. Freilich verhält sich auch Strabon seltsam stumm, der sie doch sicher besucht hat. Und die große Menge der Besucher hat sich offenbar aus den Riesenbauten weit weniger gemacht als aus den Geheimnissen. Nach Abydos wallfahrtete man, weil dort Osiris begraben lag, nach Theben, um den singenden Memnon zu hören. Im grünen Felde stehen die beiden Riesenbilder Königs Amenophis III., dessen Tempel versunken ist; das eine war zertrümmert — Kambyses sollte sich daran vergriffen haben — und wurde erst in römischer Zeit ziemlich roh aufgerichtet. Diesen nannten die Hellenen Memnon, den Sohn der Eos, der für Troja stritt und vor Achills Lanze fiel. Des Morgens gab er einen Laut von sich. Obgleich kühle Köpfe an Betrug dachten, ist wohl doch die Tatsache kaum zu bezweifeln und auch nicht undenkbar; in byzantinischer Zeit hört man nichts mehr davon. Der singende Memnon war nun das Richtige: vom Kaiser bis zum Legionssoldaten besuchte ihn alles und grub in die Steine seine Huldigung, womöglich in Versen. Glücklich war die Römerin Caecilia Trebulla, als Memnon sich auch bei ihrem zweiten Besuche vernehmen ließ: „uns, die wir zuvor nur seine Stimme hörten, hat jetzt als Bekannte und Freunde begrüßt Memnon, der Sohn der Eos und des Tithonos. Wahrlich, Wahrnehmung und Stimme gab dem Steine die Natur, die Schöpferin aller Dinge“. Keinem Dichterling, mochte er noch so schwach sein, konnte entgehen, wieviel sich aus der Schandtat des Kambyses oder aus dem troischen Gegnerpaare Achilleus und Memnon machen ließ. Ein wahrer Regen von Versen aber ging hernieder, als im Herbste 130 n. Chr. Kaiser Hadrian mit seiner Gemahlin Sabina Ägypten bereiste und ein großes Gefolge mitbrachte, darunter die Hofdame Balbilla, die gern eine neue Sappho sein wollte, gemäß der ganzen Richtung des Herrschers auf ein neues Hellenentum. Mit sapphischen Strophen und lesbischen Wörtern feierte sie den allerhöchsten Besuch, für den auch Memnon etwas Besonderes tat: „der ägyptische Memnon, vernahm ich, rede vom Sonnenstrahle erwärmt aus thebanischem Steine. Als er aber den Weltherrscher Hadrian sah, sagte er vor den Strahlen der Sonne ihm den Gruß, so gut er's konnte. Und als Titan mit den weißen Rossen durch den Äther

fuhr und das zweite Maß der Stunden zeigte an der Schattenuhr, entsandte dröhnend wie Erz Memnon wieder laut seine Stimme, und freudig entsandte er dritten Klang. Der Herrscher Hadrian aber grüßte ebenso oft selbst den Memnon und hinterließ auf steinerner Tafel den Nachgeborenen Worte, die künden, wie oft er ihn sah und hörte; und allen ward offenbar, wie die Götter ihn lieben." Jedenfalls verstand Balbilla sich auf den höfischen Ton. Wohl die einzige Äußerung eines feines Herzens, der volle Gegensatz zu Balbillas leerem Prunke, dem Echtheit und Stil fehlen, klingt wieder aus dem Munde jener Caecilia Trebulla: „da ich Memnons heilige Stimme hörte, sehnte ich mich nach dir, Mutter, und wünschte dich zu hören." Solch eine kaiserliche Gegenwart setzte ganz Ägypten in Bewegung, wie wir es schon beim Besuche des Germanicus beobachten können, der im Jahre 19 n. Chr. die Wunder Ägyptens zu schauen kam. Überall mußte Quartier bereitet, mußten Lebensmittel herangeschafft, Wege und Brücken gebessert, Boote, Esel und Kamele gestellt werden, alles Lasten des Volkes, das zum Teile zu fronden, zum Teile zu zahlen hatte; später trugen sie die städtischen Beamten. Schon der Statthalter mit Gefolge beanspruchte auf der Reise Außerordentliches und muß, nach den Rechnungen, viel Menschen mitgeschleppt haben; nun gar erst ein Prinz oder Kaiser bedeutete eine schwere Besteuerung der ganzen Provinz. Dafür huldigte Hadrian freilich den ägyptischen Göttern und baute der Isis auf Philai die leichte Halle, die seinen Namen trug, ehe sie in den Fluten des Stausees versank. Daß er außerdem da, wo der schöne Antinoos ertrank, die Stadt der Neuhellenen gründete, bedeutete die ergänzende Huldigung vor dem Hellenentum.

Was auf uns erhaben und großartig wirkt, die thebanische Landschaft wie die thebanischen Bauten, scheint den Reisenden der Kaiserzeit wenig Eindruck gemacht zu haben. Sie besuchten die Königsgräber, aber man spürt nichts von einer Bewunderung der wahrhaft erstaunlichen Anlagen, nur Seltsames, Geheimnisvolles lockte dorthin, vielleicht irgend ein Spuk oder Zauber, wie er den Memnon anziehend machte. Viel Inschriften gibt es an den Syringen, wie man die Königsgräber nannte, von dem nüchternen Römer: „Laetus ist hier gewesen" bis zu der weihevollen Erinnerung des Atheners Nikagoras: „auch hier sei Platon uns gnädig"; aber daß ihm die wundervolle Schlucht etwas bedeutet hätte, verrät keiner der zahlreichen Gäste. Auch drüben in Deir el bahri beachtete man die schöne Anlage wohl kaum, sondern suchte nur Heilung bei Asklepios-Imuthes. Die Stimmung, die sonst auf Seltsames und

Wunderbares ausging, sammelte sich endlich auf der Insel Philai in reine Frömmigkeit. Hier wurde jede Äußerung zum Gebet, das kleinste Gekritzel wie das mühsam erkämpfte Gedicht. Die Insel galt in der Kaiserzeit als eine der heiligsten Stätten, den Hellenen ebenso wie den Ägyptern; denn Isis war ja die große Weltherrin, der Inbegriff alles göttlichen Wesens, fast darf man sagen Weltheiland, wie sie in den Hymnen gefeiert wird. Gegenüber auf der größeren Insel Bigge wohnte im „Unnahbaren", dem Abaton, Osiris. So blieb der Fromme in einem geweihten Bereiche, der alle Tiefen ägyptischer Geheimnisse enthielt. Überallhin schrieben sie ihre Gebete und Fürbitten, manchmal in denselben Versen, die vielleicht ein Betteldichter bereit hielt. Wer etwas mehr leisten oder zahlen konnte, besang gern die beiden Gedanken, die sich hier von selbst ergaben: die Größe der Göttin und die Lage der Insel an Ägyptens Südgrenze. Der Alexandriner Catilius feierte in gekünstelter Sprache den Kaiser Augustus, den man ja auch als Friedebringer und Heiland begrüßte, und empfahl sich zugleich dem damaligen kaiserlichen Statthalter Turranius: „dem Cäsar, dem Meerkönige und Gebieter der grenzenlosen Welt, dem Zeus-Befreier, entsprossen vom Vater Zeus, dem Herrscher Europas und Asiens, dem Sterne ganz Griechenlands, der als der große Heiland-Zeus aufging, hat auf dem heiligen Fels die Weihschrift Catilius gesetzt, der von Alexanders Stadt hierher kam; und den großen Sohn großer Ahnen, den gerechten Turranius, ganz Ägyptens trefflichsten Vorsteher, grub er in steinerne Tafel, auf daß, wer den Grund dieser Insel beträte, den Segenspender des Landes besinge. Philai aber spricht: der schöne Endpunkt Ägyptens bin ich und des Äthiopenlandes Grenze".

Was die Pilger und die schaulustigen Reisenden im Verkehre Ägyptens bedeuteten, läßt sich nicht leicht sagen, wenn man auch jedenfalls mit beträchtlichen Zahlen rechnen muß. Unser Eindruck, daß sich die Mengen vor allem in der Thebais trafen, stimmt mit allen mittelbaren und unmittelbaren Zeugnissen überein. Bis ins zweite Jahrhundert der Kaiserzeit wuchs die Flut, im dritten scheint sie abzunehmen und später verschwindet sie völlig; der allgemeine staatliche und wirtschaftliche Niedergang schränkte die Reiselust ebenso ein wie das Christentum, das die alten Stätten der Verehrung nicht mehr duldete. Jedoch fand noch mancher damals und später seinen Weg, wenn auch im Allgemeinen der Reiz und der Glaube dahin waren. Aber erst unter Kaiser Justinian wurde der Isistempel auf Philai geschlossen.

Das Christentum.

Die heiße thebanische Sonne hat in ihrem Felsenkessel auch das Christentum der Thebais zu seiner Leidenschaft und Unerbittlichkeit aufgeglüht und auf die ganze ägyptische Kirche gewirkt. Mehr als von irgend einem anderen Gebiete gilt hier: wer die Thebais nicht kennt, begreift weder die Tiefe noch die Wildheit ägyptischer Christen. Das ist nichts weniger als selbstverständlich, denn die neue Lehre kam aus Alexandreia, wo sie sehr früh Fuß gefaßt hatte und stärker noch als sonst von hellenischen Gedanken getränkt worden war. Stieg sie nilaufwärts, so konnte sie es nur in hellenischem Gewande, als eine neue hellenische Volks-Philosophie. Aber in Wirklichkeit sehen wir davon nur geringe Spuren, obwohl wir es annehmen müssen. Die ältesten Bibelhandschriften lassen sich jetzt schon ins zweite Jahrhundert n. Chr. hinauf verfolgen, ebenso die Verbreitung des Hebräerevangeliums und eines eignen Ägypterevangeliums. Aber die Urkunden und Briefe verraten noch keinen Hauch davon, und auch im dritten Jahrhundert lassen sie merkbar christliche Züge erst spät und in seltenen Ausnahmen spüren. Gewiß, es mag derselbe Zufall sein, der uns aus den Millionen beschriebener Blätter ein paar Tausend erhalten hat. Allein der Zufall, wenn es einer ist, scheint doch einen eigentümlichen Vorgang auszudrücken. Jenes alexandrinische Christentum eines Clemens und Origenes mochte wohl hier und da bei den Hellenen Wurzel schlagen; wie es jedoch in der Stadt selbst nach frühem Aufblühen nur langsam wuchs, so daß erst zu Ende des dritten Jahrhunderts eine wirkliche Kirche gebaut werden konnte, so fand es gewiß auch in den Provinzstädten nur mäßigen Widerhall. Die Gebildeten sahen bestenfalls darin eine Philosophie wie den Neuplatonismus und andre Richtungen, oder aber einen neuen orientalischen Aberglauben, und von beiden kannte man genug, um auf der Hut zu sein. Viel eher werden die niederen Schichten, die ja überall das Urchristentum trugen, ihm mit Gesinnung und Willen entgegen gekommen sein, und soweit in der Tat die Brüderlichkeit und innere Freiheit zur Wahrheit wurden, fanden hier die Armen und Bedrückten, die Sklaven und Abhängigen was sie suchten. Diese Menschen aber wußten mit alexandrinischen Gedankengängen nichts anzufangen, sie lasen keine Bücher und schrieben keine Briefe, und wenn sie etwa Hellenen oder hellenisch gerichtet waren, so blieben sie doch unter der Grenze des für uns Erkennbaren. Daher können wir sie weder nachweisen noch zählen, nur vermuten. Durch sie muß

und wird das Christentum die eigentlichen Ägypter erreicht haben, die ja die Masse der Landbevölkerung und der großen Gaustädte ausmachten. Wenn irgend jemand so waren sie die Unterdrückten, Entrechteten, Enterbten, ein Nichts in diesem römisch geordneten Staate, der bei jeder Gelegenheit fühlen ließ, daß er sie nur als arbeitende Masse, den Einzelnen aber kaum als vollen Menschen betrachte. Früh schon müssen hellenische Sendboten das Evangelium den Ägyptern in ägyptischer Sprache zu predigen begonnen haben; und da der Glaube der Stütze des überlieferten Evangeliums bedurfte, das heißt der Heiligen Schrift, so wurde die Übersetzung der griechischen Urschriften eine der ersten Aufgaben. Das Demotische lag im Sterben; ein mutiger, weitblickender Kopf wagte es, die ägyptische Sprache mit griechischen Buchstaben wiederzugeben und einige demotische Zeichen hinzuzufügen, wo ägyptische Laute griechisch nicht ausgedrückt werden konnten. Nur versuchend kann man mit allerlei Erwägungen zu dem Ergebnisse gelangen, dieser Schritt möge gegen die Wende des zweiten zum dritten Jahrhundert geschehen sein. Leicht war es nicht, die ägyptische Sprache einem Inhalte anzupassen, der ihr ganz ferne lag, noch dazu, nachdem sie schon seit Langem das innere Leben eingebüßt hatte: viel griechische Lehnwörter mußten helfen, deren genaue Abwägung vielleicht für den Ursprung des Koptischen noch mehr ergeben könnte als bisher gelungen ist. Das Christentum hat das Koptische, die späteste Gestalt des Ägyptischen in griechischer Schrift, nicht gerade geschaffen, denn ältere Versuche scheinen vorauszuliegen; aber es hat ihm Inhalt und Kraft gegeben, und das bedeutet zu allen Zeiten eigentliche Schöpfung gegenüber einer bloßen Erfindung.

Dies koptische Christentum entzieht sich erst recht unsrer Beobachtung, weil es erst recht in und unter Menschen lebt, die sich nur mündlich, nicht schriftlich äußern; es kann weit um sich gegriffen haben, ohne daß wir auch nur das Geringste davon sähen. Aber es war da, war lebendig und bot nun für die fähigen Köpfe in der neuen Gestalt seiner Schriftsprache ein Ausdrucksmittel, das rein christlich geprägt war. Wer jetzt als Ägypter und in seinem ägyptischen Wesen geistig wirken wollte, konnte es eigentlich nur als Christ, nur als Glied der Kirche tun. So wurde das Christentum in seiner koptischen Gestalt geradezu die Religion der Ägypter und verband sich mit ägyptischer Denkweise, mit allem Streben des Volkes so eng, daß es von nun an seine gewaltig werbende und drängende Kraft für diese Ägypter einsetzte. Ohne Frage hat es auch das

müde Volk, das durch Jahrtausende langen Dienst und immer neue Demütigung mürbe geworden war, wieder zum Selbstgefühle erzogen, hat den nie ganz erloschenen Haß gegen römische Verachtung und hellenischen Hochmut angefacht und ihm einen mächtigen Antrieb gegeben, es noch einmal mit der eignen Kraft zu versuchen. Auf der andern Seite kam die besondere christliche Gedankenwelt der inneren Hilfsbedürftigkeit unterdrückter Menschen entgegen, und aus allen diesen Wirkungen ergab sich eine völlige Durchdringung des ägyptischen und des christlichen Wesens. Nicht als ob die Ägypter alle Seiten des Christentums oder gar alle seine Tiefen aufgenommen und verstanden hätten; vieles ist ihnen sogar stets fremd geblieben, und das großartige Lehrgebäude der hellenischen Kirchenväter hat wohl kaum je ein koptischer Christ begriffen; aber was sie erfaßten, das ging ganz in ihr Leben ein, so daß Ägyptisch und Christlich dasselbe wurde. In dieser Verbindung führte das Christliche, aber das Ägyptische gewann. Und die eigentümliche Verschmelzung der beiden ursprünglich ganz fremden Kräfte hat sich offenbar in der Thebais vollzogen, wo das ägyptische Wesen noch lebte und noch nicht hellenisch abgeschliffen oder überstrichen war. Während die hellenisch gerichtete und gebildete Kirche Alexandreias mit einer Reihe christlicher Gemeinden langsam aufstieg, vollzog sich tief unter ihr jene christlich-völkische Bewegung. Vielleicht standen sie immer in Verbindung; die Führer der alexandrinischen Gemeinde werden wohl immer Wert darauf gelegt haben, sich alle ägyptischen Christen irgendwie anzugliedern, so wenig ihnen im Grunde dies christlich-ägyptische Volkstum willkommen sein konnte. Beide mußten erst die schweren Verfolgungen des dritten Jahrhunderts durchmachen, in der Mitte durch Kaiser Decius und am Ende durch Kaiser Diokletian, mit dem sie noch viel später die Ära der Märtyrer zu zählen begannen; beide, das alexandrinisch-hellenische und das ägyptische, das heißt das koptische Christentum, bestanden die Probe und stiegen nun rasch von Macht zu Macht. Jetzt verfolgen sie die Heiden, namentlich die Anhänger der alten Götter, die es noch gab; auf Philai haben bis ins sechste Jahrhundert der Isistempel und eine christliche Kirche, beide mit tätigem Gottesdienste, neben einander bestanden. Und der Sieg des Christentums bedeutet zugleich einen Sieg ägyptischen Wesens, der allmählich auch in den Urkunden und Briefen, in Namen und Dingen, spürbar wird.

Im vierten Jahrhundert stehen auf der einen Seite die christlichen Ägypter, auf der andern die heidnischen Hellenen; dies Bild ge-

währt die Thebais; die Ägypter meistens noch kleine Leute, die Hellenen vielfach große und reiche Besitzer. Die alte Abneigung wurde gerade damals, als in ganz Ägypten der Großgrundbesitz zunahm, durch die wirtschaftliche Ungleichheit noch verstärkt; aber sie blieb nicht mehr stumm, sondern der Haß der gottseligen Kopten begann den Namen der Hellenen geradezu mit „Heiden“ und zwar verächtlich zu deuten. Auch an christlichen Hellenen fehlte es nicht. Seit dem zweiten Jahrhundert zeugen sicherer als alles andere die Reste christlicher Schriften davon, die Jahr um Jahr dem ägyptischen Boden entstiegen sind: biblische Bücher, unbekannte Evangelien, die später die Kirche verworfen hat, gesammelte Aussprüche Jesu, halb in Anlehnung an die überlieferten, halb weitergeführt in Mystik und Gnosis. Alle diese Schriften müssen ihre Leser unter den hellenischen Christen gehabt haben; aber auch diese standen der christlichen Wissenschaft Alexandreias zu fern, um zu den großen theologischen Werken, zum Beispiel des Origenes, ein Verhältnis zu finden. Daher fehlen diese unter den Entdeckungen keineswegs zufällig. Die christlichen Ägypter dagegen eigneten sich anfänglich einige gnostische Bücher der hellenischen Christenwelt durch Übersetzung an, verzichteten aber mehr und mehr darauf, an der theologischen Entwicklung der Kirche Teil zu nehmen, denn alle diese Fragen lagen weit jenseits ihres Vermögens. Der wunderbeladene, überschwengliche Hirt des Hermas wurde eines ihrer Lieblingsbücher und deshalb bald ins Koptische übersetzt. Namentlich seit dem vierten Jahrhundert entfaltet sich ein eigenes koptisches Schrifttum, das auf Nachahmung verzichtet, dafür aber den Gipfel geistloser Frömmigkeit ersteigt. Alle diese Geschichten von Mönchen und Märtyrern mögen ihre gleichgestimmten Leser erbaut haben; über ihnen liegt nichts von der Größe, wohl aber die Öde der Wüste. Überall und von Beginn an überwiegt ja herrscht die saidische Mundart, das heißt die der Thebais. Ansätze koptischen Schrifttums begegnen auch in der faijumischen und der bohairischen, unterägyptischen Mundart; aber das Saïdische hat namentlich mit der Übersetzung der Heiligen Schrift sich ein entscheidendes Übergewicht gesichert, wieder ein Zeichen, wie das gesamte ägyptische Christentum in der Thebais reift und hier zur eigentlichen Prägung gelangt. Wer über das geistige Leben dieser ägyptischen Christen herbe urteilt, hat Recht genug dazu, sobald er sich an die Bücher hält und hellenische Theologie damit vergleicht. Wer aber frei urteilen will, muß sich die Heimat dieser Richtung vorstellen: hier war kein Ort für beweglich

und vielfältig schimmernde Gedanken noch für geistvolle Worte, sondern hier drängte das Land selbst zusammen und zwang, alle Kraft an eine Sache zu setzen. Die ungeheure Einseitigkeit, Beschränktheit und Verbohrtheit dieses koptischen Christentums stammt aus seiner Heimat, daher aber auch seine besinnungslose Stoßkraft und seine folgenreichste Wirkung, worauf wir noch kommen werden, das Kloster.

Schon recht früh scheint das Christentum auch in die Große Oase El Charge eingezogen zu sein. Ein Brief aus dem dritten Jahrhundert setzt im ganzen Tone und in den Ausdrücken unzweifelhaft christliche Anschauungen voraus; aber die Totenbestatter als alter Berufsverband bleiben bestehen. Die Christen haben also die heidnischen Sitten der Leichenbehandlung noch keineswegs aufgegeben. Der Brief des Presbyters Psenosiris erzählt das Schicksal einer christlichen Frau Politikê, die vom Statthalter in die Oase zur Verbannung geschickt, dort gestorben ist und nun den zuständigen Bestattern übergeben werden soll. So kurz und gut erhalten der Brief ist, soviel Schwierigkeiten bietet seine Erläuterung im Einzelnen. Er ist griechisch abgefaßt, vielleicht weil Schreiber und Empfänger als Presbyter sich besonderer Bildung erfreuten. Im übrigen können wir unter der gleichen Sonne eine ähnliche Lage wie in der Thebais auch für El Charge beobachten, nämlich ein starkes Übergewicht des ägyptischen Wesens, das fremde Züge kaum aufnimmt. Das Christentum bestärkte diese Richtung.

Die Kirche bewahrte in Ägypten ungewöhnlich lange die ältesten Formen der Gemeindeverfassung. Wir kennen sie aus der Apostelgeschichte, diese Ältesten und Lehrer, die in den Urgemeinden das äußere Leben wie die geistliche Unterweisung leiteten; aber sehr bald drängte sich einer der „Aufseher“ an die Spitze, und schon im zweiten Jahrhundert war der Bischof als einziges Oberhaupt die Regel. Den Bischöfen der großen Provinzstädte ordneten sich die kleineren Gemeinden unter, sodaß die weltliche Metropole zugleich Sitz des geistlichen Oberhauptes über einen ganzen Sprengel wurde. In Ägypten tauchen die regierenden Bischöfe erst spät auf, obwohl die staatliche Gliederung des Landes in Gaue mindestens ebenso leicht dahin hätte führen können wie die Verhältnisse Kleinasiens, das die geschilderte Kirchenverfassung am deutlichsten ausgebildet hat. Vielleicht ging die Ausbreitung des Christentums in Ägypten nicht so gradlinig; trifft die Vorstellung einigermaßen zu, die wir uns zu bilden suchten, so würde alles begreiflich. Dann hätte das Neue tief unter der Oberfläche, in der Schicht der Ägypter, gegärt

und gewirkt, die höheren Kreise aber, besonders die Hellenen der Metropolen, wenig berührt. Was am Tage lag, wäre viel zu unbedeutend und verstreut gewesen, um einen festeren Aufbau, einen Zusammenschluß, eine eigentliche Kirchenverfassung zu gestatten oder zu lohnen; und die Gemeinden, die gleichsam unterirdisch sich fortpflanzten und fortlebten, hätten von sich aus kaum irgend welche Gestaltungskraft aufbringen können, weil ihnen auch staatlich jede Form völlig mangelte: es war ja gerade das Merkmal der Ägypter, wie Rom sie sah und behandelte, staatlos, gemeindelos, verbandlos zu sein, nichts als eine Horde Einzelner. Vielleicht erklärt diese Betrachtung besser als irgend eine andre, weshalb in Ägypten erst so auffallend spät regierende Bischöfe und größere Sprengel unter einem Oberhaupte auftreten, zugleich aber auch, wie der Bischof Alexandreias eine so gewaltige Stellung erringen konnte. Denn als das heimlich gewachsene Christentum der ägyptischen Massen endlich ans Tageslicht durchbrach, fehlte ihm der Führer, die Verfassung, die Gliederung, mußte ihm fehlen, weil es ägyptisch war; der Alexandriner, der überlegene Hellene, zu verwalten und zu ordnen gewohnt, besaß, was jene nun nicht mehr entbehren konnten, und brauchte nur zuzugreifen.

Obwohl eine beträchtliche Menge von Urkunden kirchliche Angelegenheiten berührt, wissen wir doch von der Verfassung der Gemeinden, von ihren Ordnungen und Gottesdiensten recht wenig, und fast alles erst aus später Zeit. Etwas weiter als zwei Monate erstreckt sich ein Verzeichnis der Kirchenfeste von Oxyrhynchos aus dem sechsten Jahrhundert, das keineswegs vollständig ist, sondern nur die Gottesdienste mit Abendmahlsfeier nennt; aber es öffnet doch einen Blick in die Welt der dort verehrten Heiligen und nennt eine Reihe von Kirchen: „Phaophi 23 in der Kirche des Phoibammon, Sonntag. 25 beim heiligen Serenos, Bußtag. 30 in der Märtyrerkirche, Sonntag. Hathyr 3 in der Kirche des Phoibammon, Epimachostag. 7 beim Evangelisten, Sonntag. 12 beim heiligen Michael, sein Tag. 13 bei demselben. 14 beim heiligen Justus, sein Tag. 15 beim heiligen Menas, sein Tag. 16 bei demselben. (Nach einer Lücke.) Choiak 7 beim heiligen Viktor. 12 in der Kirche der Anniane, Sonntag. 15 beim heiligen Kosmas, Isionstag. 19 beim Evangelisten, Sonntag. 22 beim heiligen Philoxenos, sein Tag. 23 bei demselben. 24 bei demselben. 25 ebenfalls bei demselben. 26 beim heiligen Serenos, Sonntag. 27 bei demselben. 28 bei der heiligen Maria, Christi Geburt. 29 bei derselben. 30 ebenfalls bei derselben.“ Manche dieser Kirchen gehören allgemein aner=

kannten Heiligen, andre nur örtlichen Größen, und wo hier der Zusatz „heilig“ fehlt, darf man schwerlich ein Versehen annehmen, sondern muß mit verehrten Vätern der Gemeinde rechnen, die in Oxyrhynchos etwas galten, es aber nicht zur öffentlichen Heiligkeit gebracht hatten. Der Evangelist scheint hier Johannes zu sein, nicht Markus, an den man zuerst denkt, weil die fromme Überlieferung ihn zum Gründer der alexandrinischen Gemeinde machte und damit zum Schützer der ganzen Kirche Ägyptens erhob. Was Oxyrhynchos sehen läßt, ist örtlich bestimmt, unvollständig und zufällig, fehlt doch ein so bezeichnendes Merkmal wie der Sabbatsgottesdienst, den die Alexandriner und vermutlich auch die übrigen Gemeinden ungewöhnlich lange festhielten. Aber wir können doch von hier aus wenigstens eine schwache Vorstellung von dem regen kirchlichen Leben gewinnen und dürfen uns die Städte der Thebaïs nach diesem Beispiele ausmalen. Seltsamer Weise hat man in Edfu keinen Anstoß genommen, eine Kirche die des heiligen Apollon zu nennen, obwohl Apollon der hellenische Name des alten Stadtgottes Horos war und die Kirche damit seinen Dienst einfach zu übernehmen schien, so sehr sie diesen Gedanken auch von sich gewiesen hätte. Die ältesten Gemeinden haben sich gewiß sehr lange ohne Kirchenbau beholfen; wenn in Alexandreia erst gegen Ende des dritten Jahrhunderts Bischof Theonas eine Kirche baute, so war bei den gestaltlosen ägyptischen Gemeinden erst recht nicht daran zu denken. Sie werden sich an beliebigen Stätten versammelt haben. Was wir vom Kirchenbau noch beurteilen und sehen können, trägt unverkennbar byzantinische Züge, denn hierher gehört der sogenannte koptische Stil. Die ägyptischen Christen haben jede Anknüpfung an ihre uralt-heidnische und doch heimische Baugewohnheit so streng vermieden, daß sie lieber dem Stile der verhaßten Hellenen folgten. Überdies wird dieser byzantinische Stil die Kirchenform geprägt haben, bevor die ägyptischen Christen ernstlich daran dachten. Das Alte war nun wirklich tot, und die echtesten Ägypter selbst wollten diese Trümmer nicht mehr zum Leben erwecken, gerade aus ihrem glühenden Glaubenseifer heraus. So nahmen auch sie, künstlerisch wenig zeugungsfähig, was ihnen die hellenischen Beherrscher der Kirche boten. In den schon verfallenen Tempel zu Luxor bauten sie eine Kirche hinein, deren byzantinisch-koptische Linien schlecht in die aufrechte Größe altägyptischer Säulenhallen sich fügen, und auch sonst reicht noch hier und da eine Kirche, wie Abu Serge in Altkairo, oder ein Kloster in die Frühe des ägyptischen Kirchenbaus hinauf. Wer zu sehen vermag, was Bau-

formen ausdrücken, wird ein Unbehagen schwerlich los werden: denn dieser Stil war zwar christlich, aber nicht ägyptisch und insofern ein unpassendes Kleid für das ganz und gar ägyptische Christentum der Thebais.

Die Kirchen als Körperschaften fanden sich schnell ins weltliche Leben und verstanden sich zu erhalten; wie irgend eine Gemeinde erwarben sie Besitz an Häusern, die sie vermieteten, an Gärten, die sie in Pacht gaben; sie gründeten Krankenhäuser, zum Teile gewiß aus christlicher Barmherzigkeit, die gerade hier, unter dem leidenschaftlich düsteren Volke der Thebais, neben einer nüchternen Geschäftlichkeit eine wirkliche Macht bedeutete, betrieben Bäckereien, ließen auf dem Nile Getreideschiffe laufen, kurz sie wuchsen ebenso zu Unternehmungen heran wie einst die großen alten Tempel mit ihrer Landwirtschaft, ihrem Gewerbe, ihrem Handel, wenn sie auch wahrscheinlich längst nicht erreichten, was früher ihre heidnischen Vorgänger wirtschaftlich geleistet und bedeutet hatten. Mindestens entlasteten sie doch die Mitglieder der Gemeinde.

Schon der Kirchenkalender von Oxyrhynchos konnte dartun, was Schriftsteller und Urkunden bestätigen: Ägypten ist das Land der Heiligen. Es wurde eine Leidenschaft der ägyptischen Christen, Heilige zu entdecken, fromme Männer durch Wunder bestätigt zu finden und als Ortsheilige zu feiern. In Wahrheit lebte in dieser Sucht die alte Dämonenfurcht weiter, die sich andre Namen suchte, als sie Isis und Osiris samt ihren Heerscharen aufgeben mußte, die das Volk noch lange teuer hielt. Eingehende Untersuchung könnte vielleicht schon jetzt diesen oder jenen Heiligen auf einen bestimmten Gott zurückführen; auf bezeichnende Merkmale kam es nicht mehr an, weil die Götter spätester Zeit selbst schon ihre Eigenart eingebüßt hatten und im Grunde gleich geworden waren. Auch die Verehrung heiliger Gebeine scheint unmittelbar aus dem Osirisglauben zu stammen; kaum irgendwo anders begegnet so früh Anbetung und Dienst göttlicher Glieder und Körperstücke. Von hier aus mag der Gebrauch über Ägypten hinaus die ganze Kirche erobert haben.

Hing so das Christentum in mehr als einer Beziehung von den Voraussetzungen ab, die es an Ort und Stelle vorfand, so bewies es auf der andern Seite Kraft genug, gewisse Lebensformen zu durchdringen, die an sich mit dem Glauben nichts zu tun hatten. Von der täglichen Sitte und Lebensgewohnheit wissen wir zu wenig, so weit sie nicht klösterlich ist, und von den heutigen Kopten darf man nicht zurückschließen, weil sie seit mehr als einem Jahrtausend unter arabischem Einflusse stehen. Daher wird uns diese Durch-

dringung dort am greifbarsten, wo sie es vielleicht weniger war als sonst; aber unsere Zeugnisse sind nun einmal sprachlich geformt und lassen deshalb die christliche Färbung im Stil noch am besten sehen. In den Formeln der Urkunden betätigt sich der christliche Geist, der sachlich und rechtlich wenig ändert, aber über alles seine wortreiche Demut und betonte Weltabkehr ausgießt, im vierten und fünften Jahrhundert noch zurückhaltend, ohne Schranken aber seit dem sechsten. Selbst die koptischen Urkunden, die in Masse erst später einsetzen, können in dieser Hinsicht ihre griechischen Vorbilder nicht allzu sehr überbieten. Jede schlichte rechtlich-geschäftliche Abmachung muß nun salbungsvoll eingeleitet werden, und der Aufblick zu Gott darf nicht fehlen, am wenigsten da, wo es sich um Beziehung von Mensch zu Mensch handelt wie bei Ehe und Ehescheidung. Ließ man einst mit althellenischer kaum noch verstandener Formel den Sklaven frei „unter Himmel, Erde, Sonne“, so lautet es nun: „unter Erde und Himmel in frommer Verehrung des allerbarmenden Gottes“, wobei noch für Himmel hier das gewöhnliche Wort steht, während er einst mit dem Namen des Zeus also als Gott bezeichnet wurde. An der Spitze des Vertrages soll Name und Jahr des Kaisers genannt werden; aber der fromme Christ beginnt die rechtsverbindliche Handlung „im Namen unseres Herrn Jesu Christi, unsres Gottes und Heilandes, und unsrer Gebieterin, der Gottesmutter und Ewigjungfrau Maria, und des heiligen Johannes, des Vorläufers und Täufers, und des heiligen Johannes, des Theologen und Evangelisten, und des ganzen Chores der Heiligen und gekrönten Märtyrer“. Vielleicht am stärksten ist das Testament beeinflußt worden, denn der Gedanke an den Tod stimmte auch damals die Leute fromm, und so begann man denn gern mit einem langgedehnten Gewebe aus Bibelsprüchen, die vom Ende des Lebens und vom Gerichte sprechen, als wäre diese Rechtsurkunde der rechte Ort für eine Predigt. Aber auch der einfache Privatbrief hat sich umprägen lassen müssen bis in die äußeren Formen hinein, und zwar so fühlbar, daß der Kenner es sofort spürt, ohne daß der Inhalt irgendwie den Glauben auch nur streifte. Selbst ein paar Zeilen, die nur den Überbringer dem Empfänger empfehlen sollen, verraten sich, auch wenn nicht der Anfangsgruß „Freude im Herrn“ lautet. Wie für den alten hellenischen Brief gab es sichtlich auch für den christlichen Briefschreiber Mustersammlungen, die den sonst kaum denkbaren gleichen Gang und Tonfall erklären. Ja die christlichen Gedanken haben den gesamten griechischen Stil des byzantinischen Zeitalters umgestaltet und sind

neben der Rhetorik, die aus dem Hellenentum selbst wuchs, die zweite Wurzel dieser seltsam hochgeschossenen, hundertfach verschnörkelten Pflanze. Diese triefende Demut, diese unablässige Verehrung des andern und Herabsetzung des Ich, diese wortreiche Verschleierung des Kerns, die mit zehn Ausdrücken vergeblich klar zu machen sucht, was früher ein einziges Wort besagte, diese Sorge, jeden Rechtsfall zu bedenken und in Worte zu fassen, weil ihr die Fähigkeit fehlt, rechtsgemäß zu denken, ist echtes ägyptisches Christentum, Gesinnung und Sprache lang Geknechteter, endlich Befreiter, die weder der Welt noch sich selbst mehr trauen, weder dem Nächsten noch den Dingen rein ins Auge schauen können. Es war freilich ein großer Sieg, wenn diese Geistesrichtung sogar in das eigenste Machtgebiet des Hellenentums, seine weltbeherrschende Sprache, eindringen konnte, nur möglich durch die Zersetzung, die innerlich diese Sprache selbst entmannte.

Gegenüber aber lag ein andres Feld, wo dasselbe ägyptische Christentum erstaunlich wenig leistete und leisten konnte, weil in ihm das Ägyptische stärker blieb als das Christliche. Die religiöse Stimmung, die so christlich aussieht, so christlich klingt, ist zwar nicht gerade unecht, aber von wirklicher Tiefe weit entfernt. Kaum je zeigt sich eine Spur wirklicher Versenkung in die entscheidenden Grundanschauungen des Christentums; was der hellenische Geist daraus schöpfte und gestaltete, der römische dann aufs Leben anwandte, blieb in der Thebais unverstanden. Äußerlich es sich anzueignen, widerspruchslos alles hinzunehmen, sich ins Leere gefühlvoll hineinzuträumen oder mit Gespenstern zu kämpfen, das waren die ehrlich gemeinten Stimmungen dieser Ägypter, und sie besaßen im Grunde nicht viel Christliches außer Namen, Formeln, Gebräuchen. Deshalb lebte in ihnen ungestört der alte Zauberspuk weiter; die hellenischen Götter und viel hellenische Vorstellungen hatte er schon in sich hinein gezogen, warum nicht auch die christlichen? Ob man Chnum oder Sabaoth oder Jesus anrief, darauf kam nicht viel an, wenn nur keiner dieser mächtigen Dämonen übergangen und beleidigt wurde. Wohl nichts saß in den Gemütern der Ägypter so fest wie dieser dumpfe Ring, den mehr Schatten als Bilder füllten, und das Christentum störte sie nicht viel darin. Amulette trug man immer; jetzt wurden Bibelsprüche gewickelt und auf die Brust gehängt. Gaben die alten Götter Orakel, warum nicht auch der christliche Gott, zumal wenn der beliebte heilige Philoxenos fürsprach? Die christliche Orakelfrage gleicht in Form und Inhalt der heidnischen. Es hat sich in diesen Dingen kaum etwas geändert;

der uralte Inhalt läßt sich durch die neue Form nicht wandeln. Um so eifriger aber verteidigte die Leidenschaft dieser heißen Menschen im Christentum gerade das, was ihrem Wesen entsprach, mochte es noch so unchristlich sein. Sie setzten ihre todesmutige Kampfstimmung im Grunde an den Schutz ihres innersten Ägypterwesens, äußerlich an einen Glauben, den sie kaum kannten und nicht erfaßten. Sie starben den Märtyrertod um des Bekenntnisses zu Jesu Christo willen; aber ohne es zu ahnen bekannten sie Osiris und starben um ihn.

Wer noch zweifelt, ob wirklich das ägyptische Christentum seinen Inhalt der Thebais verdanke, kann es von den Einsiedlern und Mönchen erfahren, denn hier war ihre Heimat und ihr Mittelpunkt. Keine Lebensäußerung bezeichnet so sehr das Besondere der christlichen Entwicklung Ägyptens wie diese Weltflucht der Einzelnen und der Verbände. Es kommt wenig darauf an, Vorbilder oder Spuren etwa in altägyptischen Anschauungen zu suchen; das Land selbst schuf die Gesinnung und die Gelegenheit. Dem Ägypter war der Rand der Wüste seit endlosen Zeiten vertraut; manches Dorf lag bereits auf Wüstenboden, und überall verbarg man die Toten im öden Gestein. Nun gar erst auf der Westseite Thebens, wo die Felswände von zahllosen Gräbern durchlöchert waren, wo Vorsprünge und Spalten von selbst Höhlen bildeten; hier entsprach der großen Stadt der Lebenden, die im Osten lag, eine große Stadt der Toten, die doch auch viele Lebende zu Bewohnern hatte und haben mußte. Sich hier anzusiedeln, war an sich nichts Besonderes; die wirkliche, menschenleere Öde begann eigentlich erst jenseits der Felswand von Deir el bahri. Aber wer es tat, lebte hier schon in der Stille, nicht unerreichbar weit von den Menschen, aber doch fern genug, um selten gestört und von Ungerufenen nicht gefunden zu werden, mitten unter den Toten, in einer großartigen Bergwelt, die ihn einengte und auf sich selbst zwang, und doch auch durch unendlichen Ausblick auf das Höchste hinlenkte. Der Zug ins Unbedingte, den das Christentum der Ägypter trägt, wurde hier auf den Gipfel gesteigert durch eine Umgebung, die nichts Halbes und Schwaches duldet. Unter der Glut der thebanischen Sonne verloren die Gedanken ihr Spielen und Hasten; sie versanken alle in einen einzigen, die bedingungslose Hingabe an Gott. Pflanzenlos und leblos ragte das goldene Gestein der schroffen Berge empor, unerschütterlich und streng; so wollte Gott auch das Leben des wohlgefälligen Menschen, allem Schmuck und Reiz des Daseins abgekehrt, beständig auf ein Ziel gerichtet, gegen sich selbst unnach-

giebig. Wer die Wirkung dieser Landschaft erfahren hat, begreift durchaus, wie erregte Menschen auf den Gedanken kommen mußten, nur in dieser Einsamkeit, im weiten Bogen dieser gewaltigen Bergformen, unter diesem verzehrenden Himmel lasse sich die letzte Vollendung finden, nur hier wohne Gott, und wer ihm unmittelbar gehören, nur für ihn, in ihm leben wolle, müsse hier seine Jahre in völliger Entsagung zubringen. Solche Gedanken und Stimmungen sterben niemals aus, aber zu manchen Zeiten packen sie die Menschen mit besonderer Kraft; was Geschlechter täglich sahen, ohne besonders ergriffen zu werden, wirkt auf einmal mit ungeahnter Macht auf viele. So hat die thebanische Wüste in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts mit der leidenschaftlichen Richtung des ägyptischen Christentums, mit dem verzweifelten Widerstande gegen die furchtbaren Verfolgungen sich zu einer großen Spannung zusammengeschlossen. Gott suchende Männer siedelten sich in diesen Felsen an, den Versuchungen der Welt entrückt, stark genug, um mit gesammelter Kraft die Dämonen zu bekämpfen und nur an Gott zu denken. Antonius wurde Führer und Vorbild, der aus reichem Hause stammte und alles aufgab. Nicht nur in der Thebais trieben sie ihr Wesen, sondern auch wo sonst die Wüste lockte.

Bald wurden ihrer so viele, daß sie sich benachbarten, zumal in den Gegenden, die sie bevorzugten, wie es die Thebais war. Sie traten in Verbindung, trieben fromme Übungen gemeinsam, besuchten sich von Zelle zu Zelle. Mancher Wüstenberg wurde ein heiliges Heim der Einsiedler, fast eine Stadt der Einsamen, die damit aufhörten, einsam zu sein. Einsiedeleien entstanden, die mehreren Raum boten und ein gemeinsames gottbeschauliches Leben voraussetzten; die einst ganz weltferne Stätte der Flucht begann sich in ein gewöhnliches weltliches Besitztum zu wandeln, das man verkaufte und vermietete. Vielleicht brachte die volle Entfaltung das mit sich; aber es scheint doch, als hätten gerade die Ägypter zu allen Zeiten dazu geneigt, was als Stimmung und Leidenschaft begann, sehr rasch in Gesetz und Geschäft zu verkehren. Ihre völlige Versenkung in einen Gedanken, die düstere Wildheit des Erlebens, die geistige Enge des Erfassens machte aus tiefer Regung eine starre Form, weil ihnen eigentlich immer die Weite fehlte. Was sie taten, taten sie ganz, aber dies Ganze war eng. Wann die Klöster aus dem Zusammenschlusse der Einsiedler entstanden seien, läßt sich mit einem Worte nicht sagen; über manche Übergänge hinweg waren sie jedenfalls in der Mitte des vierten Jahrhunderts eine Tatsache geworden, ohne die Einsiedler völlig zu beseitigen, deren

Ruhm nie verblaßte, zumal derer, die in der Thebais Gott allein dienten. Pachomios, der 346 starb, nahm zum Kloster eine ähnliche Stellung ein wie fünfzig Jahre früher Antonius zu den Einsiedlern. Die Hellenen prägten in zwei Namen die Grundgedanken des Klosterlebens: sie nannten es Monasterion, das Haus der Einsamkeit, weil man hierher sich von der Welt zurückzog; Koinobion dagegen drückte die Lebensgemeinschaft vieler in einem Hause und Verbande aus.

Nicht nur die Gottseligkeit trieb damals viele ins Kloster, so stark solche Stimmungen auch fortwirkten gerade in einem Volke, das auch im Christentum eigentlich nur Eines sehen, seinen Reichtum nicht fassen konnte, sondern daneben die wirtschaftliche Not, die immer mehr einzelne entwurzelte und ihnen nur die Wahl ließ, Räuber oder Mönche zu werden. Die Großgrundbesitzer griffen stark und habgierig um sich; der kleine Bauer erlag und wurde unrettbar hörig auf seinem alten Grund und Boden, wenn er nicht in die Wüste gehen wollte, wo die Räuberbande oder das Kloster lockte. In der Thebais erschütterten obendrein die schweren Einfälle der Blemyer jedes ungeschützte Leben; das Dorf war wehrlos, aber hinter den festen Mauern des Klosters war eine Zuflucht zu finden, denn die rohen Feinde verstanden wohl zu morden und zu plündern, aber nicht zu belagern, und die Äbte, für viele zu sorgen gewöhnt, richteten sich eher auf alle Fälle ein. Auch die zusammengefaßte und fest geleitete Kraft von Hunderten oberägyptischer Mönchsfäuste war den feindlichen Horden gegenüber nicht zu verachten. Niemand lebte im Grunde sicherer als der Mönch; gewiß mußte er sich einiges versagen, was andre harmlos taten, und Brot mit harten Linsen jahraus, jahrein durfte schon als eine Buße gelten; aber dafür kümmerte ihn auch nichts, und das halb wache, halb träumende Nichtstun, mit Gleichgesinnten und Gleichbeschäftigten im Geschwätz, entsprach der innersten Stimmung, wie noch heute. Daß man damit zugleich etwas höchst Gottgefälliges tat, konnte den Reiz nur steigern. So wuchsen überall Klöster auf, Sammelstätten der Bedrängten und der Frommen, Burgen Gottes gegen den inneren und gegen den äußeren Feind. Deir el bahri, das alle Wandlungen ägyptischen Glaubens miterlebt hat, erst der Totentempel der Königin Hatschepsut, dann eine Heilstätte des Asklepios-Imuthes, wurde nun ein christliches Kloster.

Seinen Höhepunkt erstieg das ägyptische Klosterleben, das ägyptische Christentum überhaupt wiederum rund fünfzig Jahre nach

Pachomios in Schenute, der um 400 n. Chr. das Weiße Kloster bei Ahmîm gewaltig beherrschte. Noch heute steht es, noch heute ist es Kloster, und neben der Bezeichnung, die nur dem Äußeren des umfangreichen Baues gilt, trägt es zum Gedächtnis seines größten Abtes den Namen Deir Amba Schenuda. Eine große Menge von Mönchen und Nonnen vereinigte Schenute unter seiner gewaltigen Hand, wohl Tausende, wenn man die abhängigen Klöster mitzählt, und übte eine eiserne Zucht mit dem Stocke, den er selbst führte. Als echtem Ägypter war ihm die Form der Inhalt, und es galt ihm nicht zu gering, der Vorsteherin des Frauenklosters ausführlich zu schreiben, wieviel Stockschläge diese oder jene Nonne erhalten solle. Als er einmal abwesend war, brach eine Empörung gegen seine Strenge aus; aber seine Rückkehr zwang alles nieder. Dieser harte Stockmeister und Gewaltmensch sorgte doch auch väterlich für die große Schar der Seinigen, nahm die Kranken, Bedürftigen und Bedrängten bereitwillig in seine Mauern auf, pflegte, nährte und schützte sie. Auch den hohen hellenischen Beamten des byzantinischen Staats bot er die Spitze, und es kam ihm nicht darauf an, ihre Sendlinge eigenhändig hinauszuwerfen; das Christentum hatte wirklich den Ägyptern den Rücken gesteift, die doch seit Jahrtausenden vor jedem Mächtigen sich zu krümmen gewohnt waren. Freilich war nicht jeder ein Schenute. Er konnte es aus einer ungebrochenen Wesensart heraus, die beschränkt genug war, immer nur Eins zu sehen und zu wollen.

Neben seiner fast königlichen Herrschertätigkeit schrieb er unzählig viel, alles in koptischer Sprache, mit so eigner Prägung, daß es sich meistens erkennen läßt, auch wenn es ohne seinen Namen überliefert wird, Briefe, Ermahnungen aller Art, kraftvoll und herzlich, in christliche Sprache und christliche Gesinnung getaucht. Dadurch unterscheidet sich alles, was von ihm herrührt, zu seinem Vorteile von der übrigen koptischen Mönchsschreiberei, matten und geistlosen Geschichten, wie ein frommer Vater den andern besucht, wie sie mit einander Linsen essen und von geistlichen Dingen reden. Bei Schenute ist alles Leben und Kraft, alles angeeignet von einer starken Persönlichkeit. Freilich geht er nur aufs Sichtbare und Greifbare. Die feinen Gedankengewebe hellenischer Theologen würde er nie verstanden haben, wenn er je davon gehört hätte; aber er fragte überhaupt nicht danach. Was die hochgebildeten Patriarchen in Alexandreia mit ihren Gelehrten von den zwei Naturen im Gottmenschen erörterten, umstritten, lehrten und bewiesen, das betrachtete er sicherlich, wenn ihm je etwas davon zu Ohren kam,

als eine Sache der Hellenen, die er als Ägypter gar nicht wissen wollte. Selbst die Grundlehren des Christentums, wie sie bis zu seiner Zeit aus Denken und Erleben tief und kühn herausgebildet worden waren, dürfte er schwerlich auch nur im Umrisse verstanden haben. Sein Christentum bestand in frommer Gesinnung und heiligem Eifer und in der Tatsache, daß er das Weiße Kloster gewaltig beherrschte. Schenute drückt wie kein andrer die Beschränktheit aber auch die Wucht des ägyptischen Christentums, insbesondere des Mönchtums mit seiner Persönlichkeit aus, und dadurch ist er groß geworden, als vollkommenster Vertreter eines ganzen Volkes. Er ist der Ägypter, der ägyptische Christ, man darf auch sagen; er ist die Thebais.

Wir wissen nicht, was der alexandrinische Patriarch Kyrillos, der ihn im Jahre 431 nach Ephesos aufs Konzil mitnahm, von ihm gedacht haben mag; daß er von den Lehrfragen, um die es dort ging, auch nicht einen Hauch verstehen würde, muß ihm klar gewesen sein, aber sicherlich schätzte er den unbedingt ergebenen und unerschrockenen Kämpfer. Kyrillos und Schenute neben einander werden geradezu das Bild der ägyptischen Kirche: an der Spitze feine hellenische Köpfe, zugleich staatsklug und herrschgewandt, darunter aber eine ganz anders gerichtete Masse, die eigentlich in ihrem völkischen Streben den Hellenen durchaus entgegen stand und dennoch sich einfügte in den Bau der hellenischen Kirche, bereit, allen ihren Lehrwandlungen zu folgen und ihre ungeheure, blinde Stoßkraft zu Gebote zu stellen. Alexandrinische Patriarchen haben manchen Kampf mit den Fäusten koptischer Mönche zu ihren Gunsten entschieden, wenn die Waffe des Wortes nicht schaffte, was sie sollte. Der Geist Alexandreias und der Geist der Thebais waren in der ägyptischen Kirche zusammengespannt, ein unmögliches Paar, das doch Jahrhunderte lang zusammengehalten hat, weil keiner vom andern erwartete, daß er ihn verstehe.

Das Gedächtnis ihres großen Schenute blieb den ägyptischen Christen ein Schatz von Trost und Stolz, nirgends mehr als in seinem Kloster. Dort beteten noch viel später die Mönche um eine segensreiche Nilschwelle: „Ahnherr der Mönche, heiliger Senuthios, vergiß nicht völlig deines Vermächtnisses, sondern gedenke deiner Gemeinde, die du ursprünglich gegründet hast, und bete zum Herrn und Heilande, daß unsre Seelen gerettet werden. Aufgestanden in der Frühe preisen wir deine Auferstehung, Herr, senden den Ruf der Engel empor und sprechen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden unter den Menschen deines Wohlgefallens.

Heilig ist Gott, der Erzengel Macht und der Chor der Heiligen flehen zu dir, Menschenfreund, Heiliger, Starker, Menschgeborener, gib uns nicht dem Tode Preis noch die Stadt der Verödung, Gerechter, Guter, Heiliger, Unsterblicher, laß steigen, so bitten wir, die Wasser des Stromes; segne, so bitten wir, die Früchte des Jahres, denn alles erwarten wir von dir zur Nahrung. Der du um unsertwillen gekreuzigt wurdest, erbarme dich unser. Heilig ist Gott, dem die Cherubim lobsingen, den die Seraphim anbeten und der Chor der Engel."

Solange der Kaiser in Byzanz über Ägypten herrschte, blieb der Staat hellenisch, und das neue Wachstum ägyptischen Wesens, das sich unter dem Schutze und in engster Verbindung mit dem Christentume entfaltete, setzte seine Kraft an den Kampf erst ums Sein, dann um die Macht. Seine große Stunde schlug, als die Araber Ägypten eroberten, denn die ägyptischen Christen verstanden wenigstens zunächst, sich gut mit ihnen zu stellen. Hellenische Bildung und hellenische Sprache gingen nieder, vom Sieger bald unterdrückt; aber die koptische Sprache erscheint nun auf einmal weit verbreitet. Sie war es schon vorher; jedoch hatte der byzantinische Staat sie immer noch unter das griechische Joch gezwungen. Nun wird sie frei, und Ägypten gewinnt ein koptisches Gesicht. Die ägyptische Kirche hatte sich schon vorher von der orthodoxen Reichslehre gelöst und das monophysitische Bekenntnis von der einen Natur im Gottmenschen fast allein aufrecht erhalten; dieser Gegensatz zur Reichskirche schob sie zwar in einen toten Winkel, schützte aber mehr als andres ihre eigne, altertümliche Art. Der Name der Kopten, vom Ägypter abgeleitet, haftete nun an den Christen, die wirklich unter den Kalifen das ägyptische Wesen verkörperten und nach Abstammung wie nach Sprache die echten Ägypter waren. Daher stellen heute eben sie, die christlichen Ägypter, die altägyptischen Züge am reinsten dar; sie wohnen zahlreich und oft wohlhabend gern in den Städten, vor allem in Assiut, wo ihre prächtigen Häuser am Nile von ihrem Reichtume zeugen. Die koptische Kirche büßte im Laufe des Mittelalters das innere Leben ein, das sie niemals aus sich selbst schöpfen konnte; die Reichskirche aber lehnte sie ab, obgleich die Kopten mit jenen Fragen, um deren willen man sich gespalten hatte, gar nichts anzufangen wußten und von ihrem Standpunkte aus nur durch hellenische Spitzfindigkeiten Ketzer geworden waren. Daran etwas zu ändern, wäre ihnen nie gelungen, und so blieben sie dabei, auch als sie kein alexandrinischer Geist mehr führte. Wenig hat sich im

Laufe der Jahrhunderte entwickelt, und das koptische Christentum vertritt für uns in starrer Gespensterhaftigkeit eine frühe, längst überholte Stufe. Die Priester lesen noch aus koptischen Meßbüchern, würden aber ohne arabische Übersetzung nichts verstehen, kein Mensch mehr spricht die Sprache der Heimat, alles ist arabisch geworden. Aber trotzdem schlägt dies koptische Christentum mehr als andres die Brücke von der Gegenwart zum Altertum; mitten in der ewig gleichen, ewig lebendigen Landschaft, neben den Trümmern einer gewaltigen und doch vergangenen Vergangenheit steht es zwar starr aber doch nicht tot als Erbe des alten Ägyptens. Noch immer weht etwas von der glühenden Luft der Thebais um das koptische Wesen; klein ist es neben den thebanischen Felsen, schwach neben dem starken Schenute und doch echt, wenn man diese Luft der Glut, diesen tiefblauen Himmel, diese goldenen Felsen erlebt hat und unvergeßlich behält, wenn man die geschichtliche Erscheinung in ihr Land hinein zu denken vermag.

Zeittafel.

vor Christus
336—323 Alexander der Große.
331 Alexandreias Gründung.
322 Demosthenes †. Aristoteles †.
322—305 Ptolemaios Satrap in Ägypten.
305—285/4 Ptolemaios Soter König Ägyptens.
Um 300 Zenon, Begründer der stoischen Philosophie. Epikuros.
291 Menander †.
285/4—247/6 Ptolemaios Philadelphos.
280—275 Krieg Roms mit Pyrrhos.
270 Arsinoe †.
Um 270 Theokritos.
Um 260 Kallimachos.
264—241 Erster Krieg Roms mit Karthago.
256 König Açoka wird Buddhist.
247/6—222/1 Ptolemaios Euergetes I.
Um 240 Eratosthenes.
222/1—204 Ptolemaios Philopator.
218—201 Zweiter Krieg Roms mit Karthago.
217 Ptolemaios Philopator siegt über Antiochos den Großen bei Raphia.
216 Hannibal siegt bei Cannae.
204—182/1 Ptolemaios Epiphanes.
197 Rom besiegt Makedonien.
190 Rom besiegt Antiochos III.
181—146 Ptolemaios Philometor, seit 171 mit seinem Bruder.
168 Roms endgültiger Sieg über Makedonien.
166 Aufstand der Makkabäer.
146 Rom zerstört Karthago, erobert Korinth, macht Makedonien zur Provinz.
146—117 Ptolemaios Euergetes II. Alleinherrscher.
133 Rom unterwirft Spanien. Das pergamenische Reich wird römische Provinz.
117—81 Kleopatra III., Ptolemaios Soter II., Ptolemaios Alexandros I.
88 Zerstörung Thebens.
88—64 Kriege des Mithradates von Pontos mit Rom.
81 Berenike III., Ptolemaios Alexandros II.

81—51 Ptolemaios Auletes.
51—30 Kleopatra VII., Cäsarion.
48 Cäsar besiegt Pompeius, besetzt Alexandreia.
44 Cäsar ermordet.
31 Oktavian besiegt Antonius und Kleopatra bei Aktion.
30 Ägypten wird römische Provinz.
30 (27)—14 n. Chr. Augustus.
nach Christus
14—37 Tiberius.
30 (?) Jesus †.
37—41 Caligula.
Um 40 Philon von Alexandreia.
41—54 Claudius.
54—68 Nero.
64 Apostel Paulus †.
69—79 Vespasian.
70 Zerstörung Jerusalems.
79—81 Titus.
81—96 Domitian.
96—98 Nerva.
98—117 Trajan.
117—138 Hadrian.
138—161 Antoninus Pius.
Um 150 der Naturforscher Ptolemaios.
161—180 Marcus Aurelius.
180—192 Commodus.
193—211 Septimius Severus.
Um 200 Clemens von Alexandreia.
Nach 200 Origenes.
211—217 Caracalla.
212 Verleihung des römischen Bürgerrechts an die Provinzialen.
Um 240 der Neuplatoniker Plotinos.
250 Christenverfolgung unter Decius.
284—305 Diokletian. Christenverfolgung.
Gegen 300 der heilige Antonius.
306—337 Konstantin.
325 Konzil zu Nikaia. Athanasios, Areios.
346 der heilige Pachomius †.
361—363 Julianus.
395 Teilung des römischen Reichs in Westreich und Ostreich.
Um 400 Augustinus. Schenute.

410 Rom von den Westgoten geplündert.

Um 420 Kyrillos Patriarch von Alexandreia.

451 Attila auf den catalaunischen Feldern besiegt. Konzil zu Chalkedon.

493—555 Reich der Ostgothen in Italien; Theoderich.

527—565 Justinian I. Corpus iuris.

622 Mohammeds Flucht nach Medina.

640/1 die Araber erobern Ägypten.

Register.





Ägypten in griechisch-römischer Zeit.

